EX ELECT-
ORALI
BIBLIOTHECA SERENISS
VTRIVSQ BAVARIÆ
DVCVM.
MDCC XLVI.

L

<3670014077001 0

<3670014077001 0

Bayer. Staatsbibliothek

Phil: 3673.

Architet Cav. ~~59~~ 60

A. cav. 60

Des

Abts Laugier

neue Anmerkungen

über die

Baukunst.

Nebst einem zwiefachen Anhange,

als:

des Herrn le Roi

Geschichte der Einrichtung

und Gestalt der christlichen Kirchen von Kaiser Constantin dem Großen bis auf unsre Zeit;

und

ein Vorschlag zu einem Comödienhause.

Mit Kupfern.

Aus dem Französischen übersetzt.

Leipzig,
bey M. G. Weidmanns Erben und Reich.
1768.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorbericht
des Uebersetzers.

Wir liefern den Freunden der Baukunst hier des Abts Laugier neue Anmerkungen über diese Kunst, und tragen kein Bedenken, sie neu zu nennen, weil sie als Zusätze, oder ein zweyter Theil seines Essai sur l' Architecture wovon bereits im J. 1758 zu Frankfurt und Leipzig, im fischerschen Verlage, eine Uebersetzung erschienen, anzusehen sind. Man wird solche vermuthlich mit gleichem Vergnügen lesen, weil sie mit eben der scharfen Urtheilskraft, mit dem feinen Geschmacke, und der dreisten Kritik geschrieben sind, als jener beliebte Versuch.

Laugier erschien zuerst mit seinem Versuche als ein Ungenannter; Kenner bemerkten aber gar bald, daß die kleine Schrift für unzählige elende Bücher,

welche als Versuche in die Welt geschickt werden, einen Vorzug verdiene; sie ward öfter aufgelegt, und endlich unter des bescheidnen Verfassers, der sich lange nicht zu erkennen geben wollte, Namen bekannt. Man fand darinne eine freymüthige, und meistentheils richtige Critik der besten Werke der Baukunst, nicht nur von den verstorbenen, sondern auch von den noch lebenden Meistern. Die Urtheile verriethen so viel theoretische Kenntniß der ersten Gründe der Baukunst, so viel Einsicht und Genie bey Anlegung neuer Gebäude, daß man anfieng, den Abt Laugier in wichtigen Fällen zu Rathe zu ziehen, wodurch sein Ansehen in der Kunst immer zunahm.

Durch diesen Beyfall ermuntert, gab Laugier seine neuen Anmerkungen heraus, welche den Charakter der ersten Schrift mit gleichem Rechte behaupteten, und eben so begierig gelesen wurden. Wir wollen uns bey dem Lobe derselben nicht aufhalten, sondern den Lesern das Vergnügen lassen, sich selbst

davon

davon zu überzeugen. Aus einer Anmerkung der Geschichte der Kirchen von le Roi, welche wir zugleich mit der Schrift des Laugier bekannt machen, erhellet, wie vortheilhaft dieser berühmte Architekt von dem Abte Laugier urtheilet, und daß er ihn nur einiger geringen Fehler wegen tadelt, welche einer, der die Theorie nicht mit der Ausübung verbindet, leicht begehen kann.

Diese kurze Geschichte, von der Form der Kirchen, durch Herrn le Roi, welcher sich durch seine architektonische Reiseanmerkungen, und Herausgabe der Monumente Griechenlands berühmt gemacht, haben wir nicht nur, weil sie schön geschrieben, sondern auch weil sie gewissermaßen zur Erläuterung der Schrift des Abts Laugier dienet, als einen Anhang beygefüget. Laugier führt solche selbst an einem Orte an, und verweiset die Leser darauf, als auf eine gründliche Abhandlung. Und da er sich in seinen Anmerkungen lange bey den Kirchen, und zumal bey der neuen von

St. Genevieve aufhält, so wird die Geschichte von der Form der Kirchen des le Roi zu besserer Verständlichkeit dienen, zumal da man sich, durch die auf einer Kupferplatte beygefügten Grundrisse der Kirchen, viel leichter einen Begriff vom Ganzen machen, und den Laugier desto leichter verstehen kann; und da le Roi sich selbst bey der Kirche der heil. Genevieve, und Magdalena etwas weitläuftig aufhält.

Der zweyte Anhang betrift einen Vorschlag zu einem neuen Schauspielhause. Er enthält in wenig Blättern viel Artiges, Sinnreiches und Neues, das man sich bey Aufführung neuer Theater zu nutze machen kann. Vermuthlich ist er nur sehr wenigen Liebhabern der Bühne in Deutschland zu Gesichte gekommen; deswegen glauben wir, ihnen einen Gefallen zu thun, solchen durch diese Uebersetzung allgemeiner zu machen.

Vorrede.

Es ist noch lange nicht alles über die Baukunst gesagt, was gesagt werden kann. Es bleibt vielmehr allezeit ein weites Feld zur Untersuchung für Künstler, zu Anmerkungen für Kenner und Liebhaber, und zu neuen Entdeckungen für Männer von Genie, übrig. Wie viel Zeit hat man nicht gebraucht, bis der Geist der Erfindung durch unzähliges Zusammenhalten des Nöthigen mit dem Angenehmen den großen Zwischenraum von der elenden Bauerhütte bis zum Pallast korinthischer Ordnung durchgewandert? Und noch mehr Zeit hat man angewandt, um durch richtige Vernunftschlüsse von den schönen Erfindungen das Unordentliche und Unregelmäßige, welches sich durch eine ausschweifende Einbildungskraft eingeschlichen hatte, abzusondern.

Die Aegyptier lieferten gleichsam nur Skize oder grobe Entwürfe in der Baukunst, die Griechen zeichneten alles auf eine gefällige angenehme Art, und die Römer führten es mit einer kräftigen Manier und majestätisch aus. Die erstern setzten die Welt durch ihre großen ungeheuren Massen in Erstaunen, ihre Formen hatten aber nichts angenehmes. Die andern zeigten sich be-

sonders durch richtige Umrisse, und erfanden die schönsten Formen. Die letztern waren bloße Nachfolger der erstern, sie nutzten die Erfindungen der Griechen nur, und richteten sie auf ihre Umstände ein. Unter der Regierung Alexanders des Großen, war die Kunst der Vollkommenheit sehr nahe, und unter Kaiser August, kamen die nachahmenden Römer ihrem Originale fast gleich. Doch findet man in den Denkmalen jener für die Künste so merkwürdigen Zeiten Beweise, daß die Baukunst durch scharfe Beurtheilung und Geschmack noch nicht genug auf feste Regeln gesetzt war.

Die ersten Erfinder haben allemal zu viel Schwierigkeiten zu übersteigen, daß nicht noch einige Unvollkommenheiten und Fehler übrig bleiben sollten. Die bloßen Nachahmer nehmen das Gute und Schlechte zum Muster, ohne einmal daran zu denken, daß man hier und da Verbesserungen anbringen könne. Sie verlassen sich auf das befestigte Ansehen ihrer Muster, und halten sich dadurch gerechtfertigt. Dieß ist der Grund, warum die Griechen und Römer Fehler in der Baukunst gelassen. Man hätte nach ihnen schärfer urtheilen, durch neue Verbesserungen ihre Fehler wegräumen, ihre Werke mit einer strengen Kritik untersuchen, und sich in Acht nehmen sollen, aus Irrthum den Ruf ihrer Werke nicht zu mißbrauchen, und diesen Mustern blindlings zu folgen.

Es trug sich aber eine ganz andre und gerade entgegengesetzte Veränderung mit der Kunst zu.

Denn

Denn gleichwie alle Nachahmer, die nicht weiter als ihr Modell sehen, gemeiniglich unter dem Modelle bleiben, und alle Sachen in der Ausführung nicht so weit kommen, als man es sich in der Idee vorstellt; so näherten sich auch die Nachfolger des Vitruvs, die sich blos mit seinen Gedanken behalfen, der Vollkommenheit nicht weiter, sondern kamen vielmehr allmählich von derselben zurück. Der Fall der Architektur war, so wie bey allen Künsten, geschwinder als ihr Wachsthum. Sie hatte bereits unter Constantin, dem Erbauer der Basilica des Heilandes, und der vom Apostel Petrus, sehr abgenommen; sie war unter Justinian, dem Stifter der Sophienkirche in Constantinopel, fast nicht mehr kennbar; und in den folgenden Jahrhunderten verwandelte sie sich in eine gänzliche Barbarey.

Unter Kaiser Carl dem Großen bekümmerte man sich weder um die äußere Gestalt, noch um richtige Verhältnisse, noch um gute Verzierungen. Alles war wild, und von der natürlichen gesunden Architektur entfernt. Dreyhundert Jahre nachher, spannte man gleichsam allenthalben die Kräfte an, um sich aus dieser Unwissenheit und Dummheit herauszureissen. Man hatte bisher sehr plump und schwer gebauet, wovon sich Beyspiele an den allerältesten Kirchen in Frankreich finden, und verfiel nunmehr gerade auf das Gegentheil. Man bauete ganz leicht, und wagte in diesem Stücke das Aeußerste. Die Gebäude hatten allenthalben künstliche Durchsichten, die Mauern waren abgesetzt und durchbrochen, mit einem Worte, sie schienen sehr schwach

gebauet, und waren dem ungeachtet außerordentlich fest.

Bey dieser sonderbaren Bauart muß man voraussetzen, daß die griechischen Ordnungen gänzlich unbekannt waren. Sie ist als ein besonders System anzusehen, und hat einen ganz andern Charakter. Der Baumeister bestimmte die Formen, die Proportion und Verzierung einzig und allein nach seinem Gutdünken. Um die vorigen zu übertreffen, durfte er nur verwegner bauen, und sein Gebäude noch wunderbarer verzieren.

Endlich verursachte eine unerwartete Veränderung, daß die antike Bauart sich wieder empor schwung. Man entdeckte glücklicher Weise die Spuren davon in den alten römischen Ruinen. Sie wurden untersucht, die Verhältnisse bestimmt, und man fand, daß diese Bauart den Vorzug vor allen andern verdiene. Diese Entdeckung fiel ohngefähr um die Zeit, als der Pabst vorhatte, die Peterskirche von Grund aus neu aufzuführen. Die Baumeister, welche dem Baue derselben nach und nach vorstunden, als Bramante, Perugino, Sangalli, Raphael und Michael Angelo, spannten alle Kräfte ihres Genies an, um in der Anlage dieses Gebäudes den herrlichen Werken des Alterthums gleich zu kommen. Ihr Beyspiel munterte andere zur Nacheiferung auf, und der glückliche Erfolg verursachte, daß man diese Bauart zum beständigen Muster wählte. Frankreich empfieng, so zu sagen, dieß neue Gesetzbuch aus Italien, und alle andre Nationen nahmen es in der Folge gleichfalls an.

Diese

Diese Veränderung geschah in einem ziemlich kurzen Zeitraume, ohngeachtet der wichtigen Vorurtheile und Hindernisse, die man zu übersteigen hatte. Inzwischen waren vorher wohl ein paar hundert Jahre mit Proben und allen Arten von Versuchen verstrichen, ehe man die Baukunst zu dem Grade der Vollkommenheit, in welchem sie bey den Griechen gewesen, brachte. Frankreich hatte die Ehre, das erste Stück zu liefern, welches man sich nicht schämen durfte, den prächtigsten Monumenten des Alterthums gleich zu stellen. Diese herrliche Kunst, welche bereits in Italien wieder verlohren gegangen ist, und in andern Ländern bisher einen so langsamen Fortgang gehabt, hat sich in Frankreich nicht nur erhalten, sondern auch noch zugenommen; ja wir dürfen uns schmeicheln, eben so große Meister, als Rom zu den Zeiten des Vitruvs besaß, gegenwärtig aufweisen zu können.

Es ist also anjetzt unsre Pflicht das zu thun, was man seit seiner Zeit längst hätte thun sollen. Wir müssen nämlich die besten Werke unsrer Baumeister mit der strengsten Schärfe beurtheilen, ihnen keinen Fehler zu gute halten, sondern von ihnen verlangen, daß sie uns von den Formen ihrer Gebäude, von ihren Verhältnissen und Verzierungen den Grund angeben. Wir müssen suchen, ihnen das Schwere der Theorie leicht zu machen, unsre Betrachtung mit ihrer Erfahrung verbinden, damit die Kunst leichter und geschwinder zur Vollkommenheit gebracht werde. Dieß ist der Endzweck der Anmerkungen, welche ich in diesem kleinen Werke der Welt mittheile.

Ich

Vorrede.

Ich werde sehr viel Theile der Baukunst darin durchgehen, worüber man bisher vielleicht noch nicht so bestimmt und genau nachgedacht. Inzwischen fehlt noch sehr viel daran, daß ich diese Materien erschöpft hätte. Die Baukunst hat so mancherley besondre Stücke, und die Vollkommenheit eines Gebäudes hängt von so vielen Nebenumständen ab, daß einer, der seine Anmerkungen mit Klugheit und Ueberlegung machen will, aus der unendlichen Menge nur eine geringe Anzahl wählen kann.

Inhalt.

Inhalt.

Erste Abtheilung.

Die ersten Gründe der Verhältnisse. S. 1

Erstes Kapitel. Worin das Verhältniß bestehet. 4

Zweytes Kapitel. Von der Proportion in Ansehung des Innerlichen der Gebäude. 10

Drittes Kapitel. Die allgemeinen Verhältnisse bey dem Aufrisse der Gebäude. 17

Viertes Kapitel. Von dem Verhältnisse der Theile mit dem Ganzen in Ansehung des Innerlichen der Gebäude. 22

Fünftes Kapitel. Von dem Verhältnisse der Theile mit dem Ganzen in Ansehung des äußern Aufrisses der Gebäude. 25

Sechstes Kapitel. Von den Verhältnissen der Theile unter einander. 31

Zweyte Abtheilung.

Von den Unbequemlichkeiten der architektonischen Ordnungen. S. 55

Erstes Kapitel. Die Unbequemlichkeiten der architektonischen Ordnungen von außen an den Gebäuden. 58

Zweytes Kapitel. Die Unbequemlichkeiten der Säulenordnungen von außen, in Ansehung unserer Lebensart und unsers Himmelsstriches. 65

Drittes Kapitel. Die Unbequemlichkeit der Säulenordnungen bey Bauplätzen, die nicht rechtwinklicht sind. 70

Viertes Kapitel. Die Unbequemlichkeit der Säulenordnungen, inwendig in den Gebäuden. 78

Fünftes

Inhalt.

Fünftes Kapitel. Die Unbequemlichkeit der Säulenordnungen inwendig in den Kirchen, in Absicht einiger Kirchengebräuche, besonders bey den Römischkatholischen. 85

Dritte Abtheilung.

Von der Schwierigkeit die gothischen Kirchen zu verzieren. S. 92

Vierte Abtheilung.

Von der Art den Plan eines Gebäudes geschickt anzugeben. S. 110

Erstes Kapitel. Von der Lage eines Gebäudes. 111

Zweytes Kapitel. Von der Figur eines Gebäudes. 129

Drittes Kapitel. Von der innerlichen Eintheilung der Gebäude. 142

Fünfte Abtheilung.

Von den Monumenten zur Ehre großer Männer. 161

Sechste Abtheilung.

Von der Möglichkeit einer neuen architektonischen Säulenordnung. S. 178

Erstes Kapitel. Bedingungen der Aufgabe. 180

Zweytes Kapitel. Vorschläge zur Auflösung derselben. 187

Drittes Kapitel. Anlage einer neuen französischen Ordnung. 194

Sieben-

Inhalt.

Siebente Abtheilung.

Von den Gewölben und Dächern. 200

Erster Anhang.

Des Herrn le Roi Geschichte der Einrichtung und Gestalt der christlichen Kirchen von Kaiser Constantin dem Großen bis auf unsre Zeit. S. 223
Einleitung. 225

Der erste Abschnitt.

Von der Einrichtung der ersten Kirchen bis zur Wiederherstellung der Künste in Italien. S. 229
Von der ersten christlichen Kirche, oder der alten Basilike des heiligen Petrus. 231
Von der Erfindung der Kuppeln. 234

Der andre Abschnitt.

Von der Einrichtung der christlichen Kirchen seit den Zeiten der Wiederherstellung der Künste in Italien, bis zu Ende der Regierung Ludwigs XIV. S. 238
Von der Verbesserung der Kuppeln. 240
Von Erfindung der Kuppeln in den neuern Kirchen. 243
Von der Verbesserung der inwendigen Kuppeln, welche über der Mitte in den schönsten neuern Kirchen geführt sind. 245
Von dem künstlichen Durchschnitte der Nebenseiten in die Wände der Kuppel zu St. Paul in London, von noch einem andern in der Invalidenkirche

Inhalt.

kirche zu Paris, und von der schönen Art der Erleuchtung dieser Kuppel. 253

Der dritte Abschnitt.

Von der Schönheit der Kolonnaden in den Gebäuden überhaupt, und von den Veränderungen, welche man deswegen in den innerlichen Hauptabtheilungen machen muß. S. 257

Unser Gesichte ist schuld, daß die inwendigen Theile eines Gebäudes oft größer oder kleiner scheinen, als sie wirklich sind. 269

Der vierte Abschnitt.

Von der Anlage der französischen Kirchen, seit dem Tode Ludwigs XIV. bis auf Erbauung der Kirchen St. Genevieve und St. Magdalene. S. 274

Von der Kapelle zu Versailles. 276

Von der Kirche der heiligen Genevieve und der heiligen Magdalene. 278

Zweyter Anhang.

Vorschlag zu einem Comödienhause. S. 289

Neue

Neue Anmerkungen

über

die Baukunst.

Erste Abtheilung.

Die ersten Gründe der Verhältnisse.

Die Verhältnisse sind ein wesentliches Stück der Baukunst. Dieß ist so wahr, daß ein wohl proportionirtes Gebäude, wenn es auch keine andern Vorzüge als gute Materialien hat, dennoch seine Wirkung thut, da im Gegentheil mit Verschwendung angebrachte Zierathen ein Gebäude ohne Verhältnisse doch nicht schön machen. Man kann, ohne Kenntniß von der Proportion, geschickt genug seyn den Werkleuten gute Anlagen an die Hand zu geben, und künstliche Verzierungen zu erfinden, man wird aber nie den Namen eines wahren Baumeisters verdienen.

Diese Kenntniß läßt sich auf unendlich viele Dinge anwenden. Auf das Ganze des Gebäudes überhaupt, auf die äußerliche und innerliche Eintheilung, auf die besondre Einrichtung in Ansehung der Bestimmung desselben, auf die Uebereinstimmung der Theile unter sich, und mit dem Ganzen. Alle diese Dinge beruhen auf die Lehre von den Verhältnissen,

und ein jedes erfordert genaue Achtsamkeit von einem Baumeister, der seinen Werken gute Verhältnisse zu geben suchet. Er muß alles wohl überlegen, und die Theile unter einander vergleichen, damit er ein richtiges Ganzes, eine schöne Verbindung und eine angenehm ins Auge fallende Uebereinstimmung herausbringe. Ohne diese Stücke würde er bey den kostbarsten Materialien gleichwohl nichts regelmäßiges liefern, und davon hängt gleichwohl die gute Wirkung, welche das Gebäude thun soll, allein ab.

Ich bin weit entfernt dem Rufe unsrer Baumeister schaden zu wollen; ich kenne ihre Talente, und freue mich über ihren ausgebreiteten Ruhm: es scheint mir aber fast, daß die meisten die Grundsätze der Proportion nicht hinlänglich verstehen. Denn die bloße Anwendung derjenigen Verhältnisse, die von alten und neuen Baumeistern bisher gebraucht worden; solcher, die durch die Mode, und ein sclavisches Nachfolgen vom Lehrmeister auf den Schüler erben; solcher, die auf keine Grundsätze beruhen, sondern die ein Künstler von Genie zuerst versucht, und denen nachgehends ein Heer von Nachahmern blindlings gefolget ist; eine solche Kenntniß, sage ich, heißt bey mir keine gründliche Wissenschaft von der Proportion.

Dergleichen Kenntniß besitzen heißt eigentlich nichts anders, als die Geschichte der Fehler, welche lange in der Baukunst geherrscht haben, wissen; eine Kunst, von deren Wachsthume man zwar viel Rühmens macht, die sich aber vielleicht noch in der Kindheit befindet.

Die Wissenschaft der Proportion muß auf festere Grundsätze beruhen. Sie muß uns in den Stand

setzen,

setzen, durch ein richtiges und genaues Urtheil, aus einer unendlichen Menge verschiedner Maaßen, bey jedem Falle, die besten zu wählen, und die andern zu verwerfen. Wer so nicht verfährt, handelt blos nach der Uebung, und der Erfahrung, und darf sich nicht rühmen eine gründliche Wissenschaft zu besitzen.

Die Bücher von der Baukunst zeigen nur die gewöhnlichen Verhältnisse an, ohne einen Grund anzugeben, welcher jemanden, der darüber nachdenken möchte, befriedigen könnte. Die Gewohnheit ist das Gesetz dieser Schriftsteller, welches sie auf die Nachwelt zu bringen suchen. Der Gebrauch mag bey willkührlichen Dingen, die vom Eigensinne der Menschen abhängen, statt finden, er gilt aber nicht bey Sachen, die auf einen richtigen Geschmack, und auf Beurtheilung ankommen. Wir wollen aber diese Unwissenheit den Baumeistern nicht zu sehr zur Last legen. Ueberhaupt betrachtet, ist die Theorie der Kunst des Künstlers Sache nicht so wohl, als die Bemühung es in der Ausübung immer höher zu bringen. Der Philosoph soll die Grundsätze und Regeln aus der Finsterniß hervorziehen, entwickeln, und ins Licht setzen. Er soll Vorschriften geben, und der Künstler sie ausüben. Freylich würde es weit vortheilhafter seyn, wenn beyde in einer Person verbunden wären, welcher Mensch hat aber Genie und Zeit genug, um sich so allgemeine Kenntnisse zu erwerben?

Meine Absicht ist in diesem Werke, den Künstlern einen Dienst zu leisten, den ihnen noch niemand gethan. Ich will mich bemühen, den Vorhang wegzuziehen, der ihnen bisher die Wissenschaft von der Proportion verborgen. Habe ich die Sache aus dem

rechten Gesichtspunkte betrachtet, so werden sie Nutzen davon haben; wo nicht, so mögen sie mich eines bessern belehren, die Materie wird bey der Gelegenheit untersucht, und die Wahrheit in ein helleres Licht gesetzt werden.

Das erste Kapitel.

Worinn das Verhältniß bestehet.

Die Verhältnisse sind Bestimmungen gewisser Größen gegen einander, und zwar dergestalt, daß die kleinere Größe verschiedene mal in der größern enthalten ist. Wenn von zwey Größen, die man mit einander vergleicht, die größere die kleinere mehrmal genau in sich enthält, oder welches einerley ist, wenn eine Zahl mehrmal genommen die Summe der andern ohne Bruch ausmacht, so sagt man, die Bestimmung der Größen gegen einander sey richtig, weil das Maaß derselben richtig in einander enthalten ist. Ist hingegen von zwey gegen einander verglichenen Größen die kleinere in der größern nicht genau enthalten, sondern es bleibt ein Bruch übrig: so hebt sich das eine Verhältniß nicht gegen das andere auf, und es ist unrichtig: das heißt, man kann keine dritte Zahl, die in beyden genau aufgeht, finden. Z. E. 3. hat ein richtiges Verhältniß zu 6. und ein falsches zu $7\frac{1}{1}\frac{1}{9}$.

Da also das Wesen der Proportion in der Richtigkeit der bestimmten Größen besteht: so muß man als einen Grundsatz fest setzen, daß keine Proportion statt findet, wo die Größen sich nicht in einander richtig theilen lassen. Wollte jemand

sich

sich die Mühe nehmen, und die allgemeinen und besondern Eintheilungen unsrer berühmtesten Gebäude gegen einander vergleichen, so würde sich eine unendliche Menge solcher Größen finden, die sich nicht in einander theilen lassen.

Sieht man allein auf die Richtigkeit der bestimmten Größen, so sind alle Verhältnisse von unter einander theilbaren Größen gleich gut. Aber eine bestimmte Größe kann noch einen andern Vortheil haben, sie kann mehr oder weniger merklich für das Auge seyn, dadurch ein besseres Verhältniß ausmachen, und den zweyten Grad der Vollkommenheit erreichen. Unter zwey richtigen Verhältnissen verdient das, welches am besten in die Augen fällt, allerdings den Vorzug. Es kommt also darauf an, zu bestimmen, worinn das mehr oder weniger Merkliche bey einem Verhältnisse besteht.

Bey Vergleichung zweyer richtig theilbaren Größen, muß man Acht geben, ob alle Einheiten der einen Größe zusammengenommen, das ist die ganze kleinere Größe, den Theiler der andern ausmacht, oder ob man nur einen Theil der kleinern Größe, welcher sich aber in ihr richtig aufheben lassen muß, nimmt. Z. E. wenn ich 2. mit 4. vergleiche, so sieht man gleich daß die ganze Größe 2. der gemeinschaftliche Theiler ist, weil 2. in 2. 1. und zwey in vier 2. enthalten ist. Hingegen wenn ich 2. mit 5. vergleiche; so ist die ganze Zahl 2. nicht mehr der gemeinschaftliche Theiler, sondern nur ein Theil derselben, nämlich die Hälfte, weil 1. richtig zweymal in 2. und fünfmal in 5. enthalten ist. Im ersten Falle ist das Verhältniß merklicher als im andern.

Zu mehrerer Deutlichkeit, will ich noch anmerken, daß die gerade in einer Größe enthaltenen Theile (les parties aliquotes) $\frac{1}{2}, \frac{1}{3}, \frac{1}{4}, \frac{1}{5}, \frac{1}{6}$, u. s. w. sind, und daß je größer der Nenner dieser Brüche ist, desto geringer ist der in der ganzen Größe enthaltene Theil.

Aus dem, was bisher gesagt worden, läßt sich schließen, daß von zwey Verhältnissen, deren Grössen richtig bestimmt sind, diejenige, welche merklicher ist, den Vorzug verdient. Es läßt sich ferner daraus folgern, daß, wenn dieß Verhältniß gar zu wenig merklich wird, die Proportion dadurch nicht nur nicht gut, sondern so gar fehlerhaft werden kann. Z. E. die Breite sey 20 Fuß, die Länge $30\frac{1}{2}$ Fuß. Vergleicht man sie gegen einander, so kommt das Verhältniß von $\frac{61}{40}$ oder $1\frac{21}{40}$ heraus. Dieser Bruch macht einen so geringen Theil des Ganzen aus, daß er gar nicht merklich ist. Wie kann man ein solches Verhältniß für gut halten? und um wie viel weniger würde es schön seyn, wenn die Breite 31. Fuß $5\frac{1}{2}$ Zoll, und die Länge 104. Fuß $11\frac{1}{4}$ Zoll wäre? Da fällt in der That alles Merkliche weg; gleichwohl ist das die Proportion des Schiffes in der Kapelle zu Versailles. Ich führe dieß nur zum Beweise an, wie sehr die schönen Verhältnisse auch in unsern wichtigsten Gebäuden heutiges Tages vernachläßigt werden. Wer sich die Mühe geben, und die Grundrisse neuerer Gebäude in dem weitläuftigen Werke l'Architecture Françoise untersuchen will, wird dergleichen schlechte Beyspiele in großer Menge finden.

Das Verhältniß bestimmter Größen, ist noch eines höhern Grades der Vollkommenheit fähig, es

kann

kann nemlich ein nahes oder ein entferntes Verhältniß seyn; hieraus entsteht die dritte und höchste Stufe der Vollkommenheit. Wenn zwey Verhältnisse gleich richtig und merklich sind, so verdient das Nahe allemal den Vorzug. Was ein nahes Verhältniß ist, wollen wir jetzo deutlicher erklären.

Man erinnere sich, daß das richtige Verhältniß darin besteht, wenn die eine Größe mehrmal in der andern enthalten ist. Je mehr sich nun die Zahl, welche den Multiplicator oder den Quotienten ausdrückt, der Einheit nähert, desto näher ist das Verhältniß; je mehr sie sich von der Einheit entfernt, desto entfernter ist auch das Verhältniß. Also ist das Verhältniß von 10 zu 20. näher, als das von 10 zu 30. weil 2. als der Multiplicator und Quotient im ersten Falle der Einheit näher ist, als 3. der Quotient und Multiplicator im andern Falle.

Aus diesen Grundsätzen ziehen wir den Schluß, daß überhaupt eine jede Proportion schön genennet zu werden verdient, deren Verhältniß richtig, merklich, und so nahe als möglich ist.

Hieraus folgt erstlich: daß das Verhältniß wie 1. zu 1. oder einer Größe, die der andern gleich ist, für das schönste von allen zu halten, weil es im höchsten Grade richtig, merklich und nahe ist: daß das Verhältniß wie 1 zu 2. oder das doppelte Verhältniß für nicht so vollkommen zu achten, weil es nicht so nahe ist, und einen Grad der Vollkommenheit weniger hat; daß die Verhältnisse wie 1 zu 3. 1 zu 4. 1 zu 5. u. s. w. nach und nach in Ansehung der Vollkommenheit abnehmen, so wie sie entfernter werden. Diejenigen Verhältnisse, welche sich

nur dadurch von einander unterscheiden, daß sie mehr oder weniger nahe sind, hat man als die vollkommensten anzusehen. Sie machen die erste Klasse aus.

Zum andern folgt, daß das Verhältniß wie 2 zu 3. unter allen, wegen ihrer Merklichkeit guten, Proportionen das beste ist; daß 3 zu 4. schon als ein schlechteres Verhältniß zu achten, weil die Merklichkeit schon abnimmt, und daß aus eben dem Grunde 4 zu 5. noch unter diesem steht, u. s. w. Die Proportionen also, welche in Ansehung der mehrern oder geringern Merklichkeit unterschieden sind, machen die zweyte Klasse aus, und sind für nicht so vollkommen anzusehen.

Alle Proportionen, die weder merklich noch nahe sind, soll man für unrichtig ansehen, und sich nur im Nothfall erlauben, und alle diejenigen, welche außer gedachten beyden Fehlern auch nicht einmal richtig sind, müssen als fehlerhaft verworfen, und auf keine Weise geduldet werden.

Es giebt also eigentlich nur zwey Klassen von Proportionen: die erste und vollkommenste, wo die Verhältnisse nur in Ansehung der Nähe verschieden sind; und die andre, weniger vollkommene, wo der Unterschied in der Merklichkeit besteht. Jedwede von diesen beyden Klassen hat ihre Grade in Ansehung der Vollkommenheit.

Die Baukunst ist nicht allein auf zweyerley Maaß eingeschränket, nämlich auf die Breite und Länge: sondern es kommt gemeiniglich noch das dritte, die Höhe, hinzu. Alle drey müssen nach obigen Gründen

den proportionirt seyn; und zwar dergestalt, daß die kleinste Zahl sich zur mittlern verhält, wie die mittlere zur größten. Sonst findet keine Proportion statt.

Es giebt zweyerley Arten von Proportion, deren man sich bedienen kann; die Arithmetische, welche aus der Addition entsteht, 1, 2, 3, oder 1, 3, 5. u. s. w. und die Geometrische, welche man durch die Multiplication herausbringt, 1, 2, 4, oder 1, 3, 9, u. s. w. Beurtheilt man diese beyden Arten nach unsern angenommenen Grundsätzen, so ergiebt sich, daß die Geometrische Proportion den Vorzug verdient, weil die daraus entstehende Progression nur den Fehler hat, daß die Verhältnisse nicht nahe sind. Hingegen bey der Arithmetischen Progression, sind die Proportionen nicht merklich genug.

In allen Fällen also, wo man auf die dreyerley Maaßen auf die Länge, Breite, und Höhe zu sehen hat, verdient die geometrische Proportion den ersten Platz, und die arithmetische den zweyten.

Ich bemerke bey dieser Gelegenheit, daß man, in Ansehung der Höhe, die Bequemlichkeit solche mit dem Auge zu erreichen in Betrachtung ziehen, und die Höhe darnach einschränken müsse. Man siehet bequem von unten hinauf, wenn die Linie von dem Gegenstande in der Höhe bis ins Auge mit der horizontal Linie einen Winkel von 45. Graden macht. Wenn dieser Winkel bis zu 70. Graden steigt, so wird die Entfernung des Gegenstandes in der Höhe für das Auge unbequem. Ist der Winkel noch stärker als 70 Grade, so wird die Spitze des Gegenstandes so hoch, daß man um sie zu erreichen, den Kopf ganz zurück biegen muß.

Wenn ich also fest setze, daß der Sehewinkel von 45. Graden der bequemste, und also die Mittelzahl ist, ferner daß derselbe Winkel, bis zu 70 Graden vermehrt, das äußerste ist, was man in Ansehung der Höhe annehmen darf; so kann man im Gegentheil einen Sehewinkel von 20. Graden als die niedrigste Höhe bestimmen; weil von 45 bis 20. herunter eben das Verhältniß, als von 45 bis 70 hinauf, ist.

Wir wollen demnach als einen Grundsatz in der Baukunst annehmen, daß in Ansehung der Höhe alles, was unter einem Sehewinkel von weniger als 20. Graden gesehen wird, zu niedrig, und hingegen was über 70 Grade gesehen wird, zu hoch ist.

Diese Betrachtungen sind höchst nöthig, damit man sich nicht in der Wahl der Maaßen verstoße. Nach diesen Regeln muß der Baumeister die Höhe seiner Werke bestimmen. Wie viele Gebäude haben nicht den Fehler, daß sie entweder zu hoch oder zu niedrig scheinen. Auf die Höhe ist mehr Acht zu haben, als auf die beyden andern Maaßen; denn wenn diese einmal wohl gewählt ist, so hält es nachgehends so schwer nicht, die Breite und Länge nach den von uns gegebnen Regeln anzugeben.

Das zweyte Kapitel.

Von der Proportion in Ansehung des Innerlichen der Gebäude.

Die inwendigen Theile eines Gebäudes sind von dreyerley Gattung. Bey einigen Zimmern sind die drey Hauptmaaßen nämlich die Länge,

Höhe,

Höhe, und Breite einerley, bey andern sind nur zwey einander gleich, und bey der letzten Gattung ist jedwedes Maaß anders.

Die Zimmer von der ersten Gattung haben ein sehr bestimmtes Verhältniß gegen einander, und sind in der Proportion die vollkommensten. Auf die Art sollten alle Hauptttheile angelegt seyn, als Vorzimmer, große Hauptzimmer, Säle, Kabinets, Speisesäle. Man kann diesen Zimmern auch eine andre als die viereckigte Gestalt geben, und sie rund, oval, vieleckigt machen, oder viereckigte Wände mit runden verbinden. Alsdenn müssen die Maaßen sich nach dem um den Circul beschriebnen Quadrate richten, so daß der Diameter des Quadrats die Höhe giebet.

Die Zimmer von der andern Gattung, sind wieder von zweyerley Art; sie machen ein Parallelogramm entweder nach der Länge, oder nach der Höhe aus.

Das Parallelogramm in der Höhe schickt sich zu Kuppeln, zu Sälen, großen Vorplätzen (vestibules) und Plätzen für die Treppen. Diese Theile müssen nicht über dreymal so hoch als breit seyn. Wären sie höher, so sähe man die Decke unter einem größern Winkel als 70. Grade, und die Höhe wäre übertrieben. Wir wollen also die Regel fest setzen, daß die Höhe zur Breite inwendig in einem Gebäude die Proportion wie 3 zu 1. niemals überschreiten müsse.

Die Proportion eines Parallelogramm in der Höhe ist vollkommen, wenn sie 2 oder 3 mal so stark als eine von den horizontal liegenden Seiten genom-

genommen wird. Sie ist nicht so vollkommen, wenn sie um die Hälfte oder $1\frac{1}{2}$ mal stärker ist; noch weniger, wenn man $1\frac{1}{3}$, $1\frac{2}{3}$, $2\frac{1}{3}$, $2\frac{2}{3}$ nimmt, noch schlechter zu $1\frac{1}{4}$, $1\frac{3}{4}$, $2\frac{1}{4}$, $2\frac{3}{4}$; und auf die Art wird sie immer unvollkommner, so wie das Verhältniß auf einem kleinern Bruche beruhet. Die Ursache ist im vorigen Kapitel angegeben.

Es giebt viereckigte Zimmer, die nicht so hoch als die Seiten sind. Diese Proportion ist in Wohnzimmern sehr gebräuchlich, und hat im Winter einen großen Vortheil; denn je niedriger sie sind, desto leichter heitzen sie sich. Zuweilen ist man auch wegen besondrer Nebenumstände dazu gezwungen. Ich muß bey dieser Gelegenheit noch eine Anmerkung machen, da die Höhe eines Wohnzimmers niemals unter der menschlichen Länge seyn darf, so können die niedrigsten Zimmer nicht unter 6 französische Fuß seyn, damit man nicht Gefahr laufe mit dem Kopfe wider die Decke zu stoßen. In einer Stube die nur 6 Fuß Höhe hat, wird man allezeit denken, man müsse ersticken. Um eine freye und gesunde Luft im Zimmer zu genießen, wird erfordert, daß man um und über sich, einen weitern Raum habe. Wenn ich also 6. Fuß als die geringste Höhe annehme; so wird dreymal so hoch einen sehr großen Raum, und zweymal so hoch einen hinlänglichen Raum zur freyen Luft geben. Man kann die Decken bis $1\frac{1}{2}$ Höhe, aber nie unter $1\frac{1}{4}$ Höhe senken, denn so viel Raum wird nothwendig erfordert, damit einem das Athemholen nicht schwer und ängstlich werde.

Wer einem Zimmer, das nicht so hoch als breit ist, ein gutes Verhältniß geben will, muß suchen die

Höhe

Höhe so viel als möglich der Breite gleich zu machen, und ein Verhältniß von $\frac{4}{5}$, $\frac{5}{6}$, $\frac{6}{7}$, $\frac{7}{8}$, $\frac{8}{9}$, $\frac{9}{10}$, wählen. Dergleichen Verhältnisse von der andern Klasse, schicken sich für die Zimmer, wovon wir reden, gut: sie sind aber deswegen nicht für schön zu achten, weil sie nicht merklich in die Augen fallen. Inzwischen sind sie nicht zu verwerfen, und desto besser, je mehr die Höhe der Breite gleich kommt.

Ein Zimmer, das die Gestalt eines Parallelogramms nach der Länge hat, erfordert, daß man die Höhe der Breite gleich mache. Dieß Verhältniß schickt sich für Säle und Gallerien. Die schönste Proportion der Breite zur Länge bey Sälen ist wie 1 zu 2 oder wie 1 zu 3. Ist der Saal 4 oder 5 mal so lang als breit, so giebt man ihm den Namen einer Gallerie. Bey einer noch stärkern Länge würde die Decke der Gallerie, vermöge der im vorigen Kapitel angezeigten optischen Grundsätze, zu niedrig scheinen. Die unschicklichsten Verhältnisse für Säle sind wie 1 zu $1\frac{1}{2}$ oder wie 1 zu $2\frac{1}{2}$, und für Gallerien wie 1 zu $3\frac{1}{2}$ oder wie 1 zu $4\frac{1}{2}$. Alle geringern Verhältnisse muß der Baumeister vermeiden, weil sie nicht merklich fürs Auge, und folglich unvollkommen sind.

Die Zimmer der dritten Gattung sind diejenigen, wo die Breite, Länge und Höhe verschieden ist. Bey diesen soll man das, was oben von den geometrischen und arithmetischen Verhältnissen gesagt worden, anwenden.

Wenn ich annehme, daß ein Zimmer nicht über 3 mal so hoch als breit seyn darf; so folget, daß ich demsel-

demselben nach geometrischem Verhältnisse, nicht mehr als 9. Breiten zur größten Länge geben muß; ferner, wenn das Zimmer noch einmal so hoch als breit ist, so wird die beste Länge 4. seyn. u. s. w.

Das arithmetische Verhältniß ist zwar nicht so vollkommen, aber doch nicht ganz zu verwerfen. Wenn die Breite eins ist, so nimmt man 2. Breiten zur Höhe, und 3. zur Länge: ist die Höhe doppelt so groß als die Breite, so geben 3. Breiten die Länge; ist die Höhe dreyfach so ist die Länge fünffach.

Diese Verhältnisse schicken sich nur für die Schiffe in den Kirchen, und für große Gallerien in weitläuftigen Pallästen. Bey solchen Hauptttheilen eines Gebäudes, kann man sich nicht genug befleißigen, daß das Verhältniß scharf und merklich bleibe. Es würde schwach und fehlerhaft werden, so bald man sich auf Brüche einließe. An die schöne Proportion muß man sich auf strengste binden, ja ihr so gar alles andre aufopfern.

Bey Gallerien oder Gängen, die nur dienen um von einem Theile des Gebäudes zum andern zu kommen, bey kleinen Nebenzimmern zu mehrerer Bequemlichkeit sind solche genaue Verhältnisse nicht nöthig. Inzwischen ist es für einen geschickten und sorgfältigen Baumeister nicht ganz unmöglich, auch hier die obigen Regeln anzuwenden: er findet hier Gelegenheit seine Talente zu zeigen, und wird sich desto mehrern Ruhm erwerben, wenn man nirgends einige Nachläßigkeit in der Anlage bemerket.

Die offenen Gänge unter einem Giebeldache (portiques en frontispice) und die Seiten der Kirchen können nicht allemal nach diesen schönen Verhältnissen

en eingerichtet werden. Doch ist es nicht unmöglich sie dergestalt anzulegen, daß das Auge des Kenners befriedigt wird. Bey solchen Gelegenheiten, da der Baumeister sich dem Zwange unterwerfen muß, kommt seine ganze Geschicklichkeit darauf an, das Verhältniß so gut als möglich zu wählen, und den Plan gleich so anzulegen, das er sich nicht genöthigt sieht, bey der Ausführung der einzelnen Theile von den genauen Verhältnissen abzuweichen. Es ist falsch, wenn man sagt, alles müsse dem vornehmsten Theile des Gebäudes weichen. Der Fleiß des Baumeisters soll sich bis auf die kleinsten Nebentheile erstrecken, und sich keine andre als richtige Verhältnisse, und die so gut als möglich ins Auge fallen, erlauben.

Wohnzimmer können drey verschiedene Maaßen zur Breite, Länge und Höhe haben: nur muß sich diese Ungleichheit, die Proportion mag geometrisch oder arithmetisch seyn, so wenig es sich will thun lassen, von der Gleichheit entfernen, als 4, 5, 6, oder 5, 6, 7, oder 6, 7, 8. u. s. w.

Alles, was ich bisher gesagt habe, gründet sich auf die Vernunft. Nun nehme man den Maaßstab in die Hand und messe die berühmtesten Gebäude ab, wie viel Beyspiele werden sich nicht von vernachläßigten Proportionen zeigen? Man wird mit Erstaunen bemerken, daß die Höhen und Längen mehrentheils aufs gerathe wohl bestimmt sind, ohne daß der Baumeister daran gedacht zu haben scheint, daß ein Verhältniß und eine Verbindung dabey statt finde; ja man wird es kaum begreifen, wie Baumeister von großem Genie und vieler Geschicklichkeit, die Proportion, deren Regeln doch so einfach und

leicht

leicht zu entdecken gewesen seyn würden, dennoch entweder nicht verstanden, oder aus der Acht gelassen haben.

Diese häufigen Fehler kommen daher, weil die Baumeister, bey dem Entwurfe ihrer Gebäude, meistens auf eine der Natur der Sache zuwiderlaufende Weise verfahren. Anstatt die Theile ihres Gebäudes nach dem Ganzen zu proportioniren, so fangen sie an den gemachten Entwurf von den Theilen in Ordnung und in eine gewisse Simmetrie zu bringen. Gefällt ihnen einmal der Entwurf, so bekümmern sie sich nachher nicht sehr darum, ob das Verhältniß im Ganzen so genau beobachtet ist. Etwas zu viel oder zu wenig kommt nicht sehr bey ihnen in Betrachtung, weil sie wohl wissen, daß das Auge die Harmonie nicht so scharf beurtheilet, als das Ohr.

Man müßte von Rechtswegen zuerst die drey Maaßen des Plaßes, welcher bebauet oder verziert werden soll, bestimmen; und alsdann die Anordnung darnach einrichten. Allein diese Methode macht dem Baumeister mehr zu schaffen, sie vermehrt die Mühe der Ausführung der einzelnen Theile, erfordert mehr Wissenschaft und geht nicht so geschwind von statten. Man wählt einen kürzern Weg. Daher kommt es aber auch, daß bey den meisten Gebäuden das Ganze lange nicht die Wirkung thut, die es thun sollte. Man merkt, daß den Gebäuden etwas fehlt, ohne zu wissen, wo es steckt. Bey genauer Untersuchung würde man finden, daß dieser Fehler, dessen Ursache man nicht gleich entdeckt, in den falschen Verhältnissen zu suchen sey, und daß die im vorhergehenden Kapitel festgesetzten Regeln nicht gehörig in Acht genommen worden.

Das dritte Kapitel.

Die allgemeinen Verhältnisse bey dem Aufrisse der Gebäude.

Bey den Verhältnissen der Aufrisse (façades exterieures) hat man nur auf zweyerley Maaße zu sehen, erstlich auf die Länge oder Breite, welche nach der Horizontallinie genommen wird, und zum andern auf die Höhe, welche nach der Perpendicularlinie zu rechnen.

Die äußere Fläche des Aufrisses richtet sich nach der Art der Gebäude, welche entweder große freystehende Gebäude, oder Pavillons, oder Portale, oder Thürme, oder Gallerien sind. Jede Gattung erfordert einen Aufriß von andrer Art, und verschiedne Verhältnisse.

Die Breite und Höhe ist entweder einerley, oder die Höhe übertrifft die Breite, oder diese ist stärker als jene. Mehr Unterschied ist nicht möglich.

1. Ein Aufriß, der viereckig, oder eben so breit als hoch ist, schickt sich zu allen Pavillons, zu den Portalen der Kirchen, zu Stadtthoren, und Triumphbogen.

2. Mehr Breite als Höhe kann man großen Wohngebäuden, und Gallerien geben. Zur schönen Proportion gehört, daß Gebäude mehr als einmal so breit als hoch sind, oder so breit als die halbe Höhe etliche mal genommen. Einen kleinern Theil als die Hälfte soll man nicht leicht zum Maaße der Breite annehmen. Zur Breite eines Gebäudes muß aufs äußerste die Höhe 3 mal, und zur Breite

einer Gallerie die Höhe 5 mal genommen werden. Vermöge dieser Proportion, sucht man eine gar zu große Breite durch Flügel oder durch Risalite zu brechen; welches nothwendig ist, wenn der Aufriß schön ins Auge fallen soll.

3. Mehr Höhe als Breite gehört für Kuppeln, Pyramiden, und Thürme. Obiger Grundsatz gilt auch hier. Das schöne Verhältniß erfordert, daß bey diesen Arten von Gebäuden die ganze Breite oder die halbe mehrmal genommen die Höhe giebt, und daß man keinen kleinern Theil der Breite zum Maaßstabe annimmt. Die beste Höhe für Kuppeln ist die doppelte oder dreyfache Breite, aber nicht mehr. Die Höhe der Thürme richtet sich nach den Pyramiden. Eine Pyramide, die mehr als neun mal so hoch als unten breit ist, scheinet zu spitzig. Folglich soll auch kein Thurm höher als 9 mal die untere Breite genommen seyn. Vier bis höchstens 9. Breiten geben also die Höhe der Thürme und Pyramiden.

4. Die Höhe des Aufrisses muß nach der Größe des Platzes, von dem man das Gebäude betrachtet, proportionirt und nach dem Winkel, unter dem die Höhe ins Auge fällt, eingerichtet seyn. Ist der Platz sehr groß, so kann man es wagen dem Gebäude eine solche Höhe zu geben, daß sie auf dem Mittelpunkte des Platzes unter einem Winkel von 45. Graden gesehen wird, wenn anders die Höhe den oben gegebnen Regeln in Ansehung der Breite nicht zuwider läuft. Es ist zu bedauern, daß viele Aufrisse von den schönsten Gebäuden in Paris kein Verhältniß mit dem Platze, von dem man sie sieht, haben. Dahin

hin gehören die Portale von St. Sulpice und St. Gervais. Seit kurzem hat man die Vorderseite des Louvre erst recht sichtbar gemacht. Wir haben Hoffnung, daß das schöne Portal der neuen Kirche St. Genevieve, vermittelst eines Platzes, und einer auf dieselbe zulaufenden Gasse, ein freyes Ansehen erhalten soll. Es wäre zu wünschen, daß die vornehmsten Palläste denselben Vortheil genössen. Am meisten verdiente es der Louvre von der Seite der Kirche St. Germain l' Auxerrois. Wann werden wir es erleben, daß man die elenden Häuser, diese unwürdigen Nachbarn eines so prächtigen Gebäudes, einmal wegreißt? Wann wird man statt dessen Häuser hinsetzen, die da verdienen zur Seite dieses Meisterstücks der Baukunst zu stehen? Wird man es nicht einmal wagen, eine breite Gasse der Haupteinfahrt gegen über anzulegen, und sie lang genug machen, um einem Gebäude von solcher Wichtigkeit eine würdige Auffahrt zu geben? Doch dieß sind Wünsche des Liebhabers der Baukunst, die vielleicht nie zur Erfüllung kommen werden.

Nichts giebt einem Gebäude von außen ein majestätischeres Ansehen, als wenn es eine ansehnliche Höhe hat. Ist selbige zugleich wohl proportionirt, so stellt sie dem Zuschauer eine große Masse dar, die ihn in Verwunderung setzt; worauf bey Gebäuden von Wichtigkeit allerdings zu sehen. Die Kuppeln der Kirche der Invaliden und zu Val de Grace haben diesen Vortheil. Es sind große Massen, die sich durch ihre Höhe wohl in dem Raume der Luft darstellen, und eine erstaunliche Wirkung thun. Viele Leute glauben, daß die Kuppel der neuen Kirche der heil. Genevieve keine so starke Wirkung her-

vorbringen werde. Sie ruhet etwas' plump auf der Masse des Gebäudes, erhebet sich nicht ansehnlich genug in die Luft empor, und leidet dadurch noch mehr zu ihrem Nachtheile, daß die Kenner sie mit den andern zu Val de Grace und bey den Invaliden vergleichen, und einen gar merklichen Unterschied finden werden. Ich fälle dieß Urtheil um desto freymüthiger, weil es noch Zeit ist diesem Uebelstande abzuhelfen, und weil der Baumeister hinlängliche Geschicklichkeit besitzet, seiner Kuppel die höchste Schönheit zu geben.

Jede Vorderseite eines Gebäudes, das sehr breit ist, soll durch ein Dach von ungleicher Höhe gebrochen werden. Es ist nicht hinlänglich einige Risaliten anzubringen. Das Gebäude muß auch in einer großen Entfernung, wo man den Unterschied der Risaliten nicht unterscheidet, sondern nichts als die Masse überhaupt bemerket, dem Auge in Ansehung der Höhe einigen Contrast und Abwechselung darstellen. Wer die Gartenseite des Schlosses zu Versailles von weitem ansiehet, dem scheint es eine lange Mauer zu seyn, da im Gegentheil die Tuilleries, man mag sie ansehen von welcher Weite man will, allezeit den Begriff, eines großen Pallastes erwecken.

Unsere Vorfahren legten ihre Gebäude in einem schlechten kleinen Geschmacke an, und hatten eine wunderbare gezwungene Architektur: aber sie verstanden die Abwechselung in dem äußerlichen Ansehen der Palläste fast besser wie wir. Ich gerathe zuweilen auf den Einfall, die gothischen Thürme von mancherley Gestalt, und Höhe, die sie bey ihren Schlössern anbrachten, und ihnen dadurch eine Abwechselung gaben, zu bedauern. Glaubt man, daß es gut sey,

sich

sich den Zwang anzuthun, und den Gebäuden, wie die neuern pflegen, durchgehends einerley Höhe zu geben? Bildet man sich ein, daß das ganze Gebäude des Louvre, welches einerley Höhe hat, und wo oben herum ein Geländer, das nur durch die Spitzen von 4. kleinen Giebeldächern unterbrochen wird, herumläuft, bildet man sich ein, frage ich, daß dieses so viel Wirkung thut, als die Pavillons mit hohen Dächern von verschiedner Gestalt und Höhe, welche die ersten Erbauer angegeben hatten? Wollte man es eben so mit den Tuilleries machen, so würde das Große und Edle verschwinden, und der Pallast ein mittelmäßiges Ansehen gewinnen.

Warum reizt der Anblick einer Stadt, wo man von weitem viele Kuppeln, Thürme, hohe und niedrige Gebäude, unordentlich durch einander gemengt erblickt, das Auge, und setzt es in Verwunderung? Darum, weil man allemal die Abwechselung der Gegenstände liebt. Wir wollen also die gute Gewohnheit, solche bey den Aufrissen der Gebäude anzubringen, nicht fahren lassen, und bedenken, daß eigentlich nur die verschiedenen Höhen eine Abwechselung in der ganzen Masse hervorbringen, weil sich solche bey einer ansehnlichen Weite in der freyen Luft abzeichnen. Man kann sie als Berge am Horizonte ansehen, die durch ihre ungleichen Umrisse, durch die sonderbaren Gestalten und hohen Gipfel, dem Auge eine prächtige und majestätische Scene darstellen.

Das vierte Kapitel.

Von dem Verhältnisse der Theile mit dem Ganzen in Ansehung des Innerlichen der Gebäude.

Wenn man eine von den Säulenordnungen inwendig im Gebäude anbringen will, so muß sich der Durchmesser der Säule nach Größe des Platzes richten, das heißt, je größer der Platz ist, desto stärker muß der Durchmesser werden. Nicht nur der Wohlstand, sondern auch die Festigkeit erfordert dieß Verhältniß der Theile mit dem Ganzen.

Nach welchen Regeln man aber in allen Fällen die Stärke des Durchmessers bestimmen kann, das wollen wir jetzt zeigen.

Bey jedem inwendig wohl proportionirten Platze giebt dessen Höhe die Dicke des Durchmessers der Säulen. Diese Höhe wird, wenn man nach der dorischen Ordnung bauet, in neun, nach der ionischen in zehn, und nach der korinthischen in eilf Theile getheilet, und ein solcher Theil zum Durchmesser der Säulen angenommen. In der Folge werde ich die Ursache dieser Eintheilung angeben. Wer darnach verfährt, wird die ganze Anordnung des Platzes allemal nach der Größe desselben wohl proportioniren: denn alle übrigen großen und kleinen Eintheilungen richten sich nach dem Durchmesser der Säulen. Sobald also der Durchmesser genau festgesetzt ist, so stimmen alle andern Theile unter einander gut überein, und das Ganze ist schön.

Hierauf haben viele Baumeister nicht genug Acht gegeben. Daher kommt es, daß man in so manchen

manchen Gebäuden Säulen antrifft, die in Ansehung des Platzes, wenn ich so sagen darf, entweder wie die Riesen, oder wie die Zwerge aussehen, da sie doch nicht so scheinen, sondern regelmäßig proportionirt seyn sollten. Der Ausdruck eine riesenmäßige Säule ist nicht richtig. Man sagt mit Grunde eine riesenmäßige Statue, weil daran die Theile eines Wesens, dessen Größe die Natur bestimmt hat, übertrieben sind. Bey einer Säule findet dieser Ausdruck aber deswegen nicht statt, weil da nichts riesenmäßiges seyn darf, wo alles den Regeln der Proportion unterworfen, und keine Größe von der Natur bestimmt ist. Diejenigen Säulen würden in der That riesenmäßig zu nennen seyn, deren Durchmesser das Verhältniß zum Platze, wo sie angebracht werden sollen, überschreitet. Dergleichen Säulen müssen aus allen architektonischen Anlagen verbannet seyn.

Bey gewölbten Plätzen muß man eine andre Eintheilung zum Durchmesser der Säule annehmen. Ziehet den halben Durchmesser des Gewölbes von der Höhe ab, theilet das übrige bey der dorischen Ordnung in 11, bey der ionischen in 12, und bey der korinthischen in 13. Theile. Ein solcher Theil giebt den Durchmesser der Säule.

Es ist hierbey zu beobachten, daß man bey gewölbten Plätzen wohl thut, den Bogen des Gewölbes über der nach den Regeln des vorigen Kapitels gefundnen Höhe zu schlagen, wenn dieses Uebermaß den Schluß des Gewölbes nur nicht zu sehr über die äußerste inwendige Höhe erhebet.

Man ist selten gezwungen, inwendig zwey Säulenordnungen über einander zu stellen. Erfordert

es aber die gar große Höhe oder die Nothwendigkeit Gallerien anzulegen, so sind andre Regeln zu beobachten.

Ist der Platz gewölbt, so ziehet von der ganzen Höhe den halben Durchmesser des Gewölbes ab, theilet den Rest in zwey gleiche Theile, welche die beyden Säulenordnungen über einander abgeben; und verfähret bey jedweder nach der oben gegebnen Vorschrift, doch dergestalt, daß unten allemal die stärkste Säule kommt: so werdet ihr den Durchmesser sowohl der obern als der untern Säule finden. Die weitern Eintheilungen kommen im 6. Kapitel vor.

Wenn man mit einer Säule auskommen kann, so ist solche Einrichtung allemal vorzuziehen. Sie verursacht weniger Arbeit und Kosten, und ist der Natur der Sache gemäßer.

Jedoch in einigen Fällen nöthiget die große Höhe zwey Säulen über einander zu setzen, nämlich wenn der Durchmesser der Säule dergestalt stark würde, daß man kein so großes Werkstück fände, um den runden Schaft zu unterst daraus zu hauen, und wenn man dieses Durchmessers halben die Decke zu den Seiten so sehr erhöhen müßte, daß dadurch alles schöne Verhältniß verlohren gienge. In diesem Falle sieht man sich gezwungen einen kleinern Durchmesser zu wählen, welches nicht anders geschehen kann, als wenn man statt einer Säule 2 Ordnungen über einander setzet.

Das fünfte Kapitel.

Von dem Verhältnisse der Theile mit dem Ganzen in Ansehung des äußern Aufrisses der Gebäude.

Es hält viel schwerer, alle Theile eines Gebäudes von außen mit einander zu proportioniren, als von innen.

Die äußern Aufrisse eines Gebäudes sind zweyerley: Sie haben entweder Säulenordnungen oder keine.

Bey dem äußern Aufrisse ist es noch nöthiger, die Verzierungen in großen Partien anzubringen, als inwendig. Daher leiden wenig Aufrisse zwey Säulenordnungen über einander. Gemeine Gebäude brauchen nur eine Säulenordnung, die auf einem in einem fortlaufenden Untersatze (socle) oder auf einer hervorragenden Grundmauer stehet. Dieser Untersatz kann eine Höhe von 1, 2 oder 3 Durchmessern haben. Je geringer die Höhe des Untersatzes über der Erde ist, desto mehr Stärke gewinnt die Säulenordnung bey einer gegebnen Höhe, und die Säulenordnung kann nicht stark genug seyn, um die gehörige Wirkung zu thun.

Die Architektur der Vorderseiten von den beyden neuen Gebäuden auf dem Platze von Ludwig XV. ist nicht ansehnlich genug, und dieser Fehler rührt daher, weil der Untersatz zu hoch ist. Die ganze Anlage bekommt daher ein schwaches Ansehen, und die geringern Theile werden so wenig sichtbar, daß die schärfsten Augen sie nicht unterscheiden können. Die Glieder des Gebälkes sind so klein, daß

man ein Fernglas zu Hülfe nehmen muß, um die Ausladungen zu erkennen. Die Bildhauerarbeit, womit die ohnehin schon kleinen Glieder geziert sind, ist vollends so klein, daß sie gänzlich unsichtbar wird. Diese Zierrathen wollen in der Nähe angesehen seyn: dahingegen zu den Theilen eines Aufrisses erfordert wird, daß sie auch in einer ansehnlichen Entfernung ins Auge fallen. Soll die Vorderseite eines Gebäudes ein edles und majestätisches Ansehen erhalten, so muß die Ausladung eines jedweden Gliedes stark seyn und in die Augen fallen. Man hätte viel besser gethan, den ungeheuren Untersatz der gedachten beyden Gebäude wegzulassen, und statt dessen die Säulenordnung auf eine große Freytreppe von einigen Stufen zu setzen, und also gleich vom ersten Stockwerke an bis oben hinauf gehen zu lassen. Dadurch wäre der Durchmesser der Säulen viel stärker und folglich die Glieder auch ansehnlicher und merklicher fürs Auge geworden, und man hätte nicht umsonst Bildhauerarbeit dabey angebracht. Die Geländersäulen hätten sich so gezeigt, wie sie sich zeigen sollten, anstatt daß sie jetzo aussehen, als wenn sie von Papier geschnitten wären.

Kirchen, Portale, Pavillons mit Kuppeln und Thürme, sind die einzigen Gebäude, welche auswendig mehr als eine Säulenordnung über die andre leiden. Bey den erstern hat man selten nöthig, die Säulenordnungen zu vermehren. Bey dem Portal von St. Sulpice hat man sie ohne die geringste Ursache gehäufet. Muß denn das Portal noch einmal so hoch als die Kirche selbst seyn? Der Baumeister von der neuen Kirche zu St. Genevieve hat weit

besser

besser gedacht. Er hat es bey einer Ordnung bewenden lassen, die aber ein starkes männliches Ansehen hat, wie die von dem Pantheon zu Rom. Dieses Stück der Baukunst hat ein so großes edles Ansehen, als man einem Gebäude nur geben kann: und ich glaube kühnlich behaupten zu können, daß seit Wiederherstellung der Künste nichts schöners angegeben worden.

Die Pavillons mit einer Kuppel, welche man auf lange Gebäude setzt, um die Einförmigkeit zu unterbrechen, wie bey den Tuilleries, erfordern ein Stockwerk mehr als das übrige Gebäude. Dergleichen Pavillons müßten von einer entsetzlichen Höhe und Umfange seyn, wenn drey Säulenordnungen über einander nöthig wären. Gleichwohl hat man es an dem mittlern Pavillon der Tuilleries gethan. Was ist aber die Folge davon gewesen? Drey sehr niedrige Säulen über einander, und viele kleine Glieder, die dem Gebäude ein schwaches geringes Ansehen geben. Denselben Fehler hat man an den vier Seiten des inwendigen Hofes von Louvre gemacht. Kann man was gespielteres und schwächeres sehen, als die drey Ordnungen, die hier über einander stehen? Die obersten gleichen dünnen Stöcken. An dem Portal zu St. Genevieve muß man bewundern, wie künstlich der Baumeister drey Ordnungen über einander anzubringen, und ihnen gleichwohl ein starkes großes Ansehen zu geben gewußt hat. Dergleichen Beyspiele sind aber nicht nachzuahmen: es ist allemal besser in einem großen Geschmacke zu bauen, und nur eine oder höchstens zwey Säulenordnungen auch bey den höchsten Gebäuden zu gebrauchen. Ich würde bey den höchsten Thür-

men

men niemals mehr als 2. Säulenordnungen über einander nehmen, und solche auf eine etwas hohe hervorragende Grundmauer, die pyramidalisch hinanliefe, setzen.

Wenn bey einer gegebnen Höhe ausgemacht ist, daß eine oder zwey Säulenordnungen genommen werden sollen, so findet man den Durchmesser der Säulen bald, wenn man nach der im vorigen Kapitel gegebnen Regel die Höhe theilet. Bekommt das Gebäude ein hohes Dach, so muß ja kein Geländer auf dem Gebälke gesetzt werden, wie einige Baumeister aus Unbedachtsamkeit z. E. beym Palais Royal, Luxembourg, und vielen Gebäuden gethan. Ein Geländer setzt ein plattes Dach voraus, und es ist widersinnig ein Geländer mit einem hohen Dache zu verbinden. Man könnte so gar die Frage aufwerfen, ob ein Geländer auf dem Gebälke, auch bey Gebäuden mit einem platten Dache, nicht wider die Regeln der guten Architektur läuft? Bey dem Gebälke gedenket man sich immer die Spannriegel, Sparren, Stuhlsäulen, und was sonst zum Dachstuhle gehört. Es ist also nicht sehr natürlich, wenn man das Dach wegläßt, und doch ein so starkes Zeichen des Dachs beybehält.

Dem sey wie ihm wolle, so ist die Hauptsache bey dem äußern Aufrisse der Gebäude, demselben ein solches männliches Ansehen zu geben, als möglich ist, jedoch ohne die andern Regeln dabey aus der Acht zu lassen, und dieses erfordert keinen geringen Fleiß und Achtsamkeit. Bey den Vorderseiten der meisten Gebäude sieht man nichts als kleine Säulen und kleine architektonische Zierrathen; und daher thun sie eine geringe Wirkung fürs Auge.

Wir

Wir haben bisher nichts als die Vorderseite des Louvre, die man als etwas von majestätischem Ansehen anführen kann, und gleichwohl ist noch der gar zu hohe Fuß der Grundmauer daran zu tadeln. Wir werden in der Folge weitläuftiger davon reden.

Die Aufrisse von Gebäuden ohne Säulenordnungen sind die gemeinsten. Man bindet sich dabey meistens nicht sehr an die Proportion; es sollte aber dem ungeachtet ein Verhältniß der Theile zum Ganzen dabey beobachtet werden. Ich rede hier nicht von kleinen Bürgerhäusern, die man so gut bauet als man kann, und wo gemeiniglich der Kosten halben nicht auf die Regeln der Schönheit gesehen wird; sondern von Wohnungen der Vornehmen, von Schlössern, und solchen Gebäuden, wo der Baumeister ins Große gehen kann.

Hierbey kommt es hauptsächlich darauf an, die Stockwerke und das Gesimse gut zu proportioniren. Am leichtesten wäre es, sich gleichsam zu jedem Stockwerke eine Säulenordnung vorzustellen, die Verhältnisse darnach einzurichten, und nur das oberste Gesimse sichtbar zu lassen. Allein bey den auf die Art vermehrten und nach einander proportionirten Säulenordnungen würde das oberste sichtbare Gebälke, oder Gesimse gar zu klein ausfallen. Es ist viel besser sich nur eine Ordnung vorzustellen, die auf den Fuß, oder Grundstein (socle) des Gebäudes ruhet, damit es ein starkes männliches Gebälke abgebe, und die Geschosse so einzutheilen, daß die Glieder der obern immer kleiner werden, als die an den untern. Hat das Gebäude zwey Stockwerke, so theilt man die Höhe in 5 Theile, und giebt dem untersten 3 Theile und dem obern zwey. Bey drey

Stock.

Stockwerken theilt man die Höhe in 9. Theile, und giebt dem untern Geschosse 4, dem mitlern 3, und dem obersten 2. Theile. Ueber 3. Stockwerke soll man die Eintheilung nie machen, weil die Eintheilungen zu klein werden würden, welches man sehr sorgfältig zu vermeiden hat.

Auf eine dritte Art wird bey sehr hohen Gebäuden verfahren. Man sondert nämlich das Untergeschoß (rès-de-chaussée) gleichsam von den andern ab, bringt es in den Fuß, oder in die hervorragende Grundmauer (soubassement,) nimmt an, daß darauf erst die Säulenordnung gesetzt werde, und macht alsdann seine Eintheilung, wie oben angezeigt worden. Diese in Frankreich sehr gebräuchliche Manier thut nicht völlig die gute Wirkung, als die andern.

Wenn der Bequemlichkeit wegen Halbgeschosse angebracht werden müssen; so erfordert die Richtigkeit der Anlage, daß man solches von außen an dem Gebäude nicht wahrnehme, weil sie sich nicht zu der Regelmäßigkeit und dem guten Verhältnisse schicken.

Man bemerkt an den Pallästen in Rom sehr häufig zwischen 2. Reihen großer Fenster eine Reihe von kleinen Fenstern zum Halbgeschosse. Dieser Fehler ist bey verschiednen französischen Gebäuden nachgeahmt. Noch öfter sieht man, daß die obern Fenster größer als die untersten sind, ob es gleich sehr unnatürlich und von schlechter Wirkung ist. Die Festigkeit erfordert, daß das Gebäude abnehme, und in der Höhe leichter werde. Soll nun die Dicke der Mauer mit jedem Stockwerke abnehmen, so muß sich auch die Höhe darnach richten, weil um der Festigkeit

stigkeit willen die Höhe der Fußböden nach der Dicke der Mauer proportionirt werden muß. Die wahre und gute Bauart erfordert also, daß die Stockwerke mit der Höhe zugleich abnehmen, und die oben dazu gegebnen Regeln scheinen mir unter allen die natürlichsten und vernünftigsten zu seyn. Man muß aber diese Verringerung weder zu groß noch zu klein machen. Sie fällt merklich genug ins Auge, wenn man die Höhe bey zwey Geschossen in 5. und bey drey in 9. Theile theilet. Soll sie weniger in die Augen fallen, so darf man nur anstatt 5 Theile 12 machen, und dem untersten Stockwerke 7. und dem andern 5. geben: und bey 3. Stockwerken die Höhe in 15. Theile anstatt neun theilen, und 6 Theile für das unterste, 5 fürs mittlere, und 4. fürs oberste Geschoß annehmen.

Das sechste Kapitel.

Von den Verhältnissen der Theile unter einander.

Wir haben in den vorigen Kapiteln die Verhältnisse der großen Haupttheile bestimmt. Es kommt nunmehr auch darauf an, die kleinern Eintheilungen zu proportioniren.

Wir wollen den Anfang mit den beyden Hauptstücken einer jeden Säulenordnung, dem Schafte und dem Gebälke, machen.

Wir wissen aus dem dritten Kapitel, daß die höchste Pyramide nicht mehr als 9 Breiten der Grundlinie halten darf, weil sie sonst zu schmal und spitzig scheinen, und oben einen gar zu scharfen Winkel

kel machen würde. Nach diesem Grundsatze können wir kühnlich die Proportion des Schafts auch der schmalsten und zierlichsten Ordnungen bestimmen, und 9 Breiten der Basis zur Höhe annehmen.

Die schmalste und zierlichste Ordnung ist die korinthische. Wir wollen also mit gutem Grunde dem Schafte 9 Durchmesser zur Länge geben. Die ionische ist um einen Grad stärker, deßwegen bekommt der Schaft 8 Durchmesser. Die dorische ist abermals um einen Grad stärker, folglich geben wir dem Schafte 7 Durchmesser zur Länge. Diese Verhältnisse sind der Natur und dem Charakter einer jeden Säule von der stärksten bis zur schwächsten gemäß.

Das Gebälke macht man mehr oder weniger leicht, nach dem der Schaft hoch oder niedrig ist. Das erfordert die Festigkeit, und diese wird erhalten, wenn man das Gebälke allemal 2 Durchmesser hoch macht. Zum dorischen Gebälke nimmt man $\frac{3}{7}$ oder etwas mehr als $\frac{1}{4}$ der Länge des Schafts; zum ionischen $\frac{2}{8}$ oder gerade den vierten Theil des Schafts, und zum korinthischen $\frac{2}{9}$ oder etwas weniger als den vierten Theil. Dieß Verhältniß ist nicht nur der Natur der Sache gemäß, sondern auch leicht und bequem in der Ausübung.

Man kann einer Ordnung unmöglich in allen Fällen nur ein einziges Verhältniß geben. Die Umstände leiden es nicht allemal, und es ist nothwendig, um die Grenzen der Baukunst zu erweitern, daß man eine Ordnung nach Gelegenheit etwas stärker oder leichter mache. Um der Bequemlichkeit willen, pflegt man in gewissen Fällen die Höhe des Schafts zu vermehren. Es ist also zuweilen

erlaubt

erlaubt und richtig, wenn es die Umstände erfordern, den dorischen Schaft bis auf 8, den ionischen bis auf 9, und den korinthischen bis auf 10 zu verlängern. Das Gebälke, welches 2 Durchmesser hält, wird alsdann bey der dorischen Ordnung $\frac{2}{8}$ oder $\frac{1}{4}$ des Schafts, das ionische $\frac{2}{9}$ oder etwas weniger als $\frac{1}{4}$, und das korinthische $\frac{2}{10}$ oder $\frac{1}{5}$ des Schafts. Diese Verhältnisse sind richtig und leicht in der Ausübung.

Wenn eine Säulenordnung kein Gewölbe zu tragen hat, so theilt man die ganze Höhe, im Fall es die dorische ist, in 9 oder 10, bey der ionischen in 10 oder 11, und bey der korinthischen in 11 oder 12 Theile, und nimmt einen derselben zum Durchmesser des Schafts.

Hat die Säule aber ein Gewölbe zu tragen, so zieht man von der ganzen Höhe die Höhe des Gewölbebogens ab, und theilt den Rest bey der dorischen in 11 oder 12, bey der ionischen in 12 oder 13, und bey der korinthischen in 13 oder 14 Theile. Die 2 Theile, welche man in der letzten Eintheilung mehr findet, geben die Höhe der Halbpfeiler (du faux Attique) welche den Anfang des Gewölbes von der Ansladung des Gebälkes absondern.

Ich habe für jede Ordnung hier zween Fälle bestimmt, nehmlich den stärksten und den schwächsten. Man könnte zwischen diesen noch andre annehmen. Allein wenn man, wie es seyn sollte, die im ersten Kapitel gegebnen Regeln von der Merklichkeit im Augenmaaße, in Erwegung zieht, so wird man nur einen von diesen Mittelfällen annehmen, nehmlich der gerade das Mittel zwischen dem stärksten und

schwächsten hält: Das heißt: man wird sich bey der dorischen Ordnung auf drey Längen des Schafts einschränken, und entweder 7 oder $7\frac{1}{2}$ oder 8 Durchmesser annehmen, und so auch bey den andern Ordnungen. Auf die Art hat man für jedwede Ordnung einen dreyfachen Unterschied, welches auf alle Fälle hinreichend ist.

Der Schaft besteht aus 3 Theilen, aus dem Schaftgesimse oder dem Säulenfuße, aus dem Schaft an sich selbst und aus dem Kapitäl. Der Säulenfuß ist entstanden, weil man die Säule zu mehrerer Festigkeit auf einen starken Fuß von Stein gesetzt; und das Kapitäl diente ursprünglich statt einer Platte, um das Gebälke desto besser zu tragen. Bey hölzernen Gebäuden haben die Ständer oben und unten eine Platte der Festigkeit halben; dieß hat man bey den Säulen nachgeahmt, und daraus ist der Säulenfuß und das Kapitäl entstanden. Die Glieder und Zierrathen sind durch die Kunst hinzugekommen, und können vielfältig verändert werden. Inzwischen muß man bey den Verhältnissen doch nach einigen Gründen verfahren.

Derjenige Theil, welcher unten aufliegt, muß abwärts stärker werden, und der welcher oben trägt, muß anlaufen. Daraus entsteht die Regel, daß im Säulenfuße die Glieder, so wie sie sich dem Schafte nähern, schwächer werden und weniger Ausladung bekommen müssen, und daß im Kapitäl ihre Stärke und Ausladung zunimmt, so wie sie sich vom Schafte entfernen; das ist, unten muß das Schwache allezeit auf dem Starken, und oben das Starke auf dem Schwachen stehen. Denn im Säulenfuße haben die untersten Glieder den größten Durchmesser, und

sind

sind folglich die stärksten, und hingegen im Kapitäl haben die obersten Glieder den stärksten Durchmesser.

Diesem Grundsatze zu folge wird der attische Säulenfuß allezeit vor allen andern den Vorzug verdienen. Er verstärkt nicht nur wie es sich gehört das Untertheil der Säule, sondern die Abnahme der Glieder und ihre Ausladung ist auch so, wie man sie nur verlangen kann. Ganz anders ist es mit dem ionischen Säulenfuße beschaffen, wo das Starke auf eine widersinnige Art von dem Schwachen getragen wird: desgleichen mit dem korinthischen, welcher denselben Fehler hat, wenn er gleich nicht so merklich, und weniger anstößig ist.

Bey den Säulenfüßen und Kapitälen, soll man die Glieder nicht zu sehr häufen, weil die Theile sonst zu klein werden; ein Fehler, der wider das edle Ansehen, und den großen Geschmack streitet, und bey allen architektonischen Anlagen zu vermeiden ist. Die Säulenfüße und Kapitäle sollen nie mehr als 3 oder 4 Hauptabtheilungen haben. Bey drey Gliedern theilet die ganze Höhe in 30 Theile, und gebet davon 11 dem stärksten Gliede, 10 dem folgenden, und 9 dem schwächsten; oder dem stärksten 12, dem folgenden 10, und dem letzten 8. Bey 4 Gliedern nehmet wiederum 30 Theile, und gebet dem stärksten Gliede 9, dem andern 8, dem folgenden 7, und dem schwächsten 6; oder ihr könnt die Höhe auch in 32 Theile theilen, damit der Unterschied etwas merklicher wird, und die Glieder 5, 7, 9, und 11 Theile hoch machen. Zu mehr Unterschied ist nicht zu rathen, weil die Theile zu klein werden, welches man nie sorgfältig genug vermeiden kann.

Das dorische Kapitäl ist schön und stark. Es hat eigentlich nur 3 Stücke, den Hals, den Wulst mit den Eyern, und die Platte mit dem Kehlleisten. Das ionische Kapital sieht artig aber etwas schwach aus, wenn man es nach der alten Manier einrichtet. Es würde, meiner Meynung nach, viel besser seyn, wenn man demselben einen Hals so stark als der Durchmesser der Schnecken gäbe. Diese Größe giebt dem Kapitäl mehrere Stärke, die es auch nöthig hat. Auf die Art bekommt es 4 Stück, den Hals, den Wulst, den Anlauf der Schnecken, und die Platte. Es behält aber doch einen großen Fehler, nämlich weil der Hals so hoch seyn muß, daß er den ganzen Durchmesser der Schnecken faßt, so ist er zugleich der oben gegebnen Regel zuwider, daß die dem Schafte am nächsten stehenden Glieder die schwächsten seyn sollen. Inzwischen übersieht man diesen Fehler wegen der Schnecken, die dieß Kapitäl bereichern, und ihm ein schönes Ansehen geben. Bringt man diese Schnecken nach Art der Alten an, so haben sie ihre Unbequemlichkeiten, man mag auch sagen, was man will. Die Seite welche rund wie ein liegendes Säulchen (baluſtre) gehauen ist, hat eine zu starke Bauchung, und verursacht, daß die Platte zu klein scheint. Die neuere Manier, da man die Platte ausschnitzt, so daß die Spitze die große Bauchung der Schnecke bedeckt, nimmt sich weit besser aus. Das korinthische Kapitäl, ist in Ansehung der Artigkeit und Zierlichkeit vollkommen. Es hat 4 Theile, die mit der Höhe nach und nach zunehmen, die kleinen Blätter, die großen Blätter, die Stengel, und die Platte.

Der attische Säulenfuß hat 4 Stücke, die Tafel, den großen Pfuhl, die Einziehung, und

den kleinen Pfuhl. Theilet die ganze Höhe in 32 Theile, und nehmet zu den 4 Stücken 5, 7, 9, und 11 Theile. Dieß ist der einzige Säulenfuß, der glücklich erfunden ist, und mein Rath wäre, nie einen andern zu gebrauchen: ausgenommen vielleicht den toscanischen, der sich bey der dorischen als der männlichsten Ordnung anbringen läßt. Der toscanische hat nur zwey Glieder, die Tafel und den Pfuhl. Theilt die ganze Höhe in 30 Theile, und nehmet 14 und 16 davon zu den beyden Gliedern.

Das Gebälke besteht aus 3 Hauptstücken, aus dem Architrab, Frieß und Karnieß. Sie stehen über einander, und dienen zur Bedeckung der Säule, folglich ist es natürlich, daß sie zunehmen, daß der Architrab geringer als der Frieß, und der Frieß wiederum geringer als der Karnieß sey. Das Gebälke hält jederzeit 2 Durchmesser, theilt man nun jeden in 60 Theile, so kommen auf das ganze Gebälke 120 solcher Theile. Die natürlichste Proportion der 3 Hauptstücke wäre also 30, 40, und 50. Man kann solche aber sehr ändern und statt deren 35, 40, 45; oder 32, 40, 48; oder 36, 40, 44; u. s. w. nehmen: doch muß der Architrab nicht geringer als 30 seyn, damit er nicht zu schwach wird.

Bey der dorischen Ordnung muß man sich etwas mehr als bey den andern in Ansehung der Proportion in Acht nehmen, um die Trygliphen, und Zwischentiefen recht einzutheilen. Die Trygliphen stellen gleichsam Balken vor, die auf die stärkste Art tragen, und müssen folglich höher als breit, die Zwischentiefen hingegen allemal viereckig seyn. Die Eintheilung in 30, 40, und 50 schickt sich sehr gut

zu dieser Ordnung, weil der Trygliphe auf diese Art 30 breit und 40 hoch ist, und also eine gute Proportion bekommt. Noch besser wäre es wenn er 30 breit und 45 hoch würde. Nimmt man dieß Verhältniß an, so erhält der Karnieß nur 45, und wird etwas schwach aussehen. Weil aber gleichwohl dadurch eine bessere Proportionirung der Säulenweiten entsteht, so halte ich doch dafür, daß man sie vorziehen soll. Ist der Trygliphe 45 hoch, so giebt ein Trygliphe und zwey Zwischentiefen eine Säulenweite von $1\frac{1}{2}$ Durchmessern; 3 Trygliphen und 4 Zwischentiefen, geben 4 Durchmesser für die Säulenweite. Nehme ich hingegen 40 zur Höhe des Trygliphen an, so giebt ein Trygliphe und 2 Zwischentiefen $1\frac{1}{3}$ Durchmesser zur Säulenweite; und 3 Trygliphen mit 4 Zwischentiefen geben $3\frac{2}{3}$ Durchmesser. Nun aber sind die ersten Säulenweiten vermöge des ersten Kapitels weit besser als die andern.

Von den drey Hauptstücken des Gebälkes ist der Frieß das einzige, welches keine horizontal und über einander stehende Abtheilungen hat. Der Architrab theilet sich in 2 oder 3 Glieder, deren Verhältniß man leicht findet. Denn wenn ich die Höhe des Architrabs auf 30 Theile festsetze, so nimmt man zu den beyden Gliedern 14 und 16; oder aufs höchste 12 und 18: will man aber 3 Glieder machen, so ist ihre Höhe 9, 10, 11; oder 8, 10, 12, oder höchstens 7, 10, 13.

Der Karnieß muß nicht aus mehr als 3 bis 4 Haupttheilen bestehen, aus dem Untertheile des Kranzleisten, aus dem Kranzleisten selbst, und aus der Bedeckung des Kranzleisten. Dieß sind die 3

Hauptttheile, zu welchen man noch zuweilen den 4ten, die Dielenköpfe und Sparrenköpfe hinzu thut. Die Höhe des Karniesses zu 45 Theilen genommen, giebt für jedes der 3 Hauptglieder 10, 15, 20; oder 12, 15, 18; oder 14, 15, 16; für jedes Glied bey der Eintheilung in 4 Glieder 7, 10, 13, 15; oder 9, 10, 12, 14. Nimmt man aber 50 Theile zur Höhe des Karniesses, so kommen bey 3. Gliedern für jedwedes 14, 16, 20; oder 14, 17. 19; bey 4 Gliedern für jedes 5, 10, 15, 20; oder 5, 11, 15, 19; oder 6, 10, 14, 20; oder 6, 10, 15, 19.

Sollen einige von diesen Stücken des Karniesses kleinere Abtheilungen bekommen, so verfährt man auf eine ähnliche Weise, und proportionirt die kleinen Glieder mit den größern auf die einfachste und natürlichste Weise.

Die Säulenweiten müssen nach dem Durchmesser der Säulen proportionirt werden. Die schönsten Verhältnisse sind von 1, 2, 3, 4, Durchmessern, die schlechtern von $\frac{1}{2}$, $1\frac{1}{2}$, $2\frac{1}{2}$, $3\frac{1}{2}$. Kleinere Brüche muß man vermeiden, weil das Verhältniß sonst nicht merklich genug bleibet. Insgemein giebt man nicht genug auf die Säulenweiten Acht, und setzt sie aufs gerathe wohl aus einander, und gleichwohl ist es ein Umstand, welcher der Wirkung des Ganzen oft am meisten schadet. Die Anlage wird nie schön seyn, wenn die Säulenweite groß ist. Je näher die Säulen stehen, desto edler und majestätischer sieht es aus.

Nahe an einander stehende Säulen verursachen, daß der Raum im Gebäude größer zu seyn scheint, so wie nahe an einander gepflanzte Bäume einer Al-

lee machen, daß diese viel länger scheint, als wenn die Bäume weit aus einander gesetzt sind. Diese Wirkung ist gewiß, und aus der Optik bekannt. Je mehr Gegenstände das Auge von einem Ende einer gegebnen Linie bis zum andern sieht, desto länger und größer scheint ihm der Raum. Vermöge dieser Illusion stellt der Künstler dem Auge auf einem kleinen Theater, oder in einem kleinen Gemälde gleichwohl einen scheinbar großen Raum vor. Es ist demnach ein großer Vortheil bey architektonischen Angaben, die Säulen sehr nahe zu stellen. Die gothischen Kirchen thun blos eine so große Wirkung und scheinen von einer so erstaunlichen Tiefe zu seyn, weil die Säulenweite ungemein geringe ist. Die Peterskirche in Rom, das größte unter allen Gebäuden, scheint, dem ersten Augenscheine nach, keinen so gewaltigen Umfang zu haben, und setzt den Fremden nicht so in Erstaunen, als man denken sollte. Wer nicht darüber nachdenkt, glaubt wohl gar, daß darin die Schönheit der Anlage bestehe, und eine Folge der trefflichen Verhältnisse sey: da man es doch eher für einen Fehler halten könnte, daß ein Gebäude, worauf man so unermeßliche Summen gewendet, nicht auch eine außerordentliche Wirkung hervorbringt. Die Peterskirche scheint nicht so lang, wie sie sollte, weil die Säulenweiten gar zu stark sind, und das Auge bey der Länge des Schiffes nur wenig Ruheplätze findet. Ein Kenner wird an dieser Kirche allemal den ungeheuren Umfang des Gebäudes, die Kostbarkeit der Materialien, die Meisterstücke der Mahlerey und Bildhauerkunst bewundern, wird aber der Anlage des Baumeisters, welche voll Fehler steckt, seinen Beyfall versagen.

Man

Man hat diese Fehler lange genug in unsern neuen Kirchen nachgeahmt, daher haben sie aber auch nie die Wirkung, wie die Alten gethan. St. Sulpice ist eine unermeßliche Kirche in Vergleichung mit der von St. Germain l' Auxerrois. Man vergleiche aber nur das Chor von beyden Kirchen. Das zu St. Sulpice thut keine Wirkung wegen der großen Säulenweiten, Bogenstellungen, und Pilaster; das zu St. Germain l' Auxerrois hingegen eine sehr große, wegen der großen Menge der nahe bey einander stehenden Säulen. Ich gebe mit Fleiß ein Beyspiel, das in andern Betrachtungen nicht vortheilhaft ist, weil die Säulen übrigens nicht ausgebildet und ohne Proportion sind. Wie schön würden sie sich erst ausnehmen, wenn sie ihr wahres Verhältniß hätten, und mit einem prächtigen Gebälke geziert wären, anstatt daß sie jetzt elende, dreyspitzige Bogenstellungen tragen müssen. Alsdenn würde ihre Wirkung erst vortrefflich seyn.

Wenn man die Rundungen unsrer meisten schönen gothischen Kirchen betrachtet, so wird man einräumen, daß sie eine große Wirkung thun, und auf alle Weise denen von St. Sulpice, St. Roch, und andern Kirchen von der Art vorzuziehen sind, weil der Säulenweiten so viel, und die Säulen sehr nahe gesetzt sind. Sollten so viele Beyspiele, und Erfahrungen, uns nicht endlich zur Grundregel dienen, daß die Wirkung bey allen architektonischen Angaben desto stärker ist, je näher die Säulen stehen?

Die Fenster und Thüren müssen mit der Anlage des Ganzen proportionirt seyn. Dieß Verhältniß bestimmt sich leicht, da die Breite derselben durch die Säulenweite zugleich gegeben wird.

Nehmet die Weite zwischen den Säulenfüßen der Säulen. Haben sie einen kleinen Grundstein, so muß die Einfassung der Thüre oder des Fensters daran streifen, haben sie keinen, so laßt so viel Raum zwischen dem Säulenfuße und der Einfassung, als wenn einer da wäre. Dadurch bekommt ihr die genaue Breite der Thüre oder des Fensters.

Jedes Fenster, und jede Thür hat 2 Stücke, die **Einfassung**, und die **Oeffnung**. Theilet die oben gegebne Breite bey der dorischen Ordnung in 12, bey der ionischen in 13, und bey der korinthischen in 14 Theile, und nehmt 2 davon zur Breite der Einfassung, welche bey der dorischen $\frac{1}{4}$ der Oeffnung im Lichten, bey der ionischen $\frac{2}{9}$ oder etwas weniger als $\frac{1}{4}$, und bey der korinthischen $\frac{1}{5}$ ausmachen wird. Auf die Art behält man die Progression von der männlichen bis zur zierlichsten Ordnung.

Die Höhe der Thüren und Fenster muß vermöge der Regeln des ersten Kapitels nicht größer seyn, als die Breite 3 mal genommen. Sie richtet sich nach der Breite im Lichten; und man erhält für die 3 Ordnungen die Proportion von 2, von $2\frac{1}{2}$ und von 3 Breiten. Bey verstärkten Verhältnissen der Ordnung, wird man die Höhe der Fenster und Thüren, dem Wohlstande gemäß, auch nach der Proportion der Breite im Lichten und der Einfassung so einrichten, wie wir eben die Progression gezeigt haben.

Die Fenster bekommen entweder eine Brüstung oder keine, und die Brüstung hat entweder ein Säulengeländer oder keines. Die Brüstung muß allezeit mit in der Höhe des Fensters begriffen seyn. Nimmt

man

man ein Säulengeländer, so werden die Säulchen nach dem Charakter jedweder Ordnung eingerichtet; und die Fenstereinfassung geht bis auf den Fuß der Säulenweite hinunter. Bekommt die Brüstung kein Säulengeländer, so macht man nur eine glatte Tafel von der Breite der Einfassung, und die Einfassung stehet auf dieser Tafel. Man bemerkt an vielen Aufrissen von Gebäuden, hauptsächlich am Pallaste der Tuilleries, daß die Einfassungen der Fenster auf eine Art von Postement, das ein Fußgesimse, Würfel und Karnieß hat, ruhen. Diese Bauart ist aber fehlerhaft, denn sie vermehrt die Arbeit und Eintheilungen unnützer Weise, und hat ein geringes und gezwungnes Ansehen.

Eben so wenig sind die Fenster, wo die Einfassung auf allen 4 Seiten herumgeht, zu billigen, ob man gleich unzehlige Exempel davon findet. Sie sehen aus wie Gemälde in Rahmen, oder als etwas angeflicktes, das auf nichts ruhet: ein Augenschein, den man vor allen Dingen vermeiden soll. Die Fenster müssen so gut als die übrigen Theile des Gebäudes anzeigen, daß sie sich auf etwas gründen.

Es ist ein großer Fehler, wenn man die Einfassungen mit Gliedern überhäufet, weil man dadurch ohnfehlbar ins Kleine fällt. Zwey oder höchstens 3 sichtbare und vorstehende Glieder sind besser als alles andre. Die Einfassungen sind selten so breit, daß sie mehr als zwey Platten leiden. Man thäte Unrecht, sich dabey allezeit an die bey dem Architrabe der Bogenstellungen gewöhnlichen Profile zu binden, da diese Profile blos eine Nachahmung der Bogen (archivoltes) einer jedweden Ordnung sind. Da man allezeit auf die Wirkung sehen, und daher die

kleinen

kleinen Partien vermeiden soll, so darf man kein Bedenken tragen, die Einfassung der Fenster und Thüren verschiedentlich zu ändern, und die Theile sehr merklich zu machen.

Hat man zwischen derselben Säulenordnung mehr Stockwerke anzulegen, so nehmen die obern Fenster nach demselben Verhältnisse, als die Stockwerke, ab. Alle Einfassungen und Brüstungen müssen perpendicular über einander stehen. In dem Felde zwischen beyden Stockwerken und über dem obersten Fenster, kann man einige Bildhauerarbeit anbringen, als Kränze, Palmenzweige, Fruchtschnüre, u. s. w. Wenn diese Zierrathen stark ausgedruckt und nicht zu häufig sind, so geben sie der Architektur des Gebäudes ein reiches Ansehen, ohne sie zu überladen.

Wenn man über jedes Fenster einen Karnieß oder einen Giebel setzet, wie nur gar zu oft geschieht, so begeht man etwas widersinniges und tadelnswehrtes. Wozu soll der Karnieß und Giebel nutzen, da die Fenster schon unter dem Hauptgesimse des Hauses bedeckt sind? Wozu nutzt es, oder vielmehr wie wunderlich ist es nicht, unter diesem großen Theile, der das Ganze bedecken soll, kleine Bedeckungen für die besondern Theile anzubringen? Warum stellt man gleichsam ein kleines Dach unter einem größern vor?

Ich habe gesagt, daß die Fenster und Thüren die ganze Breite der Säulenweite am Fuße einnehmen sollen. Man sieht aber viele Beyspiele des Gegentheils, vornehmlich an den Aufrissen der großen Pavillons im Pallaste der Tuilleries. Dieß beweiset,

set, daß der Baumeister seine Anordnung nicht wohl zu verbinden gewußt, daß er die Gesetze der Harmonie nicht verstanden, und die Säulenweiten zu stark genommen. Bey einer wohlgeordneten Anlage muß nichts überflüßiges seyn. Der Raum, welcher zwischen der Einfassung der Fenster und dem Säulenfuße bleibt, ist überflüßig, und man hätte ihn vermeiden sollen, weil er eine sehr üble Wirkung thut.

Die Säulenweiten der Kolonnaden inwendig an der Mauer, können zuweilen so nahe seyn, daß nicht Breite genug zu den Thüren bleibt. In dem Falle könnte man es machen wie die Alten, welche die äußern Säulen in ihrer Ordnung ließen, aber von der inwendigen Kolonnade 2 Säulen wegnahmen, und dadurch hinlänglichen Platz zur Hauptthüre erhielten. Sie wählten dieß Mittel lieber, als die vordern Säulenweiten zu unterbrechen; und in der That, dieses Verfahren hat die wenigsten Unbequemlichkeiten, und überhebt den Baumeister vieler Beschwerlichkeiten. Man soll also darnach kühnlich verfahren.

Wenn der Baumeister allemal seine Eintheilung richtig machte, so bekäme er an den Aufrissen nie überflüßige Säulenweiten, wo weder Fenster noch Thüren anzubringen sind, wie man an den Pavillons zu beyden Seiten des neuen Platzes von Ludwig XV. bemerkt. Trifft es sich unglücklicher Weise, daß es nicht zu ändern steht, so muß er wenigstens den inwendigen Platz der Säulenweiten ganz glatt und leer lassen. Sie mit kleinen Nischen, wie an gedachten Pavillons und andrer Orten häufig geschehen, auszieren zu wollen, das heißt ins Kleine, Gezierte und Irrige verfallen.

Bey Wohngebäuden kann man selten Säulen anbringen, ohne sich großen Unbequemlichkeiten auszusetzen. Man legt bey diesen die Thüren und Fenster an, als wenn die Säulen würklich da wären, läßt sie aber weg. Der Platz bleibt leer, oder man läßt einen Schaft von unten bis oben hinanlaufen. Dieß ist weit besser, als die Stockwerke durch eine horizontal und der Länge nach laufende breite Tafel oder Platte anzudeuten. Denn diese Absonderung macht, daß man die Perpendicularlinie der Höhe nicht so sehr sieht, worauf man doch als eine wahre Schönheit hauptsächlich Acht zu geben hat. Ich weiß, daß eine Mauer in der Höhe auch an der Dicke abnehmen muß, aber was hindert denn, die Dicke so abnehmen zu lassen, wie man den Säulenschaft verdünnet? Die Platten, welche die perpendiculäre Mauer in der Quere durchschneiden, sind allemahl fehlerhaft: die allerschlimmsten sind aber die, welche den Schaft durchschneiden.

Wenn ein Aufriß blos Fenster und Thüren hat, müssen solche so angelegt werden, daß eben so viel leerer Platz dazwischen bleibt; dieß erfordert die Festigkeit. Unsre Baumeister haben lange den Fehler begangen, breite Fenster und einen schmalen Zwischenraum zu machen. Diese Bauart verursacht nicht nur, daß die Zimmer viel von der Kälte und schlimmen Witterung ausstehen müssen, sondern das Gebäude wird dadurch auch dermaßen schwach, daß keiner auf die Art bauen wird, als der sich nicht um die Dauer seines Hauses bekümmert.

Die Gestalt der Fenster war sonst bey den französischen Baumeistern sehr wunderbar, sie kommen aber nach und nach davon zurück. An den neuesten

Häu-

Häusern sieht man keine Fenster oben mit einem runden Sturze, und keine Ochsenaugen mehr. Man bedient sich selten der Fenster und Thüren, die oben einen halben Circul ausmachen. Inzwischen wird man bey genauerer Erwägung einsehen, daß es etwas unnatürlich ist, den Fenstern eine andre als eine viereckige Gestalt zu geben, da der Raum zwischen den Säulenweiten viereckig ist. Ein gewölbtes Fenster oder Thüre zwischen einer viereckigten Säulenweite, nimmt den ganzen Raum nicht ein, sondern läßt zu beyden Seiten des Bogens einen überflüßigen unregelmäßigen Raum, und vermindert das Licht in den Zimmern um so viel, als der Bogen von dem Vierecke abschneidet. Wenn ich sage, ein gewölbtes Fenster oder eine Thüre, so gilt eben das von dem ganzen Raume zwischen den Fenstern von einem Stockwerke bis zum andern. Dieser Raum stellt die ganze Säulenweite vor, so wie der Raum der Pfeiler (trumeaux) von einem Geschosse bis zum andern die Säulen vorstellet. Gewölbte Fenster und Thüren finden nicht anders statt, als wenn sie unter dem Bogen eines Gewölbes stehen. Die Analogie und die gute Uebereinstimmung erfordert, daß eine gerade Linie unter eine gerade, und eine krumme unter eine krumme kommt.

Es giebt zuweilen sehr hohe Aufrisse, wo die Fenster nur einen Theil der Höhe einnehmen. Bey einigen Kirchen ist dieß der Fall. Alsdann muß man es aber nicht nur bey dem Nothwendigen bewenden lassen; sondern man macht so viel blinde Oeffnungen, als wenn die Bequemlichkeit es erfordert hätte, verschiedne Reihen über einander anzulegen, und man bringt so viel Plätze, als nöthig sind,

bey

bey dem Aufrisse an, wo die wirklichen oder blinden Oeffnungen hinkommen, damit alles natürlich und übereinstimmend aussieht. Der Aufriß der neuen Kirche von St. Genevieve wird diesen Fehler haben, weil er eine hohe Mauer bekommt, wo in der Mitten nur eine einzige Reihe Fenster angebracht ist. Von dem Fuße des Gebäudes bis ans Fenster, und von dem Sturze des Fensters bis ans Gebälke ist eine zu große Entfernung: und dieß wird unfehlbar eine schlechte Wirkung thun. Bey den beyden großen Entfernungen läßt sich nichts gedenken, und sie werden also fehlerhaft und überflüßig scheinen. In solchen Fällen ist es besser zwey Stockwerke von Fenstern anzulegen, und sie durch eine simple Fenstereinfassung einander gleich zu machen.

Die Höhe der Giebeldächer (frontons) hat nicht so viel Schwierigkeiten, als die Höhe der andern Theile des Gebäudes. Es kommt blos darauf an, die Größe des Winkels von den beyden Seiten des Dachs zu bestimmen. Wäre das Giebeldach eine Erfindung aus den nordischen Gegenden, wo der viele Schnee hohe und spitzige Dächer eingeführt hat, so würde das Dach so seyn, wie bey den gothischen Kirchen. Allein die griechische Architektur ist unter einem warmen Himmelsstriche gebildet, wo die Dächer niedrig und gedruckt sind: daher kommt es, daß der Winkel der beyden Seitendächer stumpf ist. Man kann ihn auf 130 Grade fest setzen; so ist er stumpf genug, und doch nicht zu stumpf. Doch kann man ihn bis 120 Grade verringern, oder bis 140 vermehren, nämlich nach der Höhe des Orts, wo das Giebeldach angebracht werden soll. Je höher das Dach ist, desto weniger

muß

muß der Winkel stumpf seyn: aus der Ursache, weil die Ausladung des Gebälkes dem Giebelfelde desto mehr Raum benimmt, je höher das Dach ist.

Die französischen Baumeister haben sich eine Zeitlang ganz in die Giebeldächer verliebt; sie setzten solche allenthalben hin, ohne zu wissen, wie und warum? Für ein Kirchenportal, oder für die Vorderseite eines Pavillon, schicken sie sich gut: aber sonst sind sie fast allenthalben übel angebracht. Seit einigen Jahren wird man in diesem Punkte vorsichtiger, und die Giebeldächer kommen etwas aus der Mode. Inzwischen wird es den Baumeistern doch noch schwer, die alte Gewohnheit fahren zu lassen. An den beyden neuen Aufrissen des Platzes von Ludwig XV. finden sich 4. Giebeldächer: und der Baumeister hat vielleicht sich dadurch zu rechtfertigen geglaubt, daß er, an beyden Ecken des Aufrisses, zwey hervorstehende Pavillons angebracht hat. Man sieht aber die Ursache nicht recht ein, warum das Dach auf den 4. Pavillons so nöthig ist, da die Kolonnade keines hat. Betrachtet man ferner diese Pavillons von vorne, so scheint das Giebeldach anzudeuten, daß sie mit einem von beyden Seiten abhängigen Dache gedeckt sind. Nichtsweniger: denn von der Seite bemerkt man gar eigentlich ein Säulengeländer über dem Gebälke, oder ein plattes Dach, wie bey dem übrigen Gebäude. Wie hat man doch einen solchen Widerspruch nicht eingesehen? Um das zu vermeiden, hätte man von der Seite der Pavillons nach der Rue Royale, die Seiten des Dachs sehen müssen, ob ich gleich einräume, daß sich dieß nicht wohl zu dem übrigen geschickt, und eine gute Wirkung gethan haben würde. Daher behaupte ich,

daß gar kein Giebeldach dahin gehörte. Wenn man richtig und regelmäßig verfahren will, soll man das Giebeldach nicht anders gebrauchen, als um die Giebelseite eines Daches geschickt dahinter zu verbergen: ist kein Dach dahinter, so soll man auch lieber kein Giebeldach anbringen.

Die Statuen können bey architektonischen Anlagen mit vielem Vortheile gebraucht werden; sie müssen aber nach dem Durchmesser der Säulen proportionirt seyn. Dieß Verhältniß ist schwer nach Gründen zu bestimmen. Die Statuen haben dreyerley Größe. Sie sind entweder in Lebensgröße, oder darunter, oder auch darüber. Statuen unter Lebensgröße sollen aus allen architektonischen Aufrissen verbannet seyn. Da unsre Wohnungen nicht für Zwerge bestimmt sind, so ist es unvernünftig, daran kleinere Statuen anzubringen, als wir von der Natur gebildet worden. Solche kleine Statuen gehören für das Inwendige, für Zimmer und Kabinette ohne Säulenordnung, wo sie in einem engern Raume zuweilen eine gute Wirkung thun können.

Es dürfen sich also nur blos Statuen in Lebensgröße, oder darüber außen an einem Gebäude befinden, wo man Säulenordnungen entweder wirklich siehet, oder sie sich wenigstens gedenket. Wir wollen die menschliche Länge 6 Fuß annehmen; diese ist bey einer Säulenweite von 18 Fuß Höhe nicht zu stark, und bey einer von 24 Fuß hinlänglich. Denn da man in dem Gebäude nicht mit dem Kopfe wider die Decke stoßen, und der Luftraum über dem Kopfe stärker, als der, darin man sich befindet, seyn soll; so erfordert das gute Verhältniß auch bey den Statuen, daß man noch einmal so viel Platz darüber

über lasse, als sie hoch sind. Wenn die Statue also nur den dritten Theil von der Säule ausmacht, so ist sie nicht zu hoch. Man kann auch nur den vierten Theil nehmen, welches Verhältniß nach dem dritten Theile das beste scheint. Macht man sie niedriger, so bekommen sie ein schwaches geringes Ansehen.

Die Statuen so wohl als die Gruppen müssen nirgends als in die Säulenweiten gesetzt werden, wo weder Fenster noch Thüren sind. Man darf deswegen aber keine Bilderblinden in die Mauer hauen. Wird die Nische ganz durch die Mauer gehauen, so kann man sie als eine Bogenstellung betrachten, deren Bogen sich zum geraden Streifen des Architrabs nicht schicket; geht sie nicht ganz durch, so stellt sie gleichsam ein Fenster, oder ich weis selbst nicht was, vor, und hat oben den unschicklichen Bogen. Jede Statue oder Gruppe muß auf einem Fuße stehen, und die glatte Mauer muß ihr zum Hintergrunde dienen. Ueber der Statue kann man einige Zierrathen auf der Mauer aushauen, aber in einem simplen und großen Geschmacke, ohne viel Glieder anzubringen, es sey denn, daß man ein Basrelief mit einer Einfassung wie ein Gemälde umgeben will. Die Mauer hinter der Statue muß nothwendig glatt seyn, damit kein Nebenwerk die Wirkung der Statue oder der Gruppe unterbreche.

Der Fuß der Statue wäre zu hoch, wenn man ihn halb so hoch als die Statue machte. Er muß höchstens nur den dritten oder vierten Theil ausmachen, und der Würfel des Fußes breit genug seyn, damit die Statue oder Gruppe hinlänglichen Platz bekommt. Man kann dem Fuße ein Fußgesimse ge-

ben, wenn die Höhe von dessen Gliedern nur mit der Höhe des Fußgesimses der Säule übereinstimmt. Doch muß der Fuß keinen Karnieß bekommen, weil dessen Ausladung gleichsam einen Abschnitt auf den Schaft der Säule machen würde, und weil man alles, was die Wirkung der senkrechten Höhe unterbricht, vermeiden soll.

Die in Nischen hineingezwungne Statuen, oder die auf den Bogen der Bogenstellungen und den Seiten eines Giebeldachs ruhen, oder auf die Pfeiler eines Säulengeländers geflickt sind, haben allemal einen unnatürlichen schlecht ausgesuchten Platz. Anstatt daß man glaubt, ein Gebäude durch diesen übel angebrachten Zierrath zu verschönern, giebt man ihm dadurch einen kleinen Geschmack zum großen Nachtheile des Ganzen. Ist es nicht unnatürlich dort Statuen hinzusetzen, wo kein Mensch ohne Lebensgefahr stehen kann? Die äußere Rundung des Gewölbes, ein schiefes Dach, die höchste Spitze eines Gebäudes, sind keine Plätze für Menschen. Es wäre falsch, wenn man einwenden wollte, es schiene eben so unnatürlich, eine Statue auf ein Fußgestelle zu setzen. Denn es ist nicht unnatürlich, daß ein angesehener Mann einige Stufen höher steht, als die übrigen: und zu den Statuen wählt man lauter große berühmte Männer. Ueber dieses sieht man sich genöthigt, die Statuen über den Fußboden zu erheben, damit sie nicht dem Anstoßen und den Beschädigungen zu sehr bloß gestellt sind.

Die Statuen, welche man über so vielen Kirchenportalen, auf dem Säulengeländer mancher Kolonnaden, als zu St. Peter in Rom, über den Bogenstellungen und Giebeldächern stehen siehet, sind folglich

nicht nur alle wider die natürliche Ordnung; sondern es ist noch eine andere Unbequemlichkeit damit verknüpft. Da sie so übermäßig hoch stehen, so muß man ihnen, um die Züge nur einigermaaßen kenntlicher zu machen, ein riesenmäßiges Verhältniß geben. Was ist aber die Folge davon? Das Auge, welches sie in gehöriger Entfernung sieht, hält sie vor Statuen in natürlicher Größe, und folglich viel näher als sie wirklich sind: welches verursacht, daß die Entfernung geringer und die Höhe kleiner scheint, und dem großen Ansehen des Ganzen Schaden thut. Eben dieses ist schuld, daß man bey der Peterskirche in Rom nicht so sehr über den ungeheuren Umfang des Platzes erstaunet. Ueber jedem Bogen stehen große Figuren, welche beym Eingange nicht über Lebensgröße zu seyn scheinen: man schließt daraus, daß sie nahe stehen, und hält die Entfernung kleiner als sie wirklich ist: und der größte Platz in der Welt, scheint dadurch von mittelmäßigem Umfange zu seyn.

Die Statuen zur Zierde eines öffentlichen Platzes, müssen sich nach dessen Umfange und nach der größten Entfernung, in welcher man sie siehet, richten. Scheinen sie in der größten Entfernung in Lebensgröße, so sind sie groß genug; scheinen sie um die Hälfte oder um ein Drittel größer, so ist es zu viel. Die Statue Ludwigs des Großen auf dem Platze Vendome ist daher viel zu groß: hingegen die auf dem Platze Ludwigs XV, man mag sonst davon sagen was man will, in einem schönen Verhältnisse. Wenn man an dem Säulengeländer, welches diesen Platz umgiebt, herumgehet, so scheint sie fast allemal in Lebensgröße, und da sie über dieses besser als alle

andern gezeichnet ist, so thut sie eine vortreffliche Wirkung. Ihr Platz macht zwar, daß man sie von verschiednen Orten in großer Entfernung sehen kann, da man sie aber von eben diesen Orten in der Luft oder in einem freyen Raume sieht, so bleibt ihre Wirkung, der Entfernung ungeachtet, merklich. Seitdem sie aufgerichtet ist, scheinen die Verhältnisse des Merkurs und der Fama, welche zu beyden Seiten der Brücke (pont tournant) stehen, zu schwach: und der Zuschauer, der aus den Tuilleries auf den Platz geht, sieht diese Statuen als ein paar Zwerge in Vergleichung des großen Pferdes der Statue an.

Das Fußgestelle von Statuen, die frey und mitten auf einem Platze stehen, muß viel höher seyn, als das von Statuen, die in den Säulenweiten angebracht werden: weil über die erstern nichts als der freye Himmel, und rund herum nichts als ein weiter leerer Platz ist. Dergleichen Fußgestelle ist nicht zu hoch, wenn es dieselbe Höhe als die Statue hat. Doch ist $\frac{2}{3}$ der Höhe der Statue auch hinlänglich, aber unter der Hälfte wäre sie zu geringe. Gruppirt man um den Fuß herum noch andre Statuen, so müssen sie zur Hauptstatue ein Verhältniß haben, und nach ihrem niedrigern Stande, in Ansehung der Hauptstatue proportionirt seyn. Die an dem Fuße der Statue Heinrichs IV. gefesselten Sklaven, haben ein zu schwaches Verhältniß. Die auf dem Platze des Victoires haben ein weit besseres Verhältniß, so wie auch die am Fuße der Statue von Ludwig XV.

Der Endzweck dieser Figuren ist meistens nicht glücklich ausgedacht. Es ist etwas anstößig, wenn man siehet, daß Könige, die sich nur durch Güte und

Wohl-

Wohlthun verewigen sollten, die überwundnen Völker mit Füßen treten. Der Einfall bey der Statue Ludwigs XV. ist viel besser, denn die dabey angebrachten Statuen erinnern uns an die Tugenden, welche seine Regierung beglückt machen. Gleichwohl ist die Stellung derselben als Caryatiden nicht vortheilhaft, und auch wider den Wohlstand. Ich würde sie zu beyden Seiten des Piedestals gruppirt haben. Der Künstler hätte in dem Falle mehr Platz gehabt, dem Ganzen eine edle Anlage zu geben. Die Tugenden hätten eine freye ruhige Stellung bekommen, und die Gruppen dem Monumente mehr das Ansehen einer Pyramide, und dem Fußgestelle eine ansehnlichere Breite gegeben.

Die zweyte Abtheilung.

Von den Unbequemlichkeiten der architektonischen Ordnungen.

Die Erfindung der drey griechischen Säulenordnungen ist eine außerordentliche Wirkung des menschlichen Genies, davon wir in den Künsten kein ähnliches Beyspiel haben. Bey andern Dingen, wo der Mensch seinen erfinderischen Geist zeigen kann, hat man seit einigen Jahrhunderten Erfindungen aufzuweisen, die sich mit einander vergleichen lassen, und oft haben es die Neuern weiter als die Alten darin gebracht. Die einzige Baukunst ist bey der Erfindung der Griechen geblieben; alles kommt in dieser schönen Kunst von ihnen her; und

seit so vielen Jahrhunderten hat noch keiner eine neue Ordnung, ja nicht einmal ein neues Glied oder einen Zierrath angegeben, davon man nicht das Muster bey ihnen suchen muß.

Diese prächtigen drey Ordnungen wurden von den wilden Völkern in der Asche und den Ruinen vergraben. Allein bey dem ersten Lichtstrahle, der die Finsterniß aufklärte und die Barbarey vertrieb, sahe man sie nebst andern Künsten wieder hergestellt. Einem nicht gnug bekannten Florentiner, Nahmens Philipp Brunellesch, sind wir den Dank wegen dieser Entdeckung schuldig. Er war ein mittelmäßiger Bildhauer, allein die Begierde, sich einen Nahmen zu machen, oder vielmehr ein geheimer Trieb, der ein großes Genie verrieth, brachte ihn nach Rom, um die berühmten Alterthümer zu untersuchen. Der Anblick so prächtiger Ruinen setzte ihn ganz außer sich, durch unermüdeten Fleiß entdeckte er ihre Verhältnisse, indem er diese wichtige Arbeit seine einzige Beschäfftigung seyn ließ. Er sahe zwar gleichsam nur die Skelette von den ehemaligen großen Körpern, aber seine Einbildungskraft ersetzte das, was fehlte: und er brachte es durch die Uebung dahin, daß er aus den geringsten Ruinen von ganzen Gebäuden urtheilen konnte. Mit diesen Entdeckungen bereichert, kehrte er nach Florenz zurück, um solche seinen Mitbürgern mitzutheilen. Sie hatten das Schicksal der meisten Dinge, so lange sie neu sind, man war anfangs dawider, untersuchte sie nachgehends, und nahm sie endlich an. Dieser große Künstler bahnte also dem Bramante und Michael Angelo den Weg. Er starb den 16 April 1446. zu Florenz, und erhielt die Grabschrift: Philippo Brunellescho

antiquae

antiquae Architecturae Instauratori S. P. Q. T. civi suo bene merenti.

Als die Begriffe von der dorischen, ionischen, und korinthischen Ordnung erst in den Werkstellen der Künstler bekannt wurden, brachten diese durch ihren Eifer plötzlich eine große Veränderung in der Kunst hervor. Man kopirte die alten Monumente, mit Beybehaltung der Verhältnisse, aufs fleißigste. Die Einbildungskraft der Künstler von Genie, wurde durch die große Wirkung der alten Denkmale erhitzt, und führte anfangs Gebäude, die sich dem edlen Geschmacke ziemlich näherten, auf. Allein bald folgte ein Schwarm von andern, die Kopien nach Kopien machten, und diese unvollkommnen Nachahmungen wurden dermaßen oft verändert und wiederholt, daß die letzten Werke mit den ersten Modellen eben so wenig Aenlichkeit behielten, als die ausgearteten Thiere dem ersten Stamme ähnlich bleiben.

Dann und wann sahe man glückliche Genien sich über die eingerissenen schlechten Gewohnheiten erheben, und durch eignes Nachdenken Meisterstücke liefern. Aber diese neuen Modelle wurden entweder aus der Acht gelassen, oder von dem großen Haufen elend kopirt. Daher ist es gekommen, daß, obgleich Philibert de Lorme, unter Catharina von Medicis, den Pallast der Tuilleries, de Brosse, unter Maria von Medicis, den Luxenburg, und das Portal der Kirche St. Gervais, Blondel, unter Ludwig XIV. das Thor St. Denys, und Perrault die Kolonnade des Louvre angaben, und Mansard die Risse zur Kuppel der Invaliden Kirche, und zur Kapelle zu Versailles lieferte, daß, sage ich, zu eben der Zeit, eine Men-

ge von Baumeistern sich, durch unzählige abgeschmackte und wunderbare Gebäude, lächerlich gemacht haben.

Erst in unsern Tagen, hat man die Baukunst der Alten gründlich untersucht, und ziemlich richtige Regeln davon gegeben, so daß der Künstler mit Gewißheit darnach arbeiten, und der Kenner ihn genau darnach beurtheilen kann.

Die griechischen Säulenordnungen haben große Vortheile, es fehlt ihnen aber auch nicht an wichtigen Unbequemlichkeiten. Die ersten sind genug angepriesen, mit den andern hat man sich aber noch nicht hinlänglich bekannt gemacht.

Das erste Kapitel.

Die Unbequemlichkeiten der architektonischen Ordnungen von außen an den Gebäuden.

Die griechischen Säulenordnungen sind hauptsächlich erfunden, um die Gebäude von außen zu verzieren; und sie thun auch von außen die größte Wirkung. Der Schaft und das Gebälke, zeigen sich hier auf das schicklichste, und in ihrer Vollkommenheit. Der Architrab bedeutet den Balken, worauf der Fußboden liegt, der Frieß zeigt den Zwischenraum der Querbalken an, und der Karnieß stellt die Vorstechung des Daches vor. Der starke Vorsprung des Kranzleisten ist mit Fleiß angebracht, um das Regenwetter abzuhalten, und der Rinnleisten über dem Kranzleisten, verbindet die scharfe Spitze des Dachs mit dem übrigen auf eine angenehme Art.

Der

Der Endzweck der griechischen Säulenordnungen wird nicht nur bey den Gebäuden von außen vollkommen erfüllet, sondern sie thun auch die schönste Wirkung, wenn ein Aufriß durch eine einzige von ihnen geziert ist. Die Anordnungen von mehr Säulen über einander, sind mit vielen Beschwerlichkeiten verknüpft.

Erstlich kann man nicht, ohne wieder allen Wohlstand zu handeln, daß ganze Gebälke bey den untern Ordnungen anbringen. Denn da der Karnieß seiner ersten Erfindung nach dazu dienen soll, die Vorstechung des Daches, theils zu tragen, theils zu verbergen, so wäre es eben so viel, wenn man den Karnieß in dem untern Geschosse beybehielte, als wenn man da ein Dach vorstellig machen wollte, wo sich doch keinesweges eines schickt.

Zum andern: da die Regeln der Festigkeit oben eine Abnahme der Geschosse erfordern, und der Durchmesser der obersten Säulen kleiner als der untersten seyn soll: so folget daraus, daß das Gebälke unter dem Dache weniger Stärke und Vorsprung hat, als das vom ersten Geschosse. Er thut also auch nicht die gehörige Wirkung, und schützt die Mauer nicht hinlänglich vor dem schädlichen Regen. Es ist ausgemacht, daß die größte Ausladung des Karnießes unter dem Dache seyn soll, und daß dieser wichtige Vortheil nie erhalten wird, so bald man zwey Ordnungen über einander anbringt.

Diesem Uebel ist nicht anders abzuhelfen, als wenn man in dem untern Stockwerke keine Karnieße anbringt, und dem obersten Karnieße so viel Ausladung und Stärke als möglich giebet. Erfordert die

Festig-

Festigkeit des Gebäudes ja, daß man zwischen beyden Stockwerken die ganze Stärke des untersten Gebälkes beybehält, könnte man alsdann nicht, anstatt den Architrab, Frieß, und Karnieß beyzubehalten, diese drey Theile in ein einziges starkes Glied verwandeln, und blos eine Hohl- oder Kehlleiste mit einem dazu proportionirten Plättlein anbringen? Man könnte darauf alle sich dazu schickende Verzierungen, als Irrwege (guillochis) einfache oder geblümte Schneckenzüge, allerley Laubwerk, u. s. w. anbringen. Auf diese Art vermiede man die hauptsächlichste Unbequemlichkeit bey mehrern Gebälken über einander, nämlich die große Ausladung des untersten Karniesses, welche die senkrechte Linie des Gebäudes, auf eine fürs Auge unangenehme Art, durchschneidet, und die Uebereinstimmung des Ganzen unterbricht, welche ferner verursacht, daß die obern Säulen auf einen so hohen Fuß gesetzt werden müssen, daß sie ein plumpes Ansehen bekommen, und daß das Wasser, man mag es einrichten wie man will, auf den Karnieß fällt, stehen bleibt, und viel Schaden anrichtet.

Mein Vorschlag ist neu und gewagt, das räume ich ein. Man wird mir vorwerfen, daß sich dergleichen, weder bey den alten Monumenten, noch bey den besten Werken der neuern Baumeister findet. Was liegt aber daran, daß der Vorschlag neu scheint, wenn er nur in der Vernunft gegründet ist? Die Nachtheile der bisherigen Bauart sind erwiesen. Der Wirkung dieser Neuigkeit steht nichts im Wege, als die Macht des blinden Vorurtheils, und der Gewohnheit. Man wage nur einen Versuch, so wird man finden, wenn ich mich nicht sehr irre, daß

im

im Ganzen mehr Uebereinstimmung, die Anlage weit natürlicher, und der Wahrheit gemäßer seyn wird.

Man darf nicht befürchten, daß die obere Ordnung nicht Grund genug auf mein vorgeschlagenes falsches Gebälke erhalte. Wir haben oben gesagt, daß die Verhältnisse bey den obern Säulen schwächer seyn müssen. Wenn man also der untern Säule das starke, und der obern das schwache Verhältniß giebt, so erhält das falsche Gebälke eine hinlängliche Ausladung, daß der Grundstein der obern Säule Platz genug darauf hat, und weder hervorraget, noch gerade mit demselben in die Höhe läuft.

Es ist nicht genug, dem untersten Gebälke das Ansehen der Karniesse zu benehmen, sondern die Glieder des obersten Gebälkes, müssen stärker seyn, und der Rinnleisten des Karniesses muß, nach dem Perpendikul, einen Fuß Vorsprung über den untersten Grundstein haben: so daß die ganze Mauer, unter diesem weit vorstehenden Gebälke bedeckt bleibt. Es ist eine ausgemachte Sache, daß die starken Gebälke ein weit besseres und edleres Ansehen haben, als die schwachen und wenig vorspringenden Glieder bey den meisten neuern Gebäuden.

Ich räume ein, daß diese Verstärkung der Glieder und der Ausladung des Gebälkes, wider die gemeinen Regeln läuft. Allein, man muß auf den Zweck der Kunst sein Absehen richten. Jene Regeln sind nur fest gesetzt, in so weit nur von einer einzigen Säulenordnung die Rede ist: da wir aber jetzt von zweyen über einander handeln, so treffen die ersten Regeln nicht zu, und wir müssen statt deren andre annehmen.

Da übrigens die Gegenstände, nach Proportion der Höhe, kleiner scheinen, so kann man auch aus dieser Betrachtung das oberste Gebälke verstärken: und die im Grunde fehlerhafte Verstärkung wird dem Auge doch regelmäßig scheinen. Es kommt hier nicht so wohl darauf an, wie die Sache wirklich ist, als wie sie scheint. Man erwege nur den Unterschied, den der Sehewinkel macht, nach dem die Höhen verschieden sind: so wird man begreifen, warum sich das obere Gebälke, damit es die völlige Mauer bedeckt, verstärken läßt, ohne daß es zu groß scheint.

Da es übrigens unmöglich ist, bey der nothwendigen Verstärkung des Gebälkes, sich an den Schein der Regelmäßigkeit ganz genau zu binden, so ist es allemal besser, das Ubereinandersetzen der Säulen zu vermeiden, und solches blos bey pyramidalischen Gebäuden, als Thürmen, anzubringen. Sie haben kein Dach, und eine ihrer Eigenschaften ist, daß ihre Masse, so wie sie steigen, vermindert, und die Mauer stark eingezogen wird. Ich würde aber auch bey diesen Gebäuden die falschen Gebälke anbringen, um allen Schein des Daches, da wo keines seyn soll, zu vermeiden, und aus Furcht, daß die Ausladung eines rechten Gebälkes zu sehr auf der senkrechten Mauer abstechen möchte; ein Umstand, davor man sich nicht genug hüten kann.

Ich habe bereits oben erinnert, daß man blos bey sehr großen Gebäuden, mit gutem Erfolge, mehrere Ordnungen über einander setzen kann, weil eine außerordentliche Höhe dazu gehört. Beym Louvre hat man den Fehler gemacht, und die Mauern des inwendigen Hofes mit drey Säulenordnungen über

einander ausgeziert. Was ist aber die Folge davon? Die Säulen des Untergeschosses, haben einen mittelmäßigen Durchmesser, die im ersten Stockwerke scheinen Stöcke, und die in dem zweyten, gar nur schwache Stecken zu seyn. Von den drey Gebälken ist eines immer schwächer als das andere, und das oberste vollends so klein, daß es das Auge beleidigt. Sie haben eine Menge niedriger Glieder, die man kaum bemerkt, und die dem Gebäude das wahre große Ansehen benehmen. Die Bildhauerarbeit ist erstaunlich daran, sie fällt aber sehr ins Kleine. Der äußere Aufriß und der inwendige sind gar zu sehr verschieden, und der große Geschmack verwandelt sich auf einmal in einen geringen unschicklichen. Kommt man an die Haupteinfahrt, der Kirche St. Germain l' Auxerrois gegen über, so glaubt man am Louvre einen Pallast des alten Roms zu finden; geht man aber in den Hof hinein, so sieht man eine Bauart, so wie sie ohngefähr im zwölften Jahrhunderte nach dem Vitruv Mode war.

Es ist also bey Gebäuden von der gewöhnlichen Höhe weit zuträglicher, nur eine Säulenordnung zu gebrauchen, und höchstens 2 Reihen Fenster über einander zu setzen, ohne die Stockwerke vermittelst einer quer über das Gebäude laufenden, und auf den Schaft der Säulen zu stark abstechenden, breiten Platte abzusondern. Hingegen muß man die Einfassungen und Brüstungen der Fenster so einrichten, daß das Ganze gut mit der Perpendicularlinie der Mauer übereinstimmt.

An dem Aufrisse des Pallasts in den Tuilleries sieht man beyderley Arten zu bauen auf eine wunderliche Art vereinigt. Der mittelste Pavillon hat drey

Säulen-

Säulenordnungen über einander, da man an den beyden angebauten Seitenpavillons nur eine Ordnung wahrnimmt. An dem mittelsten ist die Baukunst viel besser als an den andern, gleichwohl thun diese mit allen ihren Fehlern eine weit größere Wirkung als jener.

Der Baumeister, welcher den Riß zu dem Hause des Herrn von Chavannes bey dem Eingange des Pallasts du Temple angegeben, hat bewiesen, daß man in einem kleinen Raume mit großem Geschmacke bauen kann. Wenn er anstatt der Pfeiler Säulen gebraucht, wenn er die Kälberzähne im Karniesse nicht wie gebrochne Stäbe gemacht, und als eine Verzierung der großen Platte zum Unterschiede beyder Stockwerke abermals angebracht, wenn er diese Platte gar weggelassen, und die obern Feustereinfassungen mit den untern geschickt zu verbinden gesucht hätte, so könnte man dieses Gebäude als ein vollkommnes Muster der Baukunst anführen. Inzwischen giebt es allemal, so wie es jetzt da steht, einen Beweis von der Geschicklichkeit des Baumeisters, und von einem Genie, das sich an die größten Unternehmungen wagen kann.

Aus dem bisher Gesagten läßt sich die Einfalt gewisser Baumeister abnehmen, die über dem andern oder dritten Stockwerke ein angeflicktes Gebälke anbringen, alsdenn noch ein oder ein paar Stockwerke darauf setzen, und endlich unterm Dache eine Mißgeburt von Karnieß, der in einem großen Zimmer zu klein scheinen würde, anordnen. Es giebt verschiedne neue Gebäude in Paris, die so widersinnig gebaut sind. Warum haben wir nicht eine Art von Baupolizey, welche Acht giebt, daß der unwissende Haufe der

Baumei-

Baumeister der Kunst in den Augen der Kenner, der Fremden und der Nachwelt nicht zu sehr schadet?

Das zweyte Kapitel.

Unbequemlichkeiten der Säulenordnungen von außen, in Ansehung unsrer Lebensart und unsers Himmelsstriches.

Die architektonischen Säulenordnungen haben ihren Ursprung in warmen Himmelsgegenden genommen, wo die Gallerien oder Säulengänge ungemein bequem sind, weil sie verhindern, daß die Sonnenstrahlen nicht in die Zimmer dringen, diese folglich kühl erhalten und zugleich einen Spatziergang abgeben, wo man im Schatten, und ohne aus dem Hause zu gehen, der freyen Luft genießt. Die griechischen Ordnungen sind zu diesem bequemen Endzwecke erfunden. Bringt man sie als eine Kolonnade an der Vorderseite eines Gebäudes an, so geben sie demselben ein majestätisches Ansehen, das durch keine andre Anlage erhalten werden kann, und geben rund herum frische Luft und Schatten.

In unsern Gegenden haben wir nicht nöthig, auf dergleichen Hülfsmittel bedacht zu seyn. Die Sonne beschenkt uns seltner mit ihren Strahlen, und unser Dunstkreis giebt uns im Jahre so wenige heitre und heiße Tage, daß es in einigen Jahrszeiten gar unbequem seyn würde, wenn man die Wirkung des Lichts und der Sonnenstrahlen, welche von aussen in die Zimmer fallen, hemmen wollte. Folglich bringen die Kolonnaden rund um die Gebäude bey uns mehr Nachtheil als Bequemlichkeit. Man kann

die Säulengänge höchstens nur an der Vorderseite, und bey Gängen, die dazu dienen, um von einem Orte zum andern zu kommen, anbringen: und diese Stücke sind selten von der Wichtigkeit, daß man Ursache hätte, sie so prächtig zu verzieren.

Alles was sich in unsrer Himmelsgegend thun läßt, giebt nur einen schwachen Begriff von den alten griechischen Kolonnaden: es besteht darin, daß man die Säulen halb in die Mauer der Vorderseite einmauert. Man mauert sie ziemlich tief hinein, damit die Aussicht aus den Fenstern, ein Vergnügen, darauf man viel hält, nicht benommen wird, obgleich solche eingemauerte Säulen alles gute Ansehen verlieren. Einige bedienen sich, statt der Säulen, der Wandpfeiler, machen es dadurch aber nicht besser. Bey genauerer Erwegung wird man finden, daß das Gebälke das einzige Stücke von den griechischen Ordnungen ist, welches wir an der äußern Seite unsrer Wohngebäude anbringen können.

Die zwey großen Gebäude, die am Ende des neuen Platzes von Ludwig XV. stehen, sind ein Beweis, wie unbequem die Kolonnaden in diesem Punkte sind. Ein jeder begreift, wie unangenehm es ist, in einem Zimmer zu wohnen, daß gleichsam zwischen zwey Säulen steckt. Die Verzierung sieht zwar prächtig aus, sie schickt sich aber nicht zu einem Wohngebäude. Wollte man die Wohnzimmer hinten nach der Seite des Hofes wählen, so verliert man die Lage gegen Mittag, und die schönste Aussicht, welches wieder ein sehr unangenehmer Umstand ist.

Um diese Unbequemlichkeit zu vermeiden, hat man sich beym Louvre mit einem hohen gemauerten Fuße am Untergeschosse zu helfen gesucht, und die

Kolon-

Kolonnade erst im ersten Stockwerke anfangen lassen. Aber dieser Fuß, oder Grundstein, giebt ein übles Ansehen, weil er nicht die Form eines Grundsteins hat, und viel zu hoch ist. Die darin angebrachten Fenster schicken sich keinesweges zum Grundsteine. Man hätte diese Fenster gar weglassen sollen, und statt deren, zwischen dem Fuße und dem Karniesse erhabne platte Tafeln, mit einem Anwurfe von Mörtel, wie man sie auf dem Würfel der Fußgestelle macht, anbringen sollen. Es ist wahr, daß daraus ein kleiner dunkler Gang inwendig entstanden wäre. Dieß wäre aber eine geringe Unbequemlichkeit, in Vergleichung dessen, was das Auge jetzt beleidigt, gewesen. Ehe man die kleinen Häuser einriß, welche den vortrefflichen Aufriß des Louvre verdunkelten, bemerkte man das Untergeschoß nicht sehr, sondern sahe nur einigermaßen den Obertheil, nämlich die herrliche Kolonnade. Nachdem man aber nunmehr den ganzen Platz frey gemacht hat, so hat der ungestalte falsche Fuß ein jedes Auge beleidigt, und die Wirkung des Ganzen ist dadurch weit geringer geworden.

Ob dieser Fuß gleich von einer außerordentlichen Höhe ist, so wäre doch in der Mitten keine ansehnliche Einfahrt anzubringen gewesen, wenn man nicht einen großen halben Bogen bis ins Gemäuer des ersten Stockwerks geschlossen hätte. Dadurch hat man aber einen unverzeihlichen Fehler begangen, und die Kolonnade unterbrochen: und dieser Fehler ist desto schlimmer, weil man ihm auf keine Weise abhelfen kann. Da er von einem der größten französischen Baumeister herrührt, so läßt sich daraus urtheilen, wie schwer es hält, bey den Gebäuden von

außen die griechische Architektur nach unserer Lebensart einzurichten.

Wenn man auf dem neuen Platze von Ludwig XV. die beyden großen Gebäude betrachtet, so findet man, daß die am ersten Stockwerke angelegten Kolonnaden eine Nachahmung der Kolonnade des Louvre sind. Die große Höhe des Grundsteins hat den Baumeister genöthigt, den Durchmesser der Säulen zu schwächen, und daher sehen die Säulen, in Ansehung des großen Platzes, wo sie ihre Wirkung thun sollen, viel zu schwach aus; zu geschweigen, daß der Grundstein des Gebäudes, darin so viel Fenster und Thüren sind, eigentlich kein Grundstein ist. Die Steine sind ausgehauen als bäurisches Werk, worauf man nachgehends einen großen Pallast gesetzt hat. Der großen Höhe dieses Grundsteins ungeachtet, ist es doch nicht hoch genug zu einem prächtigen Einfahrtsthore in den Pallast, den man vor sich siehet. Den Platz dieses Thores nehmen einige kleine Bogenstellungen ein, die einen schlechten Gang anzuzeigen scheinen; und dafür sind an beyden Ecken des Gebäudes 2 große Thorwege angebracht. Allein dieß macht, daß man das Gebäude für zwey verschiedne hält, die durch einen Gang verbunden sind: da es doch ganz andre Gedanken bey dem Zuschauer erwecken sollte. Inzwischen hindern die hier angezeigten Fehler nicht, das Gebäude für ein paar Palläste zu halten, die wenig ihres gleichen in Europa haben, so groß und reich ist übrigens die Architektur daran.

Die Kolonnaden thun von außen nur in dem Falle ihre wahre Wirkung, wenn sie auf einen Grundstein, der nur um etliche Stufen über das

Pflaster

Pflaster der Gasse erhaben ist, angelegt werden. Deswegen nehmen sie sich so vortrefflich am Eingange der Kirchen aus. Sie würden sich aber auch vor großen Pallästen ausnehmen, wenn man sich über die kleine Unbequemlichkeit, außen vor der Kolonnade abzusteigen wegsetzen wollte. Sollen die Kutschen aber durchfahren, so muß man das kleinste Uebel wählen, einen Weg bis zum Fußboden der Kolonnade hinan pflastern, und übrigens den Fuß der Kolonnade in der gehörigen Höhe lassen.

Diese Anlage ist der Einrichtung, wie die Höfe unsrer Palläste gegen die Gasse geschlossen werden, vorzuziehen. Man errichtet gemeiniglich in der Mitte einen großen Thorweg, und zieht zu beyden Seiten eine Mauer bis an die Flügel des Gebäudes. Diese Gewohnheit ist zur Zierde der Gassen gar nicht vortheilhaft, weil die Vorbeygehenden das Haus gar nicht sehen können. Ueber dieses müssen die Höfe schon sehr geraumig angelegt werden, wenn sie wegen der Hemmung der Aussicht nicht enge und ängstlich scheinen sollen. Zuweilen bringt man in den Seitenmauern Fenster und Bogenstellungen an, theils um dadurch dem Fußgänger das Gesicht auf das Gebäude zu verschaffen, theils um den Hof inwendig angenehmer zu machen. Bey dem neuen Plane zum Palais Royal wollte man den Hof, weil er sehr klein war, anfangs blos mit einem eisernen Gitter gegen die Gasse verschließen. Als man aber dem Herzoge von Orleans, der eben so viel Einsicht als Geschmack besitzt, vorstellte: er möchte sich nicht durch die Absicht, den Hof etwas zu vergrößern, verleiten lassen, eine wichtigere Sache, nämlich dem Pallaste eine prächtige Einfahrt zu geben, hintenan

zu setzen: so entschloß er sich, die Kolonnade, welche jetzt im Werk ist, anzulegen. Es ist zu wünschen, daß diese Art den Hof einzuschließen, künftig bey andern Palläſten zum Muster dienen möge. Ein eisernes Gitter giebt kein großes Ansehen, weil es aus vielen kleinen nichts bedeutenden Theilen besteht. Die Säulen hingegen, zumal wenn sie enge stehen, thun eine große Wirkung, und machen den Hof nicht ängstlich, weil man durchsehen kann. Wenn alle unsre Palläste gegen die Gasse eine solche Kolonnade, in der Mitte eine große Säulenweite zur Haupteinfahrt, und zu den Seiten die Säulen so nahe an einander, als möglich, gesetzt hätten, so könnte man sich in der That keine prächtigere Zierde für die Gebäude selbst, und für die Gasse, wo sie liegen, gedenken.

Das dritte Kapitel.

Unbequemlichkeit der Säulenordnungen bey Bauplätzen, die nicht rechtwinklicht sind.

Die griechischen Säulenordnungen sind nur für rechtwinklichte Bauplätze erfunden. Weder die Platte am Säulenfuße, noch die Platte im Kapitäl schicket sich zu spitzen und stumpfen Winkeln, weil sie ein Quadrat ausmachen. Bey auswärtsstehenden, oder einwärtslaufenden Winkeln kommt das Gebälke nie genau aufs Kapitäl zu stehen, und wird keinen rechten Winkel mit der Platte des Kapitäls geben, oder man ist gezwungen das Kapitäl und den Fuß unregelmäßig zu machen, um sich nach

den

den schiefen Winkeln zu richten. Es ist also unmöglich, bey einem schiefwinklichten Bauplatze die Säulen in den rechten Winkel zu setzen.

Inzwischen müßte man sich gar zu viel Zwang anthun, wenn man niemals einen andern Plan, als ein Quadrat, oder ein länglichtes Viereck wählen wollte. Man könnte alsdenn weder mit dem Grundrisse, noch mit der ganzen Gestalt des Gebäudes abwechseln. Die Kunst würde dadurch zu sehr eingeschränkt, und das Genie bekäme zu viel Hindernisse, welche man aus dem Wege zu räumen suchen muß. Was ist aber für ein Mittel, wenn man einen spitzen, oder stumpfen Winkel vor sich hat? Man muß daselbst nothwendig das Gebälke zu unterstützen suchen, weil die Architrabe den größten Druck haben. Läßt man die Enden des Gebälkes zusammenstoßen, so scheint es in der Luft zu schweben, und als wollte es einfallen. Nach den wahren Regeln der Baukunst soll alles, was nicht hinlänglich aufliegt, und nicht fest genug scheint, vermieden werden.

Viele Baumeister suchen sich dadurch bey solchen unschicklichen Winkeln zu helfen, daß sie anstatt der Säule einen unregelmäßigen Pfeiler anbringen, und dessen Winkel entweder stumpf oder scharf machen, nach dem es die Anlage erfordert. Aber dieß Hülfsmittel ist nicht gut. Solche Pfeiler erfordern einen Fuß und Kapitäl, und beyde müssen eben so wohl viereckicht seyn, als bey den Säulen. Nun aber wird dieser Pfeiler durch den stumpfen und scharfen Winkel verdorben, und macht mit dem Fuße und Kapitäl der nebenstehenden Säulen einen unangenehmen, und gar zu stark in die Augen fallenden Kontrast.

Andre Baumeister verbinden bey einem einwärtslaufenden Winkel zwey Pfeiler, und lassen den Fuß und das Kapitäl zusammenstoßen, so daß sie wie ein breiter eingebogner Pfeiler aussehen. Allein, außer dem schlechten Ansehen, wenn, bey einem einwärtsstehenden Winkel, der Fuß und das Kapitäl zusammenstoßen, bekommen diese Pfeiler, auf der Seite des auswärtsstehenden Winkels, eine übermäßige Breite; und man benimmt dem Pfeiler alles Verhältniß, wenn er blos in der Breite und nicht in der Höhe zunimmt. Die Beyspiele, welche man von solchen ungeheuren breiten Pfeilern hin und wieder, z. E. am Pavillon des Pallasts vom Herzoge von Richelieu auf dem Walle, und an der äußern Seite der Gallerie zu Trianon, antrifft, sollen den Künstler nicht dreist machen, daß er es wagt, ebenfalls Fehler von der Art zu begehen.

Mich dünkt, bey den stumpfen und spitzigen Winkeln ist das beste, und vielleicht einzige Mittel, eine gerade Mauer ohne Fuß und Kapitäl aufzuführen, wodurch man das Unregelmäßige des schiefen Winkels verbirgt. Diese Mauer muß ganz glatt und eben seyn. Denn da man dadurch zwey widrige Dinge verbinden, und einen Fehler verstecken will: so erhält man seinen Zweck desto leichter, je weniger man das Auge dahin ziehet. Das Gebälke muß diese glatte Mauer so gut als das übrige bedecken, weil es unter allen Stücken eines Gebäudes am wenigsten leidet unterbrochen zu werden. Durch Aufführung einer glatten Mauer hebet man den verdrießlichen Umstand, wenn zwey Linien in dem Plane eines Gebäudes zusammenstoßen, der Winkel,

kel, den sie vorstellen, mag nun groß oder klein seyn.

Es können sich auch Schwierigkeiten beym Gebälke, nähmlich in Ansehung der richtigen Austheilung der Trygliphen und Zwischentiefen bey der dorischen, und der Sparrenköpfe bey der korinthischen Ordnung, ereignen. Zur guten Austheilung derselben werden allemal rechte Winkel erfordert; folglich wird es ungemein schwer fallen, diese Zierrathen des Gebälkes bey einem Vielecke, daß entweder größere oder kleinere als rechte Winkel hat, in reinen Verhältnissen auszutheilen. Bey einem auswärtsstehenden Winkel muß man es nach der dorischen Ordnung so einrichten, daß nur die halbe Zwischentiefe gesehen wird, hingegen bey einem einwärtsstehenden Winkel stoßen entweder zwey Zwischentiefen an einander, oder eine wird in der Mitte gebrochen. Um dieses zu bewerkstelligen, hat der Baumeister die Freyheit, die glatte Mauer breiter oder schmäler zu machen. Bey der korinthischen Ordnung müssen die Sparrenköpfe an der Spitze des auswärtsstehenden Winkels so weit aus einander stehen, als der Winkel groß ist, und bey einem einwärtsstehenden Winkel müssen sie sich nach Proportion des offenstehenden Winkels nähern, jedoch ohne zusammenzustoßen. Diese Einrichtung ist nicht unmöglich, sie erfordert nur Sorgfalt und etwas Mühe.

Die griechischen Säulenordnungen sind vielen Unbequemlichkeiten bey krummlinigten Plans unterworfen. Bey diesen richtet man alles nach den Radiis, die aus dem Mittelpunkte gezogen werden, und die Platten der Fußgesimse und der Kapitäle können nicht mehr viereckicht seyn. An der einwärtsgebognen

Seite des Plans müssen sie eingezogen, hingegen an der auswärtsgebognen Seite breiter gemacht werden. So verfährt man auch an den Eintheilungen und Zierrathen des Kranzleisten im Karniesse. Es ist nicht zu läugnen, daß sich das Auge vornehmlich mit der Rundung des Plans beschäfftigt, und daher nicht so sehr auf die Unschicklichkeit der Fußgesimse und Kapitäle Acht giebt; und daß man diese verzeihet, weil der runde Plan sehr angenehm in die Augen fällt.

Bey Anlagen von dieser Art, lassen sich höchstens nur 2 Reihen Säulen hinter einander anbringen, und die Säulen des vordersten Bogens müssen sehr enge stehen, damit die im hintersten weiten Bogen nicht zu weit aus einander gesetzt werden. Diese Unbequemlichkeit hat sich bey der Rundung in der Kapelle zu Versailles geäußert. Weil die vordersten Säulen nicht nahe genug an einander gestellt worden, so sind die hintersten unschicklich weit aus einander gerückt. Um diesen Fehler zu verstecken, ist man in einen noch weit größern gefallen, und hat die Zahl der Säulen der hintern Reihe verdoppelt, obgleich allezeit nur eine den Balken des Architrabs trägt. Man sieht daraus, wie fehlerhaft dieser Plan angegeben und ausgeführt ist.

Es wäre folglich noch viel ärger, wenn man einen runden Säulengang mit 4 Säulen hinter einander anlegen wollte, wie Bernini auf dem Petersplatze bey dem Vatikan in Rom gethan. Alsdenn mag man die Säulen des kleinsten Circuls noch so enge an einander setzen, die Säulenweite im größten Circul wird allemal unerträglich fallen.

Wir können diesem Uebel nicht anders abhelfen, als der Bauart der alten gothischen Kirchen nachzuahmen. Wir finden in denselben Rundungen von mehr als einer Reihe Säulen, ohne daß die hintersten Säulenweiten zu sehr aus einander gedehnt sind, weil die damaligen Baumeister die Anzahl der Säulen nach der Größe der Rundung einrichteten: und zwar dergestalt, daß wenn der inwendige kleinste Bogen 5 gleiche Säulenweiten erhielt, so bekam der folgende 9 Säulenweiten von eben derselben Größe, der dritte 16. u. s. w. Dieß macht bey dergleichen Rundungen einen Wald von Säulen, der eine große und prächtige Wirkung thut.

Warum machen wir es nicht auch so? Warum tragen wir Bedenken die Säulen in der größern Rundung zu vermehren, und durchaus einerley Säulenweiten anzunehmen. Es versteht sich, daß die Rundungen alle aus einem Mittelpunkte gezogen werden. Alsdann setze ich zur inwendigen kleinsten Rundung die Säulen ziemlich nahe und in gleicher Weite, z. E. 12 Stück: in der nächstfolgenden Rundung verdopple ich die Zahl der Säulen, und nehme 24, in eben derselben Weite von einander: zur dritten Reihe nehme ich 48, und endlich zur vierten 96. Auf die Art vermehren sich die Säulen, je weiter sie sich vom Mittelpunkte entfernen, und machen gleichsam einen Wald, der zugleich mit der Tiefe immer dicker wird. Mich dünkt, daß dieses Verfahren weder unvernünftig noch abgeschmackt genennet werden kann.

Man wird einwenden, daß man die Querbalken des Architrabs von einer Säule zur andern nicht gut legen könne. Wie wenn man aber oben von der

Säule

Säule der inwenden Rundung einen Querbalken legte, der gleichsam immer breiter würde, und auf 2 Säulen der andern Rundung ruhete? Könnte man nicht da, wo der Querbalken gar zu breit würde, in der Mitten einen freyen Platz wie eine dreyeckige Decke lassen, deren Form mit den Decken zur Seite einen artigen Kontrast machen würde? Dieß scheint mir nicht unmöglich zu seyn, und ich zweifle, ob man sich besser bey der Unbequemlichkeit, die griechischen Säulenordnungen in concentrischen Circulbogen anzubringen, helfen könne. Man könnte zwar auch, bey diesen so schwer anzulegenden Stücken, die Querbalken, welche den Architrab vorstellen, gar weglassen, und eine einzige glatte mit schicklichen Verzierungen versehene Decke machen. Dadurch wird sich ein geschickter Baumeister bey den verworrensten Anlagen helfen, und alle Schwierigkeiten übersteigen.

Uebrigens findet ein circulförmiger Plan nur bey einem runden Gebäude statt, wo alle Theile einen gemeinen Mittelpunkt haben. An allen andern Orten brächte diese Anordnung keinen Vortheil, sondern hätte große Unbequemlichkeiten. Der Kavalier Bernini hat die runde Form zwar zur Anlage des Platzes vor der Peterskirche in Rom gewählt, er hätte aber viel besser gethan, die elliptische Figur zu vermeiden, und an deren Statt es bey einem geradelinigten Platze bewenden zu lassen. Sein Plan ist zwar künstlicher, aber auch sehr unbequem. Die Kolonnaden sind eigentlich nichts anders als Gallerien, um von einem Orte zum andern zu kommen. Es ist aber unbequem, wenn man deswegen einen krummen Umschweif nehmen muß, da der gerade Weg kürzer wäre.

Ich kann nicht umhin hierbey anzumerken, daß man sich für zwey Fehlern in Acht zu nehmen habe, wenn man die griechischen Ordnungen bey circulrunden oder elliptischen Rundungen anbringen will. Erstlich. Die Bogenstellungen sind gänzlich zu vermeiden, weil die Glieder des Bogens nach der Krümmung des Platzes gekrümmt werden müssen, wodurch der Bogen sichtbarlich von der senkrechten Linie, darauf er ruhen sollte, abweichet. Die sogenannte Kolonnade im Garten zu Versailles, giebt ein trauriges Beyspiel davon. An dieser sonst reichen architektonischen Anlage bemerkt man den Fehler, daß die Säulen gar zu klein, die Bogenstellungen unregelmäßig sind, und daß die Strebepfeiler, welche dem Drucke des Gewölbes widerstehen, ein häßliches Ansehen haben. Eben diese Anlage würde vortrefflich gewesen seyn, wenn man starke Säulen, um das in eins fortlaufende Gebälke zu tragen, gewählt hätte. Zum andern. Man muß wohl Acht geben, daß die Säulen nahe genug an einander stehen, damit man sieht, daß die Krümmung des Gebälkes von außen aller Orten hinlänglich getragen wird. Bey den Karthäusern zu Lyon ist ein Baldachin, der an beyden Seiten rund und übrigens in einer großen Manier gebauet ist. Man hat aber den Fehler gemacht, und die Säulen zu weit aus einander gesetzt, daher sieht man an den Seiten ein großes Stück vom Gebälke, das in der Luft zu schweben und auf nichts zu ruhen scheint. Dieß ist einer der unverzeihlichsten Fehler, die ein Baumeister begehen kann.

Bey Anlagen, wo gerade und krumme Linien mit einander verbunden sind, kann solches viele Schwierigkeiten in Ansehung der nothwendig vier-

eckichten

eckichten Gestalt der Platten des Fußgesimses und des Kapitäls verursachen. Eine glatte gerade Mauer, die ich bereits oben empfohlen, würde auch in diesem Falle alle Schwierigkeiten am besten heben. Mit einem Worte: allenthalben, wo sich in einer Anlage die Säulen nicht füglich anbringen lassen, kann man sich durch eine glatte Mauer ohne Fußgesimse und Kapitäle helfen.

Das vierte Kapitel.

Die Unbequemlichkeit der Säulenordnungen inwendig in den Gebäuden.

Die schöne Wirkung der griechischen Säulenordnungen hat die Baumeister bewogen, solche nicht nur bey den äußern Aufrissen, sondern auch bey den inwendigen Theilen, wo sie sich aber lange nicht so gut schicken, anzubringen.

In den Zimmern ziehen die Säulenordnungen folgende Unbequemlichkeiten nach sich: 1) Die Säule wird dadurch nur ein Zierrath, da sie doch ein Hauptstück des Gebäudes seyn sollte, das zwar Verzierungen leidet, aber nie blos als Verzierung gebraucht werden soll: 2) die Säule giebt allemal eine etwas zu starke oder plumpe Verzierung: 3) die Säulen machen den Raum enge, und die Vertiefungen der Fenster und Thüren stärker: 4) Das Gebälke ist hier übel und widersinnig angebracht; denn die 4 Seiten desselben, stellen so zu sagen 4 Dächer im Zimmer vor, von denen das Wasser ins Zimmer läuft: 5) die Höhe des Gebälkes verringert die Höhe der Fenster, und benimmt der Decke das

Licht:

licht: 6) die Höhe des Gebälkes stellt die Dicke eines Fußbodens dicht unter dem andern vor; welches abermals unschicklich ist.

Diese Unbequemlichkeiten sind wichtig, und so schwer zu heben, daß man lieber die Folgerung daraus ziehen sollte, inwendig in den Zimmern niemals eine Säulenordnung zu gebrauchen. Sie können aber in großen Vorhäusern, und an allen solchen Plätzen, die man nicht meublirt, angebracht werden: aber in diesem Falle muß man nur allein den Architrab auf die Säulen, und das Schaftgesimse gleich auf den Fußboden, oder aufs Pflaster setzen. In meublirten Zimmern gäbe es einen wunderbaren Kontrast, wenn man Säulen und Tapeten unter einander mischen wollte. Das eine schickt sich nicht zum andern. Wo sich eine Säulenordnung befindet, da müssen sich blos architektonische Zierrathen zeigen. In fürstlichen Schlafzimmern ist die Gewohnheit eingeführt, eine Alkove, die vom Zimmer durch ein Säulengeländer abgesondert wird, zu machen. Einige von diesen Alkoven sind durch ein paar freystehende Säulen, welche einen Architrab tragen, von dem Zimmer abgesondert, und ich muß gestehen, daß die Bauart edel und majestätisch aussieht. Wenn aber die Säulenordnung nicht rund herum geht, sondern das Zimmer gehörigermaßen tapezirt ist, so dünkt mich schicken sich keine Säulen, und es wäre besser, die Alkove auf die Art wie einen Pavillon durch zurückgezogene und durch Schnüre gehaltene Vorhänge zu schließen.

Die Säulen schicken sich nicht an Orte, welche in die Höhe steigen. Man sieht dieses an der so genannten Scala Regia des Vatikans, wo sie eine

schlechte

schlechte Wirkung thun. Ein aufwärtsgehendes Gebälke kann auf kein Kapitäl ruhen, dessen Platte nothwendig horizontal liegen muß. Wenn man auch auf der Platte einen nach der Diagonallinie durchschnittenen Würfel setzt, so verbirgt man dadurch doch nicht, daß das Gebälke sehr unschicklich auf der Ecke der Platte ruhet. Man bemerkt bey einigen Treppen in Paris, daß auf den Ruheplätzen Säulen stehen; aber daraus entsteht, daß der Architrab, welcher unter den Stufen hinanläuft, entweder auf nichts, oder sehr unanständig auf die scharfe Seite der Platte des Kapitäls ruhet. An allen Stellen, wo die Mauer schräg hinaufsteigt, sind die Säulen schlechterdings zu vermeiden. Eine Grundmauer muß den ganzen Platz der Treppe einnehmen. Unter den Stufen kann man ihn mit dreyeckigen, und unter dem Ruheplatz mit viereckigten Tafeln auszieren. Die Säulen sind nicht anders anzubringen, als wenn man, anstatt des Gebälkes, aufwärtslaufende Bögen von einer Säule zur andern macht, diese Manier ist aber weder sinnreich noch artig. Die Bogenstellung thut hier eine geringe Wirkung, und die beyden mit einander verbundnen Säulen von verschiedner Höhe nehmen sich noch schlechter aus. Mit den Wandpfeilern hat es eben die Bewandniß als mit den Säulen. Sie schicken sich an keinen Ort, dessen Mauer schräg hinan steigt, wenn man die Glieder nicht nach eben dem Winkel, wie die Mauer steigt, proportionirt. Aber auch denn sieht es aus als eine Reihe Steine, die aus ihrer Lage gewichen sind. Die Treppengeländer ziert man am besten mit Laubwerk und Schneckenzierrathen.

Die Säulenordnungen lassen sich weit bequemer inwendig in den Kirchen und dergleichen großen weit-

läuftigen

läuftigen Plätzen anbringen, wo man bequem und mit Anstand rund herum Gallerien anlegen kann. Eine Kolonnade giebt solchen Gallerien ein prächtiges Ansehen. Inzwischen bleibt das Anstößige der Gebälke allemal, weil man sich eine Dachrinne dabey gedenkt, von der das Wasser in die Kirche hineinläuft. Einige werden mir vielleicht einwenden, daß es die Strenge zu weit treiben heißt, wenn man sich an eine solche Kleinigkeit stößt. Es bleibt aber doch allemal eine Unanständigkeit, für die man sich in Acht nehmen, und die man wo möglich vermeiden muß.

Mich dünkt, es ist nicht nur möglich, sondern über dieses noch sehr leicht. Man darf sich in solchen Fällen nur des falschen Gebälkes, von dem ich im ersten Kapitel gehandelt habe, bedienen. Dadurch wird man des Daches vergessen, und das Gewölbe, welches gleich darauf ruhet, wird viel besser mit dem übrigen verbunden werden. In der neuen Kapelle der Kirche St. Margaretha in der Vorstadt St. Anton, hat der Baumeister etwas dergleichen gewagt. Anstatt des Gebälkes hat er zu beyden Seiten der Kapelle lange mit Basreliefs gezierte Tafeln angebracht. Weil diese Tafeln aber höher als die gewöhnlichen Gebälke sind, so haben sie ein unrichtiges Verhältniß, welcher Fehler da, wo sich das falsche Gebälke mit dem wirklichen Gebälke verbindet, sehr merklich wird. Uebrigens thut diese Kapelle, wegen ihrer simplen Anordnung, und der großen Manier in den Verzierungen, eine vortreffliche Wirkung. Gleichwohl ist es keine wirkliche Architektur; wie würde sie sich erst ausnehmen, wenn sie das wäre? Dem ungeachtet ist diese Erfindung, so wie sie da steht, eine der schönsten in Paris.

Außer der jetzt gedachten Unbequemlichkeit der Gebälke, haben sie noch eine andre viel wichtigere in den Kirchen. Die starke Ausladung der Karniesse durchschneidet die Höhe zu sehr, unterbricht die senkrechte Linie der Höhe, und verursacht dadurch, daß die Kirche bey weitem nicht so hoch scheint, als sie wirklich ist. Alle Kirchen, die nach der gemeinen Gewohnheit, seit Wiederherstellung der Architektur, gebauet worden, scheinen nicht so hoch, als sie in der That sind. Diese üble Wirkung entsteht von nichts anders als von der starken Ausladung des Karniesses, wodurch man nicht mehr sieht, wie der obere Theil des Gebäudes auf dem untern ruht, und den Eindruck, welchen die Höhe machen würde, verliert. Es ist aber bekannt, daß die Wirkung wegfällt, wenn sie unterbrochen wird.

Bey den gothischen Kirchen merkt man ihre große Höhe, weil sie durch nichts unterbrochen wird. Sie fällt stark in die Augen, weil eine gerade Wand senkrecht von dem Grunde bis dahin, wo das Gewölbe anfängt, empor steigt, und durch die Rippen, welche den Bogen abzeichnen, verlängert wird; dergestalt, daß nichts den Eindruck, welchen die Höhe macht, verringert, sondern daß alles vielmehr dazu beyträgt, die Höhe ansehnlicher zu machen; daher scheinen alle gothischen Kirchen höher, als sie in der That sind.

Man betrachte nur den schönen gewölbten Ausschnitt der großen Allee in den Tuilleries. Sie scheint deswegen sehr hoch, weil die Perpendicularlinie durch nichts unterbrochen wird, bis sie sich endlich oben in der Luft als ein Gewölbe zusammen schließt. Wollte man aber an den Seiten auf der

halben

halben Höhe, oder auf zwey Drittel derselben eine grüne vorwärts herausstehende Wand anlegen, so würde die Höhe dieses Bogenganges dadurch um ein merkliches niedriger scheinen. Die Wand würde die Stelle eines übel angebrachten Gebälkes vertreten, und so wohl den Bogen der Aeste, als die senkrechte Höhe der Stämme auf eine unangenehme Art unterbrechen.

Es scheint, als wenn die großen rund ausgehauenen Alleen von 2 Reihen hochstämmiger Bäume bey der Anlage gothischer Kirchen zum Muster gedient hätten: und wenn man diese Bauart nur aus dem Gesichtspunkte betrachtet, so scheint sie schon vernünftiger, als die unsrige mit Säulen, deren Gebälke so weit heraus steht. Bey jenen trägt vom Grunde aus ein Theil den andern, und daher entsteht die große Wirkung. Ich weiß nicht, ob es bey unsern Kirchen nicht besser gethan wäre, inwendig der gothischen Architektur nachzuahmen, und auswendig die griechische Bauart bey zu behalten. Ich stelle mir vor, wenn in einer Kirche die Säulen aus großen Palmbäumen bestünden, die ihre Aeste rechts und links ausbreiteten, und dadurch den Bogen des Gewölbes vorstellten; so würde dieß eine erstaunliche Wirkung thun. Die Stämme nahe an einander gesetzt, würden dem Gebäude ein Ansehen der Festigkeit geben, und durch die engen Säulenweiten, würde es länger scheinen. Die durch einander geflochtenen Zweige würden die Bogenstellungen vorstellen, und oben einen offnen Platz zu den Fenstern lassen. Andre Aeste könnten statt der Rippen des Gewölbes dienen, und die darzwischen befindlichen Felder mit Bildhauerarbeit gezieret werden. Das

Gewölbe würde alsdenn vom Grunde auf ruhen, und die große Höhe nirgends unterbrochen werden. Diese Bauart würde bey allen möglichen Plans niemals Schwierigkeiten haben. Man könnte sie ohne Umstände bey allen Arten von Winkeln, bey krummen und geraden Linien gebrauchen. Eine solche Einrichtung wäre nichts als eine Nachahmung der Natur, die man sehr vollkommen und wichtig machen könnte; ich zweifle, ob es jemand gereuen würde diese Methode gewählt zu haben.

Wenn unsre Baumeister aber darauf bestehen, inwendig in den Kirchen keine andre Anlage, als mit griechischen Säulenordnungen, zu machen, so bitte ich sie, mit etwas mehrerm Bedachte die bisher angezeigten Schwierigkeiten zu überlegen, und vornehmlich die große Ausladung des Karniesses, welche das Gebäude gleichsam in zwey Theile zu theilen scheint, zu erwägen. Ich habe ihnen mein falsches Gebälke vorgeschlagen, bin aber überzeugt, daß sie, wenn sie sich die Mühe nehmen wollen, viel bessere Hülfsmittel aussinnen werden. Es kommt nur auf den Willen an, ihr Genie anzustrengen. Die Sache verdient eine reife Ueberlegung, man sage auch was man wolle, und die Akademie der Baukunst in Paris sollte eine Preisaufgabe für diejenigen, welche Mitglieder derselben zu werden wünschen, daraus machen.

Das fünfte Kapitel.

Die Unbequemlichkeit der Säulenordnungen inwendig in den Kirchen, in Absicht einiger Kirchengebräuche, besonders bey den Römisch Katholischen.

1 Bey unsern Kirchen muß ein Chor seyn. Im Chor befinden sich zwey oder drey Reihen Chorstühle, deren Rücken an die Säulen zu den Seiten stößt. Diesem durchgehends eingeführten Gebrauche zu folge, wird der Säulenfuß und ein Theil des Schafts durch die übel angebrachten Stühle versteckt, welchem Fehler man abzuhelfen suchen muß.

Bey verschiednen Kirchen ist man deswegen auf den Einfall gerathen, die Säulenordnungen ganz weg zu lassen, die Stühle hin zu bauen, ihre Rückenlehne mit vielem hölzernen Täfelwerke zu zieren, und oben verschiedne große Gemälde an zu bringen. Auf die Art hat man es im Chore der Frauenkirche zu Paris gemacht. Diese Einrichtung ist aber in vielen Betrachtungen fehlerhaft. Die Reihe der Säulen wird dadurch gegen die Regeln einer guten Architektur unterbrochen, und das Gebäude scheint oben auf dem Rahmen des Gemäldes, oder wohl gar auf dem leeren Raume in demselben zu ruhen, welches in der That sehr falsche Träger sind. Diese ganze Verzierung ist also verkehrt, übel angebracht, ohne Verbindung, und Uebereinstimmung mit dem übrigen, und bringt einen anstößigen Uebelstand zuwege.

In einigen Kirchen hat man sich mit hohen Untersätzen zu helfen gesucht, damit die Säulen oder Wandpfeiler erst über den Chorstühlen ihren Anfang

nehmen sollten, wie man in den Kirchen St. Sulpice und St. Roch bemerkt. Diese Anlage ist zwar nicht so fehlerhaft, als die vorige, aber doch noch zu unvollkommen, weil, wie wir oben bemerkt haben, die Wirkung der Säulenordnungen durch solche hohe Untersätze gar zu sehr verringert wird.

Bey der Anlage der neuen Kirche St. Genevieve hat man, um die Unbequemlichkeit der Chorstühle zu heben, die Seiten einige Stufen höher gemacht als den Fußboden des Schiffs. Diese Erhöhung verursacht nicht nur ein Hinderniß im hin und her gehen, sondern auch, daß die Leute bey großem Gedränge leicht fallen. Weil man doch einmal im Chore einen Raum zu den Chorstühlen gebrauchte, und den Fuß der Säulen nicht verstecken wollte, so gab dieß Anlaß zu der im Grunde wunderlichen Erhöhung. Man muß bekennen, daß Herr Soufflot diesen Fehler, als ein Mann von Genie, zu verbergen gewußt, und daß er dadurch eine außerordentliche Wirkung hervor gebracht. Aber indem er einen Uebelstand vermieden, ist er in einen andern gefallen.

Ein gewisses Vorurtheil für die alten Gewohnheiten wird machen, daß man allezeit bey der gothischen Art von Chorstühlen bleiben wird, ob sie gleich eine schlechte Wirkung in den Kirchen thun, und gar keine artige Form haben. Weil man sie nun einmal nicht entbehren kann, so wünschte ich wenigstens nur, daß man sie nicht an die Säulen der Seitenwände flickte. Man könnte im Mittelpunkte des Kreuzes ein freystehendes Chor anlegen, und den Altar in der Mitte desselben setzen. Dies würde zugleich mit dem Wohlstande übereinstimmen.

Denn

Denn da dieser erfordert, daß die ganze Kirche um einige Stufen über die Gasse erhöhet ist, um den Vorzug der heiligen Handlungen über die andern im gemeinen Leben anzudeuten; so könnte das Chor wiederum einige Stufen höher als die Kirche seyn, um den Vorzug der Geistlichkeit über die Layen anzuzeigen, und der Hauptaltar wäre wieder einige Stufen höher, als ein Merkmal, daß daselbst die allerheiligsten Handlungen vorgenommen werden.

In einer Kreuzkirche wäre es etwas leichtes, den mittlern Raum so breit als das Schiff und die Seiten zu machen. Man hätte alsdann einen großen viereckichten Platz, wo man das Chor anlegen könnte, jedoch so, daß ein bequemer Gang außen herum bliebe. Vermöge einer solchen Anlage ruheten die Säulenfüße gleich auf dem Fußboden der Kirche; man sähe die Handlungen auf dem Altare bequem von allen Seiten; und der Baumeister hätte die Bequemlichkeit dem Altare eine sehr malerische Form zu geben, weil derselbe in keiner Verbindung mit der übrigen Architektur stünde.

In dem mittlern Platze könnte man eine große Rundung anlegen, solche mit 4 Bogenstellungen so breit als das Schiff der Kirche durchbrechen, und in der Mitten das freystehende Chor setzen. Die Seitengänge liefen bis an die vier massiven Grundpfeiler der mittlern Rundung fort, doch so, daß man zur Seite oder hinter den Grundpfeilern von einem Gange zum andern kommen könnte; wie z. E. in der neuen Kirche St. Genevieve. An den Vorderseiten der Grundpfeiler legte man Altäre an, so fiele der Hauptaltar von allen Seiten ins Gesicht, und hätte immer zur Rechten und Linken einen Nebenaltar.

Der Plan zu einer Kirche, die ein länglichtes Viereck ausmacht, erfordert eine ganz andre Einrichtung. Das Schiff würde am Ende, vermittelst einer großen Bogenstellung, mit einer Säulenweite an jeder Seite, durchbrochen, unter welcher man den Hauptaltar setzte. Hinter denselben läge das mit allerley Täfelwerke und Gemälden gezierte Chor, und der bischöffliche Sitz gerade hinter dem Hauptaltare. Diese Einrichtung ist zwar nicht so bequem als die vorige, doch verdient sie allen andern, deren man sich bisher bedient, vorgezogen zu werden, weil sie den jetzigen Kirchengebrauch mit dem alten, wo allezeit der Altar vorne, das Chor hinten, und der bischöffliche Sitz ganz hinten am Ende stand, verbindet. Man muß zwar nach dieser Bauart unter den Säulen einen hinlänglichen Fuß setzen, um den Grund des Chors und Hauptaltars einige Stufen über den Fußboden der Kirche zu erheben; allein dieß ist ein Fehler, welchen man nur bey freystehenden Chören vermeiden kann.

2) In den Kirchen soll eine Kanzel stehen: diese macht dem Baumeister fast am allermeisten zu schaffen. Man ist zwar um die Verzierung nicht verlegen, denn wir haben davon gute Beyspiele, die zum Theil recht malerisch sind, wie zu St. Roch; sondern wo man sie am besten hinsetzen soll. Die gewöhnlichste Art ist, sie mit dem Rücken an einen von den Pfeilern des Schiffs zu stellen, und gleichsam in der Luft schweben zu lassen. Allein diese Art hat folgende Fehler: Erstlich sind alle schwebende Theile, die auf keinem Grunde ruhen, wider die Regeln der Baukunst: ferner ist es der Eigenschaft der Säule und auch gewissermaßen des Pfeilers, zuwider,

daß

daß er eine Last von der Seite trägt: und endlich unterbricht eine solche Kanzel auf eine unangenehme Art die Reihe der Säulen, und die Säule, woran sie hängt, scheint mit einer Last, die sich gar nicht für sie schickt, überladen. Diese Gewohnheit ist also ein nicht zu duldender Mißbrauch, den man nothwendig abschaffen muß.

Das leichteste Mittel, diesem Uebel abzuhelfen, wäre, in den Kirchen solche Kanzeln zu haben, die man von einem Orte zum andern bringen, zur Predigt hinrollen, und nachgehends wieder wegnehmen könnte. Dieß ist aber in großen Pfarrkirchen, wo man feststehende Kanzeln haben muß, nicht thunlich. Alsdann muß man aus zweyen Uebeln das kleinste wählen, und die Kanzel in einer von den Säulenweiten des Schiffes anbringen. Am besten schickt es sich in der Mitte. Vor allen Dingen hat man sich aber in Acht zu nehmen, daß man die Zierrathen der Kanzel nicht an den Schäften der Säulen, welche zu beyden Seiten stehen, befestigt, weil die größte Schönheit der Säule darauf beruht, daß sie von allen Seiten frey steht, und folglich alles aufgeopfert werden muß, um diesen Zweck zu erhalten. Man darf sich folglich auf keine Weise nach der Anlage einiger alten Kirchen in Paris richten, wo die ganze Weite zwischen beyden Säulen mit allerley hölzernen Verzierungen, welche der Kanzel zum Rücken dienen, angefüllt ist.

3) Die Orgel ist gleichfalls eine Hinderniß beym Kirchenbaue. Meistentheils wird sie über den Haupteingang der Kirche angelegt. Theils hängt man sie gleichsam nur an die Mauer, theils bauet man eine besondre Tribune dazu, wo sie bequem angebracht

werden kann. Allein es hält schwer, es so einzurichten, daß diese Anlagen der Wirkung des Ganzen nicht Schaden thut. Wenn das Gerüste zur Orgel auch noch so gut angelegt ist, so verdeckt es doch allemal einen Theil der Säulen und des Gebälkes; und eine große Tribune findet nicht anders statt, als wenn man zwey Säulenordnungen über einander anlegt, sonst durchschneidet sie allemal eine Ordnung. Diese Tribune ruhet entweder auf einem gedruckten Bogen, dessen Enden den Schaft der Säulen oder Wandpfeiler an beyden Seiten zur Wiederlage haben; oder sie hat einen eignen Fußboden der auf besondren Säulen, wie zu St. Sulpice, liegt; diese Säulen sind aber kleiner als die großen, welche in der Kirche stehen, und stimmen also keinesweges mit selbigen überein. Ein so beträchtlicher Fehler ist zu vermeiden, wenn die Orgel über dem Gebälke, in dem leeren Raume, den der Bogen des großen Gewölbes über dem Haupteingange läßt, angebracht wird. Ob eine solche Anlage gleich bequem ist, so könnte man doch das Bedenken dabey haben, daß die Orgel wegen der großen Höhe die Kirche nicht hinlänglich füllen möchte. Eine neue bisher noch nicht ausgeführte Erfindung wäre, wenn man die Orgel in drey Theile theilte, und in den drey Säulenweiten hinten ganz am Ende des Schiffes anlegte. Die Hauptstimmen kämen in der großen Säulenweite in der Mitte, und die Pedale und Nebenstimmen in den kleinen Säulenweiten zu beyden Seiten. Man könnte sich leicht hüten, daß die Orgel weder den Säulen noch dem Gebälke das Gesicht benähme, und zu dem Ende solche Verzierungen der Baukunst, die sich zur Säulenordnung einigermaßen schicken, angeben. In der dicken Mauer ließen sich sowohl die Treppe zur Orgel, als

die Blasebälge leichtlich anbringen. Mich dünkt, diese simple und natürliche Art verdient den Vorzug vor allen andern.

4) Man verlangt, daß in den Kirchen Tribunen oder Emporkirchen seyn sollen, ob sie sich gleich gar nicht zur Einrichtung des Ganzen schicken. Um die Zahl derselben zu vermehren, hat man viel Kirchen mit Wandpfeilern und Bogenstellungen gebaut, so daß zwischen der Höhe des Bogens und dem Gebälke Raum zur Tribune bleibt. Man sieht Beyspiele von diesem Uebelstande in der Kirche St. Ludwig in der Straße St. Anton, und in der Kirche der Väter vom Oratorium in der Straße St. Honore'. In der letzten hat man den Uebelstand noch weiter getrieben, und die Emporkirche gar quer über die Schenkel des Kreuzes der Kirche laufen lassen, so daß man oben zwar das Kreuz der Kirche siehet, unten aber geht alles in einer Länge fort. Ein Baumeister, der solche Fehler macht, darf sich nicht damit entschuldigen, daß ihn der Platz dazu gezwungen. Es ist seine Schuldigkeit, seinen Plan nach dem gegebnen Platze einzurichten, und solchen aufs beste zu nutzen.

Sollte man mit der Zeit die vernünftige Gewohnheit einführen, anstatt der Pilaster und Bogenstellungen nichts als freystehende Säulen zu gebrauchen, so finden die Emporkirchen keinen Platz mehr. Alles was man thun kann, ist, in einer leeren Säulenweite unten eine Thüre anzulegen, und darüber ein Fenster in Gestalt einer Tribune zu machen. Erfordern aber die Bequemlichkeit oder andre Ursachen ja Emporkirchen rund herum in der Kirche, so muß

man

man sich mit zwey Säulenordnungen über einander helfen, und die obere giebt alsdenn die benöthigten Gallerien.

Die dritte Abtheilung.

Von der Schwierigkeit die gothischen Kirchen zu verzieren.

Es ist nicht gleichviel, was für eine Verzierung man bey dieser oder jener Art von Gebäuden anbringt. Die Verzierungen müssen dem System der Architektur und ihren Eigenschaften gemäß seyn, und der Putz muß nie die Hauptsache verderben. Der Baumeister giebt das massive Mauerwerk und die Oeffnungen im Gebäude an: wer solches nunmehr verzieren will, dem liegt es ob, sich darnach zu richten, und weder dem Mauerwerke Schaden zu thun, noch die Oeffnungen zu verdunkeln. Daher entspringt die Schwierigkeit gothische Kirchen zu verzieren, wobey das massive Mauerwerk gemeiniglich nicht übermäßig stark, und die Oeffnungen unendlich vervielfältigt sind. Diese stellen dem Auge ein wunderliches Gemische und eine Menge von Abwechselungen dar, wodurch es auf eine angenehme Art beschäfftiget wird, und einen reizenden Anblick vor sich sieht. Wollte man dieses verhindern, so benähme man den gothischen Kirchen ihre größten Vorzüge, und ihre Schönheit würde verschwinden.

Diesen Fehler begieng man in den Jahrhunderten, wo noch ein ungebildeter Geschmack herrschte.

Wenn

Wenn die Baumeister viele Aufmerksamkeit anwendeten, den Anblick der Kirchen auf eine pikante Art zu vervielfältigen; so besaßen die, welche sie verzieren wollten, desto mehr Ungeschicklichkeit jener ihre Absicht zu vereiteln. Man gehe nur einmal in die schönsten gothischen Kirchen in Frankreich, z. E. in die Kathedralkirchen zu Amiens, zu Rheims und auch selbst zu Paris. Stellt man sich im Mittelpunkt des Kreuzes, und entfernt in Gedanken alles, was dem Auge im Wege steht, so zeigt sich eine schöne Anlage, wo sich das Auge durch verschiedne Reihen von Säulen endlich in die entfernt liegenden und vortrefflich, jedoch ungleich, erleuchteten Kapellen verliert. Das Chor hinten in der Kirche (le chevet) ist nicht rund, sondern vieleckicht, wodurch der Anblick noch abwechselnder gemacht wird: mit einem Worte, allenthalben sieht man etwas anders, und diese angenehme Unordnung und Vermischung von massiven Gemäuer und Oeffnungen giebt einen vortrefflichen Kontrast, dessen Wirkung man beynahe nicht schöner denken kann.

Nunmehr wollen wir diese Kirchen mit den abgeschmackten Zierrathen, welche der verderbte Geschmack des 14 und 15 Jahrhunderts daran verschwendet, betrachten. Gleich zeigt sich eine häßliche Tribune (Jubé) über dem Eingange des Chors, welche alle obgedachten Schönheiten auf die unangenehmste Art verdunkelt. Geht man vermittelst eines fürchterlichen Gitterwerks ins Chor selbst; so verbergen ungestalte Chorstühle mit hohen Rückenlehnen die Seitenwände. Ganz hinten bedeckt die vorragende Verkleidung des Altars, die Säulen' und die Vorhänge so wohl alle Oeffnungen, als das

massive

massive Gemäuer: und eine melancholische Finsterniß herrscht in dem schönsten und an sich hellsten Theile des Gebäudes. Es ist kaum zu begreifen, daß diejenigen, welche die Kirche verzieren sollten, zu einer Zeit, da die Baumeister solche wahrhaftig große Ideen hatten, gleichwohl solche erbärmliche Erfindungen anbrachten.

Man sahe endlich das Abgeschmackte dieser Verzierungen ein. So wie die Künste eine mehrere Vollkommenheit erreichten, so wurden auch die Ideen richtiger und edler: man suchte in den gothischen Kirchen, anstatt der lächerlichen getändelten Zierrathen, welche sie verunstalteten, andere von besserm und reinerm Geschmacke anzubringen. Der Erfolg war aber nicht allenthalben gleich glücklich.

Es befinden sich in Paris drey Kirchen, deren Chor in den letzten Jahren mit vielen Kosten verziert worden, nämlich die Kathedralkirche, St. Mederic, und St. Germain l' Auxerrois.

In der Kathedralkirche sind keine Kosten geschont, alles prächtig zu machen. Allenthalben sieht man Marmor, Bronze, Vergoldung, die kostbarsten Gemälde, und Bildhauerarbeit. Wir wollen jetzt untersuchen, was damit ausgerichtet worden. Man hat die Tribune über dem Chore in eine bessere Form gebracht, den Eingang ins Chor höher und breiter gemacht, den Chorstühlen besser gearbeite Rückenlehnen gegeben, und über selbige Gemälde von den besten Meistern aufgehangen. Man hat ferner den Platz des Altars mit Marmor überzogen, und einen reichen Altar in großem Geschmack angelegt. Allein das System der Architektur ist dadurch

durch verfälscht, und das Gesicht wird allenthalben unterbrochen, und gehindert. Die angenehme Verwirrung, welche aus den zwo Reihen Säulen hinten in der Rundung des Chors (au chevet) aus den Rippen und Gliedern des gothischen Gewölbes, aus den weit zurück liegenden Kapellen, aus dem durch die gemahlten Scheiben fallenden Lichte entsteht, alles dieses hat sich verlohren. Das Chor, welches sonst auf unzählige Arten im Herumgehen, in die Augen fiel, sieht man jetzt kaum mit vieler Mühe an 2 oder 3 Orten durch ein dickes Gitterwerk. Ich habe bereits oben erwähnt, wie unnatürlich es sey, daß hier die Säulen auf den Rähmen der Gemälde ruhen: ich setze jetzt noch hinzu, daß der Kontrast der obersten Architektur mit der untern am Altare wider die gesunde Vernunft ist, und daß man folglich viele unnütze Kosten aufgewandt habe. Das Chor der Kathedralkirche ist eines der prächtigsten, daß sich in Kirchen findet, aber unglücklicher Weise schickt es sich nicht zum ganzen Gebäude. Derjenige, welcher die Verzierungen angegeben, ist in den Fehler der Künstler des 15 Jahrhunderts gefallen; er hat nur ihre Unrichtigkeiten vermieden, und im übrigen das im Großen ausgeführt, was jene im Kleinen angebracht.

Die großen Gemälde, welche eine Zierde des Schiffes und des Kreuzes der gedachten Kathedralkirche abgeben sollen, sind hier eben so schlecht angebracht, wenn sie gleich, blos als Gemälde betrachtet, noch so viel Verdienst haben. Im Schiffe verursachen sie, daß die Seitengänge in der Kirche dunkel, und niedriger scheinen; sie verhindern ferner, daß die Glieder und Rippen des Gewölbes, welche sich gleich-

wohl bey den gothischen Kirchen vortrefflich ausnehmen, nicht in die Augen fallen. Im Kreuzgange hängen sie ohne Ordnung und gute Einrichtung durch einander, so wie man sie bey einer öffentlichen Ausstellung ohne Wahl aufzuhängen pflegt. Ich behaupte kühnlich, daß die Kirche ohne Gemählde sich dem Zuschauer weit schöner darstellen würde. Die Verzierung ist zwar kostbar, allein sie verdirbt den Hintergrund ohne ihn zu verschönern, und müßte folglich weggenommen werden.

Zu St. Mederic ist das Chor auf eine andre Art verziert. Man hat zwar das massive Mauerwerk und die Oeffnungen gelassen, aber die Umrisse daran geändert. Anstatt der wie ein Triangel zusammenlaufenden Gewölber, hat man halbe Circulbogen geschlagen, und anstatt der gothischen Pfeiler Pilaster gemacht, und diese Pilaster auf einen sehr hohen Fuß gesetzt, anstatt daß die gothischen Pfeiler gleich auf dem Fußboden stehen. Diese Verzierung fällt zwar schön ins Auge, weil sie auf Marmorart gemacht, mit Bronze und trefflicher Vergoldung reich versehen ist: sie schickt sich nur nicht für dieß Gebäude, weil sie der Einrichtung und der ganzen Bauart der Kirche zuwider ist. Der oberste Theil stimmt gar nicht mit dem untersten überein. Die Bauart des Chors ist der in dem übrigen Theile der Kirche gerade entgegengesetzt.

Zu St. Germain l'Auxerrois hat man die gothische Bauart vortrefflich zu nutzen gewußt. Man sieht hier weder Marmor, noch Bronze, noch Vergoldung, gleichwohl ist die Verzierung in einem viel richtigern und ungekünsteltern Geschmacke. Die in kannelirte Säulen verwandelten gothischen Pfeiler

thun

thun eine große Wirkung; keine Oeffnung ist versteckt, sondern die Formen sind nur richtiger gemacht, und die Zierrathen hin und wieder mäßig angebracht. Alles ist nach der Architektur des Gebäudes eingerichtet, so daß man es als ein Muster der Baukunst ansehen kann. Wenn die Kirche noch die Kosten daran wenden, und das Schiff nebst den Seitengängen auf eben die Art verzieren lassen könnte, so würde sie gewiß eine der schönsten in Paris, da sie jetzt nur unter die mittelmäßigen gehört. Man hat nicht vermeiden können, den obern kleinen Säulen, deren Kapitäle die Rippen des Gewölbes tragen, keinen rechten Grund zu geben. Sie ruhen auf einem Cherubimskopfe, der an der Mauer angehangen ist. Dieser Fehler ist merklich und anstößig, war aber unmöglich zu vermeiden. Inzwischen verzeiht man solchen dem Künstler, der die Verzierungen angegeben, in Ansehung der glücklichen Veränderungen und großen Verbesserungen, die er dadurch zuwege gebracht.

Ueberhaupt muß ein jeder, der eine gothische Kirche verzieren will, sich erst die Vortheile ihrer besondern Bauart wohl einprägen, sich Mühe geben, dieselben auf alle Art zu erheben, anstatt sie zu unterdrücken, und folglich die ganze Einrichtung bestermaßen zu nutzen suchen. Besonders hat er darauf zu sehen, daß die Form des massiven Mauerwerks wo möglich simpel natürlich, und leicht fortlaufend wird. Finden sich gezwungne Zierrathen, und die Umrisse können reiner gemacht werden, so soll er es nicht aus der Acht lassen: und die überflüßigen wegnehmen. Auf einer glatten Mauer kann er Felder anbringen, doch müssen sie groß und merklich seyn:

Bayerische Staatsbibliothek München

an statt der kleinen ist es besser die Mauer zu lassen wie sie ist. Mit einem Worte, bey Verzierung einer gothischen Kirche soll man alles, was sich thun läßt, berichtigen, und verschönern, hingegen für die alte Architektur eine gewisse Achtung hegen, und solche so viel ins Licht stellen als möglich ist.

Diese Grundsätze sind richtig: aber es ist nicht so leicht, als man denkt, sich in der Ausübung darnach zu richten. Ein jeder will bey Verzierungen seine Kunst zeigen, läßt sich durch seine Einbildungskraft hinreissen, und macht sich da Platz, wo er solchen seiner Meynung nach zu enge findet. Diejenigen, welche die Kosten dazu herschießen, wollen, daß man solche an dem Gebäude sehe, und ziehen deswegen die gehäuften den wenigen, aber mit Klugheit angebrachten, Zierrathen vor. Man ist an gewisse Arten von Verzierungen gewohnt, will solche allenthalben anbringen, und daraus entsteht ein Mischmasch von verschiednen sich nicht zusammen schickenden Bauarten. Daher bemerkt man z. E. in der Frauenkirche, in St. Johann auf dem Platze la Greve, in der Heylandskirche, in der großen Augustinerkirche, und vielen andern, Altäre nach griechischer Bauart, die sich zur Anordnung des übrigen Gebäudes schlecht schickt. Diese Verzierungen sind zwar reich und in großem Geschmacke, aber deswegen fehlerhaft, weil sie nicht zur Sache gehören. Es ist ein Stil, der sich nicht zum Gegenstande schickt; ein Gemälde ohne Harmonie; ein Mischmasch von widersinnigen Dingen, die kein schönes Ganzes ausmachen.

Wie soll man es aber mit der Verzierung gothischer Kirchen anfangen? Mein Rath wäre folgender.

Entfer-

Entfernet gleich anfangs alle Hindernisse, welche der Abwechselung aus verschiednen Gesichtspunkten im Wege sind, und nehmet alle falschen Zierrathen, die entweder das massive Mauerwerk zu voll machen, oder die Oeffnungen verstecken, weg. Gebet Acht, ob es vermöge der Natur der Pfeiler möglich ist, etwas hinzu zu setzen, oder wegzunehmen, um ihnen mehr die Gestalt der Säulen, welche vor allen andern den Vorzug verdienen, zu geben. Man kann diese Säulen entweder in Stein kanneliren oder mit Marmor überziehen; ihnen richtigere Säulenfüße und Kapitäle geben. An den Rippen des Gewölbes lassen sich die gothischen Glieder in andere von besserer Wahl verwandeln: an dem inwendigen Gewölbe lassen sich Mosaicken, geflochtene Palmen machen, und auf der glatten Mauer schickliche und artige Zierrathen anbringen; auch Marmor und Vergoldungen, jedoch sparsam, gebrauchen, wenn man die Kosten nicht scheuet. In der Mitte des Chors setzet einen freystehenden Altar von simpler Form, und macht keine andre als starke sich gut ausnehmende Zierrathen daran. Ganz hinten im Chor könnet ihr eine große Gruppe, und in den Seitenöffnungen kleinere setzen, damit das Ganze das Ansehen einer Pyramide erhalte; und mitten in den Oeffnungen prächtige Lampen aufhängen. Das Chor muß vom Schiffe durch ein bloßes Gitterwerk mit Zierrathen von Bronze, die weder zu leicht noch zu stark seyn dürfen, abgesondert werden; und dieß Gitterwerk muß in der Rundung um das Chor und den Altar gehen. Die Chorstühle bekommen keine Rücken, und anstatt des Pults in der Mitten, setzt man einen von Bronze und schöner Zeichnung zu jeder Seite. Wenn nun über dieses der Fußboden mit Marmor

in gewissen Figuren eingelegt ist, so wird man eine gothische Kirche, die in einem großen Geschmacke verziert ist, bekommen.

Die Wirkung einer solchen Verzierung kann man aus dem neuen Altare der Kirche St. Germain l' Auxerrois schließen. Dieß ist nur ein Modell im Kleinen, wie würde es sich erst ausnehmen, wenn es ins Große gebracht, und mit aller möglichen Vollkommenheit ausgeführt würde?

In der Kathedralkirche zu Amiens können die Verzierungen auf diese Art eingerichtet werden. Dieses Gebäude, eines der weitläuftigsten und prächtigsten, welches die gothische Architektur jemals geliefert, war wie die andern mit einer häßlichen Tribune über dem Chore, mit einem plumpen und ungeheuren Altare, mit Chorstühlen, deren Rücken mit einem abgeschmackten Schnitzwerke überladen waren, verunstaltet. Man konnte sich keine zierlichere Anlage eines Chors, wegen der mit Einsicht angebrachten Oeffnungen, wegen der guten Vertheilung des Lichts, und der Abwechselung in den Gegenständen, die sich dem Auge zeigten, gedenken; allein durch die Einfalt dessen, der die Verzierungen zuerst angegeben, wurde das Gesicht in diesen herrlichen Chor von allen Seiten durch elende Gegenstände verdorben. Kaum konnte man darein sehen, bis der jetzige Bischoff, welcher einen natürlichen Geschmack an den Künsten mit einer wahren Frömmigkeit verbindet, vor einigen Jahren nebst dem Kapitel den löblichen Schluß faßte, das Chor und den Altar nach dem jetzigen Geschmacke verzieren zu lassen. Das erste, was man glaubte thun zu müssen, war, die alte Tribune über dem Chore, und das häßliche Gerüste des Altars

wegzureissen, und alles, was dem Gesichte bis an die hintere Ruudung des Chors im Wege stand, wegzunehmen.

Diese erste Veränderung that alle Wirkung, die man sich davon versprach. Das bisher finstere Chor, ward auf einmal groß und helle. Man sahe hinten in der Rundung mit Verwundrung einen Anblick, den man sich nicht vorgestellt hatte: nämlich Oeffnungen von ungleicher Tiefe, wo das Auge sich in einem Walde von Pfeilern und Gewölben verlor, und endlich bis in die Nebenkapellen von verschiedner Art, und angenehmer Abwechselung drang, wobey die mancherley Verändrungen des Lichts und Schattens eine reizende perspektivische Aussicht zeigten.

Man hätte es aber dabey nicht sollen bewenden lassen. Die Hand, die es gewagt die Tribune und den Altar wegzureissen, hätte auch die Rückenlehnen der Chorstühle wegnehmen sollen: aber das Vorurtheil der Domherren ist bisher noch zu stark gewesen, um sich dieser ungestalten Maschinen berauben zu lassen. Sie haben es von ihren Vorgängern gehört, daß diese Rückenlehnen künstlich gearbeitet sind: und es ist nicht zu läugnen, daß die Geschichte so gut in Holz geschnitten sind, als wenn sie in Wachs pussirt wären. Dem ungeachtet bleibt es ausgemacht, daß das herrliche Chor nie auf eine anständige Art verziert werden kann, so lange diese Rückenlehnen nicht abgerissen werden. Es ist unmöglich, daß die Zierrathen des neuen Altars sich zu dieser gothischen Arbeit schicken, und daraus entsteht ein Kontrast, der die Wirkung der schönsten Anlage vernichtet. Ueber kurz oder lang müssen diese Rücken-

lehnen weggenommen werden. Sie verdecken von jeher auf eine häßliche Art die Reihe der Säulen, und die schönen Oeffnungen rings um das Chor. Soll denn eine blinde Liebe zu diesen artigen Alterthümern ewig wider die Regeln des guten Geschmacks, welche ihren Untergang fordern, die Oberhand behalten?

Man hat zwar die mittlere große Tribune in dieser Kirche weggenommen, aber zu den Seiten des Haupteingangs zum Chore zwey kleine gelassen, die zwar nicht so viel, aber doch noch genug im Wege sind. Vorne an diesen kleinen Tribunen hatte man unten zwey Kapellen von einer höchst mittelmäßigen Erfindung angesetzt, und zwar vermöge einer alten Gewohnheit, und schlechten Nachahmung der Frauenkirche zu Paris. Denn weil die alten Tribunen über dem Chore hinderten, daß man den Hauptaltar nicht bequem sehen konnte; so wurde es zu einer Art von Nothwendigkeit, zu den Seiten des Haupteingangs vom Chore zwey Nebenaltäre anzulegen, damit das Volk im Schiffe die Messe gut hören möchte. Seit Wegnehmung dieser großen Tribunen hätte man auch erwegen sollen, daß es wider den Wohlstand läuft, dichte beym Eingange des Chors, wo man beständig hin und wieder geht, Messe zu lesen. Man hat hieran eben so wenig bey Verzierung des Chors der Kathedralkirche zu Paris gedacht. Es befinden sich daselbst gleichfalls ein paar solche Kapellen, wo der Priester durch das Geräusche der hin und her gehenden beständig in der Andacht gestört wird. Es hat lange gewährt, ehe man diese üble Gewohnheit abgeschafft. Zu St. Mederic stehen gar 4 Altäre an einem so unanständigen Orte. Zu St. Roch,

wo

wo die Verzierungen der Marien, der Kommunion, und der Kalvarien Kapellen mit so vieler Ueberlegung angegeben sind, bemerkt man zwey kleine Altäre, die an einen Pfeiler, woran eine Statue steht, geflickt sind. Die Wirkung dieser beyden Altäre ist nicht nur sehr schlecht, sondern ihre Lage ist auch fehlerhaft. Hoffentlich werden sie weggenommen, wenn die beyden Altäre, welche man an statt der Thüren an beyden Enden des Kreuzes anlegt, fertig sind. Der Künstler, welcher die Verzierungen des Chors zu St. Germain l' Auxerrois angegeben, hat den Fehler, welchen ich hier mit so vielem Rechte tadele, wohlbedächtlich vermieden.

Die Domherren zu Amiens haben in diesem Punkte ein löbliches Beyspiel gegeben, denn ob sie gleich mit großen Kosten zwey Altäre am Eingange ihres Chors errichten lassen, so sahen sie doch nachgehends ein, daß solche dort einen schlechten Platz hätten, und ließen sie auf einen andern Ort verlegen. Aber zum Beweise, daß man die alte Gewohnheit schwerlich ganz ablegt, sind die kleinen Tribunen am Eingange des Chors geblieben, in der Meynung, daß sie mit der Anlage wohl bestehen könnten, wenn man sie nur im gothischen Geschmacke, so wie die übrigen Theile der Kirche, verzierte. Wenn sie dieß Vorurtheil der Liebe zum Wahren, zum Simplen und Natürlichen aufopfern wollen, so werden sie diese beyden Tribunen auch wegreissen lassen, damit dem Prospekte des Chors und Hauptaltars nichts im Wege stehe.

Sie hegen seit langer Zeit den Vorsatz einen prächtigen Hauptaltar anzulegen, und haben zu dem Ende verschiedne Risse verfertigen lassen. Hr.

Slodtz, ein Künstler von lebhafter Einbildungskraft, hat sich dadurch hinreissen lassen, und im J. 1758. den Vorschlag gethan, im Mittelpunkte der Rundung einen Hauptaltar und hinter demselben am Ende der Kirche einen andern anzulegen, und solchen an einen hohen Fuß, der rings um die Rundung herumlaufen sollte, zu setzen. Ueber diesen Fuß sollte sich eine Glorie von weitem Umfange erheben, wo man in den Wolken große Gruppen von Engeln die Maria in den Himmel tragen sähe. Der Himmel sollte durch einen hellen Kreys, der allenthalben Strahlen von sich würfe vorgestellt, und von Cherubimsköpfen in Gestalt eines Rosenkranzes umgeben werden. Die ganze Glorie hätte eine Höhe von 80 Fuß eingenommen. Die Theile dieser Zeichnung waren ansehnlich und majestätisch; die Figuren kolossalisch und voll Handlung und Leben, der Ausdruck edel und der Gottheit gemäß, und das Ganze würde eine ungemein große Wirkung gethan haben.

Die Domherren wurden anfangs durch das prächtige Ansehen dieser Erfindung überrascht; allein bey mehrerer Ueberlegung fanden sie, daß ein Werk von solchem Umfange nothwendig den schönen Prospekt, welchen die niedrigen Seitengänge und die rings um der Rundung liegenden Kapellen machen, verhindern müßte. Sie verwarfen deswegen, aus triftigen Ursachen, ein Werk, welches seiner Größe wegen nicht für den Ort, wo es angelegt werden sollte, gemacht war.

Drey Jahre nachher that Herr von Vailli einen andern Vorschlag. Er dachte mitten im Chore anstatt des Altars ein Grab zu setzen, und über dem Grabmale eine Nische mit einer halben Kuppel, die

von

von verschiednen Tugenden als Cariatiden getragen werden sollte, anzubringen. Von der Nische an, sollte sich eine Pyramide von Wolken, mit einer Gruppe von der Himmelfahrt Mariä erheben, und oben an eine mit vielen Strahlen umgebne Glorie stoßen. Diese Erfindung war von des Herrn Slodtz seiner nicht viel unterschieden, und nahm zwar nicht so großen Raum weg, hatte aber doch denselben Fehler, daß sie dem Prospekte im Wege war, und gleichwohl kein so majestätisches Ansehen als jene hatte. Sie wurde also mit desto mehrerm Rechte verworfen. Herr von Wailli hätte wenigstens das Verdienst gehabt, durch Verbindung zweyer Ideen, als des Grabes und der Himmelfahrt, nur einerley Sache vorzustellen, aber seine Nische, welche die Uebereinstimmung des Ganzen unterbrach, verdarb das ganze Projekt.

Einige Zeit darauf machte Herr Rousseau einen andern Entwurf von einem ganz freystehenden Altare in der Gestalt eines antiken Grabmals, weil er besser als die andern eingesehen hatte, daß man weder das massive Mauerwerk noch die Oeffnungen verdecken müsse. Der Altar stund auf einem runden Platze, der rings herum mit fünf Stufen umgeben war; und zu beyden Seiten ein runder mit Kränzen gezierter Altartisch (credence) in der Gestalt eines runden Piedestals. Unten bey den Stufen näher gegen den Chorstühlen waren zwey antike Lampen, welche sowohl als die Altartische dem Ganzen ein pyramidalisches Ansehen gaben. Ueber dem Altare sahe man in der Höhe des Kapitäls der Pfeiler einige an Schnüren aufgehangene, zurückgeschlagene und künstlich gefaltete Vorhänge, welche das Umbraculum der Alten vorstellten. Ein in der Luft unter den Vor-

hängen schwebender Engel sollte die Vorhänge tragen. Dieser neue und sonderbare Einfall hat keinen Beyfall gefunden. Man urtheilte, daß ein bloßer Altar nebst zwey Altartischen nicht ansehnlich genug scheinen würde, und verwarf die umherlaufenden Stufen mit Recht, als unbequem und gefährlich. Das an Schnüren aufgehangene Umbraculum schien von keinem guten Geschmacke zu seyn, weil es einem Gezelte, das zu einer Lustbarkeit in der Eile aufgeschlagen wird, gliche; man glaubte, es möchte gar fürchterlich aussehen: und es ist nicht zu läugnen, wenn es auch noch so künstlich aufgehangen worden wäre, so hätte es doch allemal den Anschein gehabt, als wenn es wegen der großen Last herunterfallen wollte.

Man hat mir die Ehre erwiesen und mein Gutachten gefordert, weswegen ich folgenden Vorschlag gethan habe. Ich riethe, in Ansehung des Hauptaltars und des hintern kleinern Altars, es bey der Angabe des Hrn. Slodtz bewenden zu lassen, hinter dem kleinern Altare ein Piedestal so breit als die mittlere Oeffnung zu errichten, und auf demselben eine Terrasse zu setzen, worinn ein Palmbaum mit den herumliegenden Passionsinstrumenten stehen sollte. Maria sollte darauf als eine Art von Siegszeichen sitzen, den Kopf der Schlange mit Füßen treten, und jene mit aufgehabnen Augen und Händen und mit freudiger Miene, als den Triumph ihres Sohnes, der den Tod besiegt, betrachten. Das heilige Sacrament hätte man an einem Zweige des Palmbaums aufhängen können. Dieser Entwurf schien mir simpel und der Wirkung des ganzen Gebäudes nicht hinderlich zu seyn. Alles bezieht sich

auf

auf das Werk der Erlösung, und die Mutter Gottes, welche so viel Antheil daran hat, erscheint hier mit den schönsten Attributen ihres Ruhms. Die ganze Gruppe, welche ich angegeben, kann so eingerichtet werden, daß sie dem Prospekte der Nebenseiten und der Kapellen nicht im Wege steht. In den Säulenweiten der Rundung wäre meine Meynung kleinere Gruppen zu stellen, welche sich auf den Glauben an dieß große Geheimniß beziehen. Diese Gruppen würden viel dazu beytragen, dem Ganzen mehr das Ansehen einer Pyramide zu geben. Sie sollten mit dem Rücken an wohlgemachtes Gitterwerk stehen, jedoch nicht daran gelehnt seyn. Rund um das Chor sollte man nichts als die Chorstühle sehen, und diese keine andern Rückenlehnen als das Gitterwerk haben. Auf dem Gitterwerke sollte man rings herum prächtige Lampen stellen, welche das Ansehen desselben um ein großes verschönern würden. Uebrigens hindert diese Anlage nicht, in Ansehung der Pfeiler und der andern Theile des Gebäudes diejenigen Vorschläge auszuführen, welche ich oben gegeben, als ich von den Verbesserungen der gothischen Architektur durch Berichtigung der Formen und Umrisse handelte. Mich dünkt, wenn man sich der verschiednen Vortheile zu nutze machen wollte, so könnte das Chor zu Amiens reiche und anständige Verzierungen erhalten, und würde eine Wirkung thun, dergleichen man noch nicht gesehen.

Aus dem Grunde, daß man keine sich nicht zusammenschickende Bauarten mit einander verbinden soll, folgt, daß bey Portalen gothischer Kirchen keine griechische Säulenordnung angebracht werden darf. Das Portal von St. Gervais ist ein Beyspiel

spiel davon. Man sieht hier zwar die drey griechischen Ordnungen auf eine sinnreiche Art mit einander verknüpft, und deßwegen verdient die Anlage Lob, wenn Kenner gleich hin und wieder Fehler daran bemerken; aber sie schickt sich keinesweges hieher. Es ist ungereimt, daß der Aufriß von einer ganz andern Bauart als das Inwendige der Kirche ist. Dieser Unterschied ist anstößig und wider die gesunde Vernunft. Kein Werk ist gut zu nennen, wo die Harmonie fehlt, und die Theile mit dem Ganzen nicht übereinstimmen. Ich behaupte kühnlich, daß man ein neu zu erbauendes Portal einer gothischen Kirche auch nothwendig wieder gothisch bauen müsse. Man darf sich höchstens die Freyheit nehmen, die Formen und die Glieder richtiger zu machen, und die Zierrathen mit mehrerm Geschmacke aushauen zu lassen.

Man hat folglich sehr übel gethan zu St. Eustachius an dem Portale eine Bauart anzufangen, die mit der inwendigen gar nicht übereinstimmt. Das Inwendige ist sonderbar angegeben, weil der Baumeister sehr an die gothische Bauart gewohnt war, und wenige Kenntniß von der griechischen Architektur besaß. Inzwischen hat er doch etwas von der letztern zeigen wollen, und deßwegen kleine schmale Säulen auf ungemein hohe Piedestale gesetzt, aus deren Postementen, Kapitälen und Kannelierungen man sieht, daß sie nach der antiken Architektur gemacht seyn sollen. Diese Kirche ist also nur halb gothisch, und gleicht den äußersten Provinzen eines Reichs, wo die Sprache und die Sitten schon mit den benachbarten vermischt sind. Man kann solche als die Epoche betrachten, wo die gothische Bauart in letzten Zügen lag, und die reine griechische den

Anfang

Anfang nahm. Wenn dieser Umstand wichtig genug scheint, die Kirche so zu lassen, so mag es seyn, wenn man sie nur abputzet, denn sie sieht fürchterlich schwarz aus. Sollte es aber jemand einfallen sie zu verzieren, so kann ich nicht genug bitten, dem Beyspiele von St. Germain l' Auxerrois zu folgen, auf daß das neue Portal der inwendigen Kirche nicht gar zu sehr entgegengesetzt sey.

Ich kann nicht umhin bey Gelegenheit dieses Portals anzumerken, daß man nicht wohl gethan, einen Platz dabey anzulegen, wo an allen Aufrissen eine dorische Säulenreihe gebauet ist. Aus der einen bereits fertigen Seite des Platzes ergiebet sich, daß diese starke Kolonnade für so mittelmäßige Gebäude viel zu schwer ist. Das Gebälke der Säulen ist gerade so hoch als ein ganzes Stockwerk, folglich wohnt man noch über dem Gebälke; eine Anordnung, die gewiß einen sehr schlechten Geschmack verräth. Es hätte sich besser geschickt, die Gebäude dieses Platzes simpler und Wohnhäusern gemäßer zu bauen. Mit wenigern Zierrathen versehene Häuser hätten den Kontrast mit einem reich verzierten Portal viel merklicher gemacht. Ich habe mich unmöglich enthalten können, diese kleine Ausschweifung von der Hauptsache hier einzuschalten.

Die vierte Abtheilung.

Von der Art den Plan eines Gebäudes geschickt anzugeben.

Die Erfindung des Plans von einem Gebäude ist unstreitig eines der vornehmsten Stücke für einen Baumeister, weil er dabey seinen schöpferischen Geist durch immer neue und richtige Einrichtungen zeigen kann. Sie muß das meiste zum Ruhme und zum glücklichen Erfolge bey der Arbeit eines Künstlers beytragen, und gleichwohl ist man noch am weitesten in diesem Theile der Kunst zurück. Wie viele unbequem und unangenehm angelegte Gebäude finden sich nicht? Giebt es viele, wo man alle mögliche Bequemlichkeit und Annehmlichkeit beysammen findet? wo der Platz mit größter Klugheit genutzt ist? wo die innerliche Einrichtung sich über das Gemeine erhebet, ohne alle Verwirrung ist, und zugleich das Nöthige und das Angenehme darbietet? Wenige Gebäude haben diese Verdienste, weil wenige Baumeister das Talent besitzen, einen guten Plan zu entwerfen. Die Entschuldigung, daß sie keine freye Hände gehabt, rechtfertigt sie nicht immer, wenn sie gegen eine gute Anlage fehlen. Wir wollen deswegen nicht unbillig gegen sie seyn. Kenner sehen es gar bald, wenn der Platz nicht vortheilhaft für den Baumeister gewesen, desto mehr erheben sie aber auch seine Verdienste, wenn sich das Bequeme und Angenehme zugleich dabey vereinigt findet. Es giebt übrigens Gebäude genug, wo die Baumeister

alle erfinnliche Freyheit gehabt, und wo sie nicht nur gewöhnliche und längst bekannte Plans angegeben, sondern auch weder bequem noch angenehm gebauet haben.

Bey der Kunst, gute Plans anzugeben, kommt es auf drey Stücke an, erstlich auf die Lage des Gebäudes, zum andern auf die Figur des Gebäudes, und drittens auf die Vertheilung der inwendigen Theile desselben.

Das erste Kapitel.

Von der Lage des Gebäudes.

Unter öffentliche und Privatgebäude, unter Wohnungen in der Stadt und auf dem Lande, ist ein großer Unterschied zu machen.

Oeffentliche Gebäude sind Kirchen, Palläste der Fürsten, Collegia des Landes, Rath- und Stadthäuser, Schulen und Universitätsgebäude, Hospitäler, öffentliche Plätze, Märkte und Kirchhöfe.

Bey allen diesen Arten von Gebäuden sind vielerley Regeln in Ansehung ihrer Lage zu beobachten.

Die Kirchen sind zur Ausübung des öffentlichen Gottesdienstes bestimmt, und sollen Leuten von allen Ständen und Handthierungen offen stehen, folglich ist es am bequemsten, sie im Mittelpunkte des Aufenthalts derer, für die sie bestimmt sind, und an einem solchen Orte anzulegen, wo der Zugang zu denselben am leichtesten ist. Die Kathedralkirche von Paris wäre in der einen Absicht gut gelegen, weil sie

nicht

nicht weit aus dem Mittelpunkte der Stadt ist; wenn man ihr nur einen bessern Zugang verschafft hätte. Aber sie steckt in einem Winkel, dahin nur eine einzige enge Gasse geht. Man müßte die ganze Insel der sogenannten Cite' mit gepflasterten Dämmen umgeben, anstatt des Pont rouge eine steinerne Brücke in gerader Linie mit der Straße St. Ludwig auf der Insel dieses Nahmens anlegen, ferner in derselben Linie eine neue Gasse durch das Kloster bis an die Statue von Heinrich IV. brechen, dem Platze vor der Kirche eben die Breite nach der Seite der erzbischöfflichen Wohnung verschaffen, als man ihm vor kurzem an der Gegenseite gegeben, und endlich an beyden Seiten des Platzes breite Gassen bis an die Dämme der Seine führen; alsdann hätte diese Hauptkirche von allen Seiten den Zugang, wie sie ihn haben sollte.

Die Pfarrkirchen in Paris sind fast durchgehends schlecht gelegen; viele stehen am Ende und nicht im Mittelpunkte ihrer Gemeinde, als St. Sulpicius, St. Eustachius, St. Gervasius, St. Johannes auf dem Platze la Greve, u. s. w. Diese Unbequemlichkeit ist nicht anders zu heben, als wenn man eine solche Gemeine theilet, und für den zu weit entlegnen Theil neue Pfarrkirchen errichtet. Aber man sollte wenigstens den Zugang zu den jetzigen bequemer machen. Zu St. Sulpice hat man den Vorschlag die anliegenden Gassen zu erweitern, alsdenn wird sie Zugänge genug bekommen: Eben das ist man auch willens zu St. Eustache zu thun; und sobald man die darauf zugehenden Gassen erweitert, wird diese Kirche können bequem besucht werden. Mit der Zeit wird man auch das alte Rathhaus und die

vielen

vielen in der Nachbarschaft liegenden Häuser einreissen, so wird das Portal von St. Gervais nicht mehr versteckt stehen, und diese Kirche sowohl als St. Jean en Greve einen geräumigen Platz erhalten. Ueberhaupt sollten alle Kirchen frey stehen, und rings herum ein breiter Platz seyn. Es wäre nicht unmöglich, wenn man nur wollte, dieß in Paris auszuführen, ob einige gleich in dem irrigen Wahne stehen, der Boden in Paris sey zu kostbar. Die Gassen geben erst dem Boden den Werth. Wenn man also neue Gassen durchbricht, so erleichtert man nicht nur die Bequemlichkeit von einem Orte zum andern zu kommen, sondern der Boden, durch den die neue Gasse angelegt wird, erhält einen Werth, welchen er zuvor nicht hatte. Die Eigenthümer erhalten neue Bauplätze, die sie entweder selbst bebauen oder verkaufen können; folglich setzt man eine Sache, die vorhin keinen oder nur einen geringen Werth hat, ins Geld. Man kann also bey einer so ungeheuren Menge von Häusern nicht neue Straßen genug zu Paris anlegen, da die gar zu großen Baustellen ohnehin vielen Raum nicht brauchbar genug machen.

Es fragt sich, ob man die Kirchen gegen Morgen oder Abend legen soll? Viele Jahrhunderte lang hat man geglaubt, der Eingang müsse allemal gegen Abend, und das Chor nebst dem Hauptaltare gegen Morgen stehen, und also auch nicht anders gebauet. Unter allen alten Kirchen macht St. Peter beym Vatikan zu Rom eine Ausnahme dieser Regel, weil der Eingang gegen Morgen, und die hintere Rundung gegen Abend steht. Die Ursache, welche den Baumeister zu Constantins Zeiten bewogen, diese Kirche auf eine damals ungewöhnliche Art an-

zulegen, war vermuthlich, weil das erste Bethaus, worin die Gebeine des Apostels Petrus aufbewahrt wurden, am Fuße des vatikanischen Berges lag. Man hätte diesen Berg zum Theil abführen müssen, um gegen Abend mehr Platz zu gewinnen. Deswegen faßte man den Entschluß die hintere Seite der Basilica über dem Grabe oder dem Beichtstuhle des Apostels Petrus anzulegen, und das Schiff so wohl als die beyden Nebenseiten gegen Morgen zu verlängern. Bey Erbauung der neuen Kirche ist die alte Lage geblieben, weil man weder das Grab des Apostels berühren, noch aus Ehrfurcht von dem Orte, wo die ersten Christen es angelegt hatten, wegnehmen wollte.

Es ist merkwürdig, daß man die Gewohnheit, den Altar der Kirche gegen Morgen, und die Hauptthüre gegen Abend zu legen, so viele Jahrhunderte hindurch aufs genaueste beobachtet. Vielleicht ist es anfangs aus mystischen Gründen geschehen, weil man die Gläubigen durch diese Lage zu erinnern gedachte, daß das Erlösungswerk im Morgenlande geschehen, und daß sich das Glaubenslicht von dort aus in der Welt verbreitet. Die eingewurzelte Gewohnheit dieser Lage ist in den folgenden Jahrhunderten geblieben, als man nicht anders als nach Gewohnheit zu handeln, und blos nachzuahmen pflegte. Man hat sich erst spät davon entfernt, wo die Noth, sich nach dem Platze zu richten, den Baumeister oft genöthigt hat, von der alten Gewohnheit abzuweichen.

Ohne uns aber länger bey den Ursachen, welche die ersten Christen zu dieser Anlage bewogen, und die man vielleicht heutiges Tages für unnütze und abergläubisch halten möchte, aufzuhalten, so ist es unläug-

unläugbar daß die Lage der Kirchen von Abend gegen Morgen, die beste und vortheilhafteste unter allen zu seyn scheint. Die Sonne wirft ihre ersten Strahlen auf die vornehmsten Theile der Kirche: sie dringt gleich beym Aufgange in alle Oeffnungen der Rundung des Chors, und erleuchtet es aufs schönste. Denn Tag über empfängt die Kirche ihr Licht von der Seite, und zwar wird sie zu Mittage im Kreuze der Länge noch beschienen; des Abends dringt ein neuer Glanz durch die Fenster des Portals, und verbreitet sich durch das Schiff bis hinten ins Chor. Diese Austheilung des Lichts hat bey den gothischen Kirchen, deren Oeffnungen so wohl Bewunderung als Nachahmung verdienen, unendliche Vortheile. Wer wird also noch zweifeln, daß diese Lage in Ansehung der schönen daraus folgenden Wirkung allen andern vorzuziehen, und folglich wo nur immer möglich bey zu behalten sey. Es ist ein Glück, daß sich bey der ersten Anlage der neuen Kirche zu St. Genevieve von Norden gegen Süden Hindernisse gefunden, und daß man sie nachgehends von Abend gegen Morgen gebauet, welches weit besser ist, ob man gleich bey dem Hauptaltare und Chor, wegen der viereckigen Figur, und weil die Durchsichten, welche den Anblick der Rundung bey gothischen Kirchen so reizend machen, fehlen, die obgedachten herrlichen Wirkungen des Lichts nur unvollkommen spüren wird. Inzwischen bleiben bey dieser Lage doch noch allemal wegen des Lichts gewisse Vortheile.

Bey der Kirche St. Genevieve hat man das Projekt, nicht nur vor dem Portale einen großen Platz anzulegen, sondern auch der mittelsten Thüre gegen über eine breite Straße, wo möglich bis an den

Luxemburgischen Pallast zu führen. Vor der Kirche St. Roch könnte man die Straße des Dauphins so breit als das Portal machen. Auf eben die Art könnte man von dem Portale der in der Straße St. Anton gelegenen Kirche des heiligen Ludwigs die Gasse Couture St. Catherine in gerader Linie fortführen. Und warum könnte man nicht auch vor St. Eustachius und den übrigen großen Kirchen gleichfalls gerade Gassen anlegen? Paris würde durch diese Veränderungen nicht nur verschönert, sondern auch bequemer für die Einwohner gemacht werden.

Die Fürstlichen Palläste erhalten eine bessere Lage an einer Ecke, als im Mittelpunkte der Stadt, weil die Luft dort gesünder, das Gewühle auf den Gassen nicht so stark, und der Platz gemeiniglich freyer und ungezwungener ist. Sie müssen mit großen Vorhöfen, und weitläuftigen Gärten versehen seyn, frey stehen, und von allen Seiten einen bequemen Zugang, und freye Aussicht haben. Die Zimmer müssen ihr völliges Licht, und die Luft allenthalben einen freyen Zutritt bekommen. Alle diese Vortheile kann man mitten in der Stadt nicht erhalten. Der Pallast in den Tuilleries hat die meisten davon. Es fehlt ihm nur ein ansehnlicher Vorhof, den man ihm leicht geben könnte, wenn man den so genannten Platz des Carousselsels eingehen ließe, desgleichen eine Auffahrt vor dem Haupteingange anbrächte. Diese könnte man ihm durch Anlegung einer Gasse anstatt der Häuser, zwischen dem Platze des Carousselsels und dem Platze des alten Louvre, verschaffen, und also in gerader Linie eine Gasse von den Tuilleries nach dem Louvre ziehen. Die Gasse würde zwar etwas schief laufen, aber dieser Fehler ist unvermeid-

lich,

lich, weil man gleich anfangs das Versehen begangen, diese beyden Eingänge nicht gegen einander über zu legen: unterdessen wäre die Veränderung doch allemal weit vortheilhafter, als es so zu lassen, wie es ist.

Der Luxemburgische Pallast verbindet alle obgedachten Vortheile in Ansehung der Lage mit einander. Man dürfte die Straße Tournon nur bis an den Winkel der Straße Bussi verlängern, so würde der Pallast einen bequemen und prächtigen Zugang erhalten. Der Palais Royal hat bey weitem nicht so viel Vortheile in der Lage als die andern beyden. Man hat die Absicht den Platz vor dem Pallaste zu vergrößern, und solchen mitten vor dem Hauptthorwege, welcher künftig mitten im Gebäude zu stehen kommt, anzulegen. Diese Veränderung wird dem Pallaste eine Bequemlichkeit und Schönheit, die ihm bisher fehlte, verschaffen. Der Garten wird aber allemal, wegen der rings herum stehenden hohen Häuser, traurig und ängstlich scheinen, zu geschweigen, daß die Luft daselbst niemals frey durchstreichen kann. Allein diesem Fehler ist wegen der Lage des Gartens niemals abzuhelfen.

Die Palläste großer Herrn müssen einigermaßen für die schlimmsten Winde geschützt, und an solchen Orten, wo freye Luft und gesundes Wasser befindlich ist, stehen. In Paris sind die schlimmsten Lagen gegen Norden, Süden, und Westen, weil aus diesen drey Weltgegenden kalte und feuchte Winde wehen. Die obgedachten Palläste sind gerade diesen drey Winden ausgesetzt; die Tuilleries liegen gegen Abend, der Palais Royal gegen Mitternacht, und der Luxemburg gegen Mittag. Ehemals hatte

man die Absicht den Pallast des Königs auf der Insel des heiligen Ludwigs zu bauen, und die ganze Insel dazu zu nehmen, welches ein prächtiges Projekt war, wenn ich annehme, daß man von der Statue Heinrichs IV. eine breite Gasse bis an die Ecke der so genannten Cité, und in gerader Linie eine Brücke, vermittelst welcher man in verschiedne Höfe gekommen wäre, angelegt hätte. Das Hauptgebäude hätte die Lage gegen Osten, als der gesundesten Gegend, bekommen, und die vor demselben fließende Seine in einen herrlichen gerade fortlaufenden Kanal verwandelt werden können. Der Garten hätte an der Spitze der Insel des heiligen Ludwigs den Anfang genommen, sich durch kleine Brücken über die Insel Louviers und den Platz des Arsenals erstreckt, und die vortrefflichsten Abwechselungen erhalten. Das Wasser wäre bey dem Pallaste ganz rein, und noch nicht von dem entsetzlichen Unflate, den die Kanäle in der Stadt hineinführen, und zu dem häßlichsten Wasser machen, angefüllt gewesen. Wer wird folglich noch zweifeln, daß diese Lage vor allen andern den Vorzug verdient hätte?

—

Bey Gelegenheit des Wassers will ich hier nur eins im Vorbeygehen erwähnen. Wenn gleich die Entrepreneurs, das Wasser der Seine zu reinigen, ihren Zweck bey dem so genannten Port a l' Anglois verfehlt haben, weil sie es nicht recht anfiengen, so muß doch alles Trinkwasser in Paris von hieraus in die Stadt geschafft werden. Dahin sollte man die Wasserkunst der Samaritaine, und bey der Brücke Notre Dame verlegen, und ein großes Behältniß mit Sand aufbauen, um das von dort aus in die Springbrunnen zu leitende Wasser dadurch zu filtriren.

triren. Alsdann erhielte man das Wasser der Seine unvermischt, und die Unreinigkeit, welche sie im Durchfließen durch die Stadt, und durch die Vereinigung mit der Marne aufnimmt, würde der Gesundheit der Einwohner nicht mehr so schädlich seyn.

Die Gerichtshöfe müssen ohngefähr im Mittelpunkte der Städte liegen, mit einem großen Vorplatze, und breiten Gassen zum Zugange versehen seyn. Diese Lage erfordert die Sicherheit, der Wohlstand, und selbst die Nothwendigkeit, daß alle Einwohner nicht zu weit davon entfernt sind. Der so genannte Palais, wo alle Gerichte ihren Sitz haben, steht zwar im Mittelpunkte der Stadt, übrigens aber in einer höchst unbequemen Lage, weil er eine mit engen Gassen umgebne Insel ausmacht, und zum Austritte nur einen engen schiefen Hof, und keinen andern Zugang hat, als den Pont-neuf, und vier andre Brücken, die nicht breit genug sind. Die alte Gewohnheit, gerichtliche Sachen im königlichen Pallaste abzuhandeln, ist schuld, daß hier alle Arten von Obergerichten ihren Sitz haben, als dem Orte, wo vor den Zeiten Ludwigs des heiligen die französischen Könige ihre Residenz hatten.

Wir könnten diese alte Gewohnheit wieder einführen, und alle Obergerichte nach dem alten Louvre verlegen, wo hinlänglicher Raum vorhanden, ihnen nöthige Bequemlichkeit zu verschaffen. Den Platz des alten Palais könnte man der Stadt, jedoch mit der Bedingung abtreten, daß sie sich anheischig machte, 1) den Louvre auszubauen, 2) eine breite gerade Gasse von der Statue Heinrichs IV. bis an die Straße des heiligen Ludwigs auf der Insel dieses Nahmens zu führen, und 3) die Brücke zwischen

beyden Inseln zu bauen, 4) die sogenannte Cite' ganz mit gemauerten Dämmen zu umgeben. Auf diese Bedingung könnte sie den Nutzen vom Platze des alten Palais ziehen und selbigen bebauen. Diese neue Einrichtung müßte eine andre nach sich ziehen. Da nähmlich der Platz vor der Kolonnade des Louvre noch anzulegen ist, so könnte man auf beyden Seiten, die noch mit Gebäuden versehen werden müssen, das Rathhaus, die Münze, den Chatelet, das große Conseil und alle königliche Akademien hinlegen. Die Stadt könnte die Kosten davon gleichfalls übernehmen, wenn sie dafür den Platz des alten Chatelet erhielte, und daselbst eine gerade Gasse zwischen dem Pont-au-Change und der Straße St. Denys anlegte.

Vor der Kolonnade des Louvre, und zwar der Haupteinfahrt gegen über, müßte man eine neue Gasse anlegen und mit der Zeit weiter fortführen, desgleichen zwey andre an jeder Ecke, dem Fluße gegen über, und solche verlängern. Man müßte ferner dem Platze des alten Louvre eine regelmäßige Gestalt geben, die Gassen Fromenteau, St. Nicaise und St. Thomas du Louvre darauf führen, und vermittelst eines großen Thores gegen den Fluß zu laufen lassen, von diesem neuen Thore bis an die Gasse St. Honore' eine ähnliche Gasse ziehen, und überhaupt alle andere Gassen von der Straße St. Honore' nach dem Louvre gerader und breiter machen. Alsdann würde dieser Theil der Stadt vollkommen schön und bequem werden; man bekäme eine Menge Zugänge zu den Gerichtshöfen, und die Gerechtigkeit würde in einem der prächtigsten Palläste in der Welt wohnen.

Wenn

Wenn in einer Stadt nur ein einziges Gericht ist, so muß man es ohngefähr in der Mitte derselben und an einem Orte anlegen, wo die vielen Menschen keine gar zu große Hinderniß machen. Sind deren aber mehrere, so müssen sie zur Bequemlichkeit der Einwohner in verschiedene Quartiere verlegt werden. Es ist wider alle Vernunft, daß in Paris die sämmtlichen Collegia an einer einzigen Gegend der Stadt versammlet sind, denn daher kommt es, daß die meisten Einwohner wegen der Entfernung sich nicht selbst dahin begeben können. Jedwedes Quartier sollte sein eignes Gericht haben: und diese Einrichtung könnte man ohne viel Kosten treffen, man dürfte nur ein daselbst liegendes Kloster dazu nehmen, und die Mönche in eines von den Häusern des alten Collegium verlegen.

Oeffentliche Plätze sind in einer Stadt sehr nöthig, sollte es auch nur um der frischen Luft willen seyn, und um die Feuchtigkeiten und bösen Dünste besser zu vertreiben. Je größer die Stadt ist, desto mehr muß man die Zahl derselben vermehren, so wie man die freyen Stellen in einem Park nach Proportion seines Umfangs vervielfältiget. Die natürlichste Lage der öffentlichen Plätze ist da, wo sich die Gassen kreuzweise durchschneiden. Ihre Geräumigkeit verhindert die Unordnung, welche die Vereinigung der Gassen sonst nach sich ziehen würde: die verschiednen Gassen geben angenehme Gesichtspunkte fürs Auge ab, und machen den Zugang zum Platze bequem.

Paris hat nicht genug öffentliche Plätze; der ungeheure Umfang der Stadt erforderte deren billig eine sehr große Anzahl. Die wenigen, welche man hat, sind höchst unbequem gelegen. Der einzige

Platz des Victoires hat richtige Kreuzwege. Man könnte der Place Royale einen Zugang verschaffen, welcher anjetzt fehlt. Zu dem Ende müßte man den großen Pavillon bey dem Kloster der Minimes, ingleichen den andern gegen über liegenden wegnehmen, die Rue Royale bis an die Seine verlängern, die im Wege stehenden Häuser niederreissen, und dadurch diesem Quartiere der Stadt eine bequeme Communication, deren es sehr bedarf, verschaffen. Man müßte ferner den Pavillon bey Pas de la mule abtragen, und durch den Cul-de-sac de Guimene' eine Gasse führen. Vermittelst dieser Veränderungen, würde die Place Royale nicht nur bequem, sondern auch munter und angenehm werden, zwey Stücke, welche ihr jetzo fehlen. Man muß allemal erwegen, daß man durch Anlegung neuer Straßen die Verbindung erleichtert, die Wohnungen vermehrt, und die Stadt folglich bequemer und angenehmer macht. Es scheint, als verdürbe man die Stadt dadurch, aber in der That gewinnt man dadurch mehr Gelegenheit, sie größer zu bauen.

In Ansehung des Platzes du Vendome dürfte man nur eines thun, nähmlich die Kirche der Kapuzinerinnen verlegen, etwas von dem den Feuillans zuständigen Grund und Boden wegnehmen, und eine gerade Gasse durchbrechen, die auf der einen Seite nach dem Walle, und auf der andern nach der Terrasse der Tuilleries zuläuft.

Der Platz de Greve ist an und vor sich selbst gut gelegen, man kann nur nicht anders, als durch einen schmalen gepflasterten Damm und verschiedene kleine häßliche Gassen dazu kommen. Soll das Rathhaus hier unveränderlich bleiben, so darf man nur ein

neues

neues bauen, und den Platz, um so viel als das jetzige Raum einnimmt, größer machen. Das neue käme der Seine gegen über zu liegen, die beyden andern Seiten des Platzes würden gleichfalls regulär bebauet, und an beyden Ecken des Rathhauses ein paar breite Gassen bis an die Straße de la Verrerie geführt. Eine Gasse zöge man von der Straße St. Pierre des Arcis bis ans Portal von St. Johann en Greve, und eine andre mit derselben parallel von der Straße St. Pierre des Arcis bis an den Kirchhof St. Johannes und noch weiter, und endlich eine dritte von dem Platze la Greve bis ans Portal von St. Gervais. Alsdann würde dieser Platz erst seyn, was er seyn sollte, und das ganze Quartier wird eine bequeme Verbindung, welche jetzt gänzlich fehlt, mit den andern erhalten.

Es giebt in Paris verschiedne Kreuzwege, wo man bequem große Plätze anlegen könnte, z. E. bey der Bute St. Roch, bey dem Carrefour de Bussi, bey la Croix rouge, auf dem Markte (Halle) unweit St. Eustache, auf der Place Maubert, hinter dem großen Chatelet oder bey dem Aport de Paris. Wenn man von den Eckhäusern der Kreuzwege etwas wegnähme, so gewönne man Raum, und sobald der nicht fehlt, so ist es leicht etwas reguläres anzulegen. Es käme alsdann nur noch darauf an, die Gassen breiter, gerader und länger zu machen, welches alles nach und nach zu Stande zu bringen wäre.

Von dem Kirchhofe St. Johannes ließe sich ein bequemer Platz machen, wenn man ihm eine reguläre Gestalt gäbe, und an den Ecken Gassen anlegte,

welche

welche man verlängern könnte, bis sich ein öffentlich Gebäude fände, das aber hier nicht anzutreffen.

Wenn jetzt erwähnte Plätze nebst denen bey St. Sulpice, St. Genevieve und beym Louvre fertig sind, so wird Paris ohnfehlbar so viel haben, als es braucht.

Der neue Platz von Ludwig XV. wird allemal edel und schön bleiben, diesen Nahmen aber nur im uneigentlichen Verstande verdienen, weil er auf keinem Kreuzwege, und auch nicht eigentlich mitten in der Stadt liegt. Da er mit Gärten und Bäumen umgeben ist, so glaubt man, sich in einer schönen Ebne auf dem Felde zu befinden, von der sich verschiedne schöne Palläste der Stadt in der Entfernung zeigen.

Die Hospitäler schicken sich nirgends besser als an den Ecken einer Stadt, und zwar in einer hinlänglichen Entfernung, damit die Luft frey durchstreichen, und die bösen Dünste, welche den Einwohnern sehr schädlich sind, vertreiben möge. Das Hotel-dieu liegt mitten in Paris, und hat sowohl in Ansehung der Wartung der Kranken als der bösen Ausdünstungen, die im Mittelpunkte der Stadt bleiben, eine höchst schlechte Lage. Jedermann wünscht seit langer Zeit, daß dieß Hospital möge an einen andern Ort unterhalb Paris an der Seine verlegt werden. Die Vortheile wären sehr beträchtlich. Der Tod und ein Heer von Krankheiten hätten ihren Sitz nicht mehr mitten in der Stadt. Das Wasser der Seine, welches man trinkt, würde nicht mehr mit der Menge bösartiger Ausflüsse, die täglich vom Hospitale hineinlaufen, verunreinigt. Man sähe

nicht

nicht mehr auf eine unbarmherzige Weise fünf oder sechs Kranke in ein Bette gesteckt, und oft Todte und Lebendige bey einander liegen. Das Projekt, den Platz vor der Frauenkirche zu erweitern und einen gepflasterten Damm von der kleinen Brücke rings um der Cite' anzulegen, würde alsdenn viel leichter, und der Mittelpunkt der Stadt, welcher jetzt überaus dunkel, traurig und ungesund ist, schön, bequem und gesund werden. Der Einwurf, daß man die Kranken schwerlich in ein entferntes Hospital schaffen könnte, ließe sich leicht heben. Man dürfte nur an dem Orte des jetzigen Hospitals ein Haus anlegen, wo die armen Kranken erst hingebracht, und von da auf bequemen und verdeckten Schiffen weiter geschafft würden.

Eben dieses behaupte ich auch von den Kirchhöfen; es läuft wieder alle Regeln einer gesunden Policey, solche mitten in der Stadt zu lassen. Warum legt man sie nicht außerhalb der Stadt in der freyen Luft an? Muß denn der Todte sein Grab unter den Lebendigen finden, und eine Leiche so lange halb bedeckt in der Grube liegen, bis diese von andern Leichen voll wird? Warum entzieht man dem Anblicke der Einwohner einen solchen ekeln Anblick nicht, und sucht die schlimmen Folgen für ihre Gesundheit zu vermeiden? Warum legt man Gräber in den Kirchen an, und erweckt dadurch den Leuten einen Widerwillen sie zu besuchen? Ich lasse es noch in solchen Kirchen gelten, welche tiefe und feste Gewölber unter der Erde haben, wenn man es ja nöthig und gut findet, für Personen von einem gewissen Stande dergleichen, der Einbildung nach bessere, Begräbnißplätze in Bereitschaft zu halten. Aber

man

man sollte ein Gesetz geben, daß alle, die keine festvermachte Begräbnisse besitzen, außerhalb der Stadt beerdiget würden. Die Priester könnten den Leichnam erst bis an die Pfarrkirche begleiten, von da brächten ihn ein Paar bis ans Ufer der Seine, wo sie ihn den Leichengräbern überlieferten, die ihn in einem kleinen Schiffe nach dem Gottesacker führten.

Bisher habe ich von öffentlichen Gebäuden geredet. Bey Privathäusern muß man sich nach der Baustelle richten, so wie man sie findet. Ich will nur überhaupt erinnern, daß es zu wünschen wäre, daß in einer Stadt, wie Paris, die Häuser vorne heraus zur Wohnung für geringe Bürger, und wenig bemittelte Leute gebraucht, und daß der inwendige Raum zwischen diesen Häusern auf eine gewisse Art eingetheilt würde, damit man daselbst freystehende Gebäude mit Vorhöfen und kleinen Gärten für Personen, die geräumig und vom Getöse der Stadt entfernt wohnen wollen, anlegen könnte. Diese Gebäude bekämen einen Thorweg auf die Gasse, der Hof und Garten gäbe ihnen frische Luft, und die umher liegenden kleinern Häusern genössen gleichfalls dieser freyen Luft, und auch der von der Gasse. Sie hätten Nutzen von einander ohne sich zu schaden.

Auf dem Lande hat man mehr Freyheit als in der Stadt den Gebäuden eine gute Lage zu geben. Die erste Sorge soll seyn, wenn es angeht, sie vor heftige Winde einigermaßen sicher zu stellen; und deswegen Schutz von einem Berge, oder einem Walde zu verschaffen. Nachher soll man auf den besten Prospekt Acht geben, daß die Bewohner der schönsten Aussicht, welche die Landschaft darbietet, genießen. Die Thäler und Gründe sind wegen der

Feuchtig-

Feuchtigkeit, eben so sorgfältig als die gar zu steilen Anhöhen, zu vermeiden. Vor allen Dingen muß man aber auch darauf sehen, daß ein Haus das Wasser in der Nähe habe.

Diese Regeln hat man bey verschiednen königlichen Lustschlössern, und besonders zu Versailles, vernachläßiget. Dieß prächtige Schloß ist in einer traurigen trocknen Gegend angelegt, daher ihm die größte menschliche Kunst, und alle Verschönerungen keinen schönen Prospekt geben können. Man hat es auf eine Fläche gesetzt, die nirgends geschützt, und allen Winden bloß gestellt ist. Man hat die Natur zwingen, und erstaunliche Maschinen anlegen müssen, um das Wasser dahin zu leiten. Wäre das Schloß zu Compiegne nur gegen den Fluß gedrehet worden, so hätte es ganz artige Aussichten gehabt, anstatt das man anjetzt einen traurigen Anblick gegen den Wald, und einen sandigten ungebaueten Boden vor sich hat. Zu Fontaineblean liegt das Schloß im Grunde, ist mit Wald umgeben, und genießet einer schlechten Aussicht gegen Sandhügel, und Berge von Felsen. Zu Meudon hat man zwar eine unermeßliche Weite, und eine große Abwechselung von allerley Gegenständen vor sich; aber theils verliert man sich in diesem erstaunlichen Raume, theils hat man sie auch nur im Vorhofe, die Hauptzimmer hingegen liegen gegen ein trauriges und wüstes Thal. Kommt man auf dem Schlosse an, so sieht man gleichsam die halbe Welt vor sich; tritt man in den Garten, so glaubt man auf einmal in eine Einöde versetzt zu seyn. Das Schloß zu Choisy steht auf einer Terrasse und in einer ganz vortheilhaften Lage, aber der Prospekt ist zu flach, und die geringe An-

zahl der Gegenstände auf entfernten Hügeln, macht die Aussicht nicht unterhaltend genug. Gegen St. Germain wäre nichts zu sagen, wenn der Zugang bequemer, und der Berg gegen die Flußseite nicht so steil wäre, und wenn die untere mit angenehmen Gegenständen angefüllte Ebne besser mit den fruchtbaren Hügeln übereinstimmte. Bellevue liegt niedriger, mehr geschützt, und führt den Namen in der That nicht nur wegen der abwechselnden mancherley Prospekten, sondern auch wegen der ungewöhnlichen pikanten Lagen, indem man alles, was eine Landschaft reizend und merkwürdig macht, dort vereinigt findet.

Ich wundere mich, daß Könige in Frankreich, welche prächtige Gebäude geliebet, nichts in den herrlichen Ebenen zu Asis, Juvisi, und Mons zu bauen unternommen haben. Die herrlichsten Dinge hätten sich daselbst mit wenigen Kosten ausführen lassen. In der Ebne hätte man mit der größten Bequemlichkeit einen großen Park mit den ansehnlichsten Zugängen anlegen können, die gegen den Fluß abhängigen Gärten hätten eine glückliche Lage gehabt, wo die schöne Natur nur wenig Kunst gebraucht, um allenthalben Reitz und Annehmlichkei zu verbreiten. Die Seine, welche von Corbeil an gleichsam einen schönen Kanal macht, und im Gesichte dieses Platzes fließt, hätte diesen Schönheiten einen noch bezaubernden Anblick gegeben, und der Kontrast von Ebnen und Hügeln diesen angenehmen Aufenthalt zu einem prächtigen Gemälde gemacht.

Das zweyte Kapitel.

Von der Figur eines Gebäudes.

Man wechselt nicht genug mit der Form der Gebäude in Frankreich ab, ob die Nation gleich so veränderlich ist. Wollen wir nicht einmal aufhören knechtische Nachfolger unsrer Vorgänger zu seyn? Nichts beweiset bey unsern Architekten den Mangel an Genie und die unfruchtbare Erfindungskraft mehr, als das ewige Einerley, welches in ihren Anlagen herrschet.

Unsere Kirchen haben fast durchgängig einerley Gestalt. Das Schiff, das Kreuz, das Chor, die Nebenseiten umher und die dahinter liegenden Kapellen, sind die Theile, welche aus den Zeiten der Barbarey auf uns gekommen, und daran wir uns steif und fest halten. Im abgewichenen Jahrhunderte hat man einige runde Kirchen gebauet, und aus Italien die Mode der Kuppeln gebracht. Mansard hat eine solche bey den Invaliden angelegt, und zugleich der Kirche eine neue Gestalt gegeben. Diese Kirche ausgenommen, so sind die andern, was die Form derselben anbetrifft, beynahe eben das, was sie im 13. Jahrhunderte waren.

Ohne Zweifel bildete man sich ein, daß sich keine neue Form erdenken ließe, denn bey allen Vorfällen wird der Mangel an neuen Erfindungen gemeiniglich dadurch, daß sich nichts Neues mehr erfinden läßt, bemäntelt. Inzwischen haben wir doch unter unsern Baumeistern einen gehabt, der uns einen ganz neuen Plan einer Kirche geliefert.

Die Gestalt der neuen Kirche zu St. Genevieve *) ist ein griechisches Kreuz, nähmlich das lauter gleiche Schenkel hat. In der Mitte tragen vier starke freystehende gemauerte Pfeiler die Kuppel. Jeder Schenkel ist vollkommen viereckicht, und hat in den Winkeln vorstehende Plätze, wodurch eine künstliche und symmetrische Verbindung mit der Kuppel erhalten wird. Rings um den Schenkeln und den sechzehn vorstehenden Plätzen, läuft eine Kolonnade von freystehenden Säulen herum. Die Säulen tragen ein Gebälke mit breiten Streifen, und haben viereckichte Decken zwischen den Traversen des Architrabs. Man steigt zur Kolonnade durch einige Stufen, die von einem vorstehenden Platze bis zum andern gehen, hinan. Diese Kolonnade zeigt hinter den massiven Pfeilern der Kuppel Durchsichten von einer außerordentlichen und noch nie gesehnen Wirkung. Die vorstehenden Plätze sind in einem halben Circul gewölbt, und die viereckichten Schenkel des Kreuzes tragen kleine Kuppeln, welches mit der mittlern großen Kuppel eine Harmonie und auch zugleich einen Kontrast macht, den man sonst nirgends findet.

Ich weiß wohl, daß sich seit einiger Zeit ein großes Geschrey wider die Gestalt dieser Kirche erhoben, und daß man, vielleicht aus einer Art von Mißgunst, wiewohl ohne Grund, behauptet, die ganze Anlage sey voll Fehler. Die Augen sind einmal an ein langes Schiff, kurze Schenkel des Kreuzes, an ein kleines Chor und an schmälere oder breitere Nebenseiten gewohnt; und weil man von allen diesen Stücken in der neuen Kirche nichts gefunden, so hat man

*) Siehe das Kupfer zum ersten Anhange.

man daraus dreiste gefolgert, daß der Baumeister sehr unverständig seyn müsse. Nun ist zwar wahr, daß in der neuen Kirche von St. Genevieve weder Schiff, noch Chor, noch Schenkel, noch Nebenseiten, in dem Verstande, wie man es gemeiniglich nimmt, anzutreffen sind. Aber läßt sich denn sonst nichts Gutes machen, als was genau mit der alten gothischen Manier übereinstimmt? Ist es ein wesentliches Stück, niemals davon abzuweichen? Was für eine Nothwendigkeit, für ein Wohlstand, für ein Vortheil nöthigt uns zu diesem wunderlichen Gesetze? Jene an den alten Gewohnheiten hängende Tadler, die sich nicht über die gemeinen Begriffe erheben können, möchten doch lieber bey diesem Gebäude die vollkommene Beobachtung der architektonischen Regeln, und ein Werk bewundern, wo sich allenthalben die genaueste und schärfste Symmetrie, und gleichwohl eine künstliche Abwechselung befindet; wo die Theile durch eine herrliche Harmonie mit einander verbunden sind, und ein schönes Ganzes ausmachen; ein Werk, das nach seiner Vollendung ein großes und majestätisches Ansehen haben, das in seiner Art das Einzige seiner Art in Europa, seyn, und in der Geschichte der Baukunst eine Epoche abgeben wird, weil es eines der ersten, besten und schönsten Monumente nach Wiederherstellung der Künste bleibt.

Man hat unter andern, bey der innern Einrichtung, die vielen nahe an einander stehenden Säulen getadelt. Wie können doch Leute, die sich einbilden die Kunst zu kennen und zu lieben, so irrig urtheilen? Können der Säulen wohl zu viel seyn, und können sie zu nahe stehen? sind es nicht eben diese engen

Säulenweiten, welche bey der Anlage der Kirche die große prächtige Wirkung thun? Diese Unverständigen mögen doch nur die Werke der alten Griechen ansehen, und die Säulenweiten, deren Pracht Bewundrung nach sich zieht, abmessen, so werden sie sich eines bessern überführen. Sie mögen die mit vieler Einsicht geschriebne Abhandlung des Herrn le Roi von der Form der Kirchen lesen, über das, was er von der Wirkung der vielen Oeffnungen (percés) sagt, nachdenken, so werden sie ihre unbilligen Vorurtheile fahren lassen.

Mit der Stellung der Reliquien der heiligen Genevieve mitten unter der Kuppel, und der gedoppelten Treppe, die in die unterirdische Kirche führt, ist man eben so wenig zufrieden gewesen. Allein diese neue Art der Anlage erhöhet den Wehrt des Plans. Wenn man bedenkt, daß die Reliquien der Hauptgegenstand der Verehrung in dieser Kirche sind, so konnten solche in allen Betrachtungen nicht besser als im Mittelpunkte derselben, wo sie jedermann zu Gesichte bekommt, gesetzt werden. Den Reliquien zu Ehren ist das Gebäude errichtet, auf diese kommt alles an. Die acht Kapellen, an den acht äußern Seiten der massiven gemauerten Pfeiler der Kuppel, sind zu den Messen, welche für gethane Gelübde gelesen werden, hinlänglich. Die in den 8 vorliegenden Plätzen zur Seite der obgedachten gemauerten Pfeiler freystehenden Kapellen sind mit allem möglichen Wohlstande angelegt: so daß man in jedem der vier Schenkel des Kreuzes den Reliquienkasten im Mittelpunkte, und zu jeder Seite einen Altar zu Gesichte bekommt. Die Einrichtung ist vortrefflich, und mit vieler Ueberlegung ausgedacht, man mag sagen, was man will.

Was

Was die doppelte Treppe in die unterirdische Kirche betrifft, so ist solche eine Nachahmung des Beichtstuhls vom Apostel Petrus, in dessen Kirche beym Vatikan. Doch ist bey der ersten ein zwiefacher Unterschied zu bemerken. In den unterirdischen Gewölben zu St. Genevieve ist nichts, das die Andacht erwecken kann; folglich scheint es unnütze, eine Treppe vor jedermanns Augen anzulegen. Ferner ist bey dem Beichtstuhle des Apostels Petrus in Rom eine große Oeffnung, wo man vermittelst einer breiten ansehnlichen Treppe hinabsteigt. Hier hingegen drehen sich die beyden kleinen Treppen um den Fuß des Piedestals von dem Reliquienkasten, daher sehen sie wie kleine Kellertreppen aus. Man thäte vielleicht besser sie ganz und gar wegzunehmen, zumal da sie den Platz, an dem Orte der Kirche, wo sich die meisten Menschen versammlen, enger machen.

Der Plan der neuen Magdalenenkirche ist dem vorigen um ein Großes nachzusetzen. Außer einigen Veränderungen hat sie die Form eines lateinischen Kreuzes, ein Schiff, ein Chor, ein Kreuz, und Nebenseiten wie gewöhnlich. Es ist nichts besonders darin, als eine Art von Baldachin für den Altar mitten im Kreuze der Kirche. Er besteht aus 4 Gruppen von Säulen, auf deren äußerm Gebälke das Gewölbe des Kreuzes ruhet. Daher scheint das Gewölbe in der Mitte der Kirche, wo es am höchsten seyn sollte, sehr niedrig, von allen Seiten dahin zu drücken, und nur eine sehr kleine Kuppel über dem Altare zu tragen. Ich zweifle, daß eine solche Anlage, die gar kein Ansehen einer Pyramide hat, eine gute Wirkung thun wird, und gestehe offenherzig, daß ich niemals dazu gerathen haben würde.

Man könnte den Kirchen mancherley Gestalten geben. Die Form eines Triangels mit verbrochenen Winkeln würde neu und artig seyn. Die drey Seiten des Triangels bekämen eine Kolonnade, und eine Thüre in der Mitten; über den drey verbrochenen Winkeln legte man eine kleine Kuppel, und gerade darunter einen Altar an. Das Gewölbe des Triangels bestünde aus drey überragenden Gewölbebogen, (trompes) die in der Mitte zusammenstießen, doch so, daß eine runde Oeffnung bliebe, darüber man entweder eine Laterne, oder ein bloßes Glasfenster setzte.

Die Gestalt des Quadrats ließe sich auch bey einer Kirche anbringen. In der Mitte sähe man einen viereckichten Platz, der mit einem Klostergewölbe bedeckt wäre, und an den Seiten herum stünden verschiedne Reihen von Säulen. So könnte man auch ein länglichtes Viereck wählen. An drey Seiten legte man eine Kolonnade an, welche die Nebenseiten der Kirche abgäben; die Altarseite wäre in drey Stücke, ein großes und zwey kleine getheilt. Die kleinen machten ein paar Säulenweiten aus, und das große wäre von einem Circulbogen, der auf dem Gebälke der Säulen ruhete, bedeckt. Unter demselben stünde der Hauptaltar, und das Chor hinterwärts. Bey einem Plane von dieser Art, ließen sich an den Seiten hinter der Kolonnade Kapellen, in der Breite von einer einzigen, oder auch von drey Säulenweiten anlegen. Ein solcher ungekünstelter Plan schickte sich sehr gut für eine Pfarrkirche.

Warum könnte man auch nicht nach einem geschobnen Vierecke bauen und die Ecken verbrechen, wie oben bey dem Dreyecke angerathen worden? Jede

Seite

Seite hätte ihre Kolonnade, und die verbrochenen Ecken eine Kuppel, deren eine zum Eintritte diente, und die drey andern bekämen jedwede einen Altar in der Mitten. Außer des rechtwinklichten geschobnen Vierecks, könnte man sich auch der stumpfen und spitzen Winkel bey Vierecken bedienen, um das Gebäude nach Belieben kürzer oder länger zu machen. Das Gewölbe stieße vermittelst überragender Gewölbebogen zusammen, und machte oben eine Laterne.

Das griechische Kreuz läßt sich auf mancherley Art verändern. Man kann in der Mitte eine große Kuppel anlegen, die 4 Schenkel am Ende mit ovalen Bogen schließen, und so wohl um die Schenkel, als die Pfeiler der Kuppel Säulen setzen. Man kann zu den Seiten der Hauptkuppel vier kleinere setzen, und die Säulen auf eine solche Art an einander setzen, daß sich um die 5 Kuppeln herumgehen läßt. Man kann die Kuppel auf eine runde Kolonnade setzen, und den Schenkeln zu den Seiten eine viereckichte Gestalt geben. Man kann den mittelsten Theil der Kirche viereckicht machen, und die vier Schenkel schmal zusammen laufen lassen, so daß, wenn das mittelste Viereck 20 Klafter hält, das nächste Stück in den Schenkeln 14 Klafter, das folgende 8, das letzte nur 4 hält, und sich mit einem Bogen schließt. Diese Abwechselung von verschiednen Höhen, und Längen, so wohl als die nothwendig daraus entstehende Abwechselung von Kolonnaden, würde eine ungemeine Wirkung thun.

Ich habe hier nur eine kleine Anzahl verschiedner Arten von Kirchen angezeigt. Ein Künstler von Genie kann deren eine große Menge neuer erfinden, wenn er Vielecke von mehrern als vier Seiten

nimmt, oder gerade und krumme Linien in einen Plan verbindet.

Die meisten unsrer Palläste habe ein sehr allgemeines Ansehen, und sind nach Plans ohne Erfindung gebauet. Der Louvre ist ein großer viereckichter Klumpen, die Tuilleries sind sehr lang. Bey beyden bemerkt man, um die Einförmigkeit zu unterbrechen, nichts als einige Abwechselung von Risaliten und eingezogenen Mauern; deren Wirkung bey den Tuilleries, wo sie besser als beym Louvre sind, nichts außerordentlich, und gut in die Augen fallendes hat. Bey den Tuilleries ist die Hofseite noch nicht ausgebauet. Die häßlichen Mauern, womit der Hof eingefaßt ist, schicken sich zu nichts weniger als zur Wohnung eines großen Königs. Es ist nicht zu begreifen, wie man diese Unanständigkeiten so lange hat stehen lassen können. Man müßte den Hof so breit machen, als das Stück des Pallasts, wo die ionische Ordnung im Untergeschosse steht, ihn mit einer Kolonnade von eben der Ordnung einfassen, und dem Eingange, durch eine Bogenstellung, und darüber das französische Wappen mit den Wappenhältern, ein prächtiges Ansehen geben. Die Einfassung des Hofes könnte theils aus krummen, theils aus geraden Linien bestehen. In dem Prinzen, und Schweizerhofe müßten drey Seiten mit den Pavillons, welche nach der Römischen Ordnung gebauet sind, übereinstimmen. Auf dem Carousselplatze, der zum Vorhofe dienet, müßten Gebäude von verschiedner Art und Gestalt angeleget werden; so würde der Pallast von der Seite der Höfe dem Auge eine angenehme Abwechselung der Gegenstände darstellen, und man hätte von der Gasse, die vom al-

ten

ten Louvre bis an den Carousselplatz angelegt werden soll, einen außerordentlich prächtigen und majestätischen Anblick.

Beym Palais Royal kann niemals etwas Großes ausgeführt werden, so lange der alte Plan des Gebäudes bleibt. Man müßte das Stück des Pallastes, welches die beyden Höfe von einander absondert, wegreissen, und nur einen Hof daraus machen; anstatt der Gallerie, die auf der Gartenseite liegt, ein neues Gebäude aufführen, das den Flügeln zum Mittelgebäude diente, und in der Mitte einen acht eckichten Pavillon hätte. An der Hofseite müßte man den Hof einziehen, ihm eine circulförmige Figur geben, und in der Mitte eine Bogenstellung für die Hauptthüre anbringen. Die beyden Abschnitte zwischen dieser Thüre und den beyden Pavillons an der Gasse, würden mit Säulen geziert, und den Pavillons selbst könnte man eine besondre neue Gestalt geben. Durch die Hauptthüre müßte man in einen großen Vorsaal mit einer Kuppel treten, zu dessen beyden Seiten ein Gang in gerader Linie zu zwey Treppen für die obern Zimmer führte. Es wäre Raum genug da, um dieses alles auszuführen. Dadurch würde dieser Pallast, der gegenwärtig von außen so mittelmäßig aussieht, eine majestätische Gestalt und auch inwendig weit mehr Bequemlichkeiten erhalten.

Die Hofseite des Schlosses zu Versailles ist in einer ungewöhnlichen Form angeleget, und thut daher eine große Wirkung, wenn er gleich nur von Ziegelsteinen gebauet ist. Es würde nichts an dem Plane zu tadeln seyn, wenn der mittelste Hof nicht so klein wäre, daß er sich nicht einmal für ein Gebäude einer angesehenen Standesperson, geschweige für ei-

nen königlichen Pallast schickt. Man müßte den sogenannten Marmorhof ganz wegreissen, und in gerader Linie mit den beyden großen Flügeln des Schlosses ein Gebäude aufführen, das in der Mitte ein starkes Risalit, zu den Seiten ein paar Gallerien mit Kolonnaden, und zuletzt ein paar Flügel hätte, die durch ihre Größe und Gestalt in die Augen fielen. Man müßte daselbst eine architektonische Ordnung in großen Partien anbringen, und damit an den Flügeln des königlichen Hofes fortfahren. Ein jeder dieser beyden Flügel müßte sich mit einem Pavillon, dessen Größe und Gestalt sich zu den übrigen dreyen schickte, schlüßen. Die beyden Gebäude des Vorhofs müßte man auf eine edle Art, doch ohne Säulenordnung, verzieren. Endlich müßte man den Vorhof, von der Seite der Auffahrt, mit einer circulförmigen Einfassung von Säulen einschließen. Diese Veränderungen würden eine schöne Harmonie, Kontrast, Symmetrie, und zugleich ein abwechselndes Ansehen haben.

Die Gartenseite des Schlosses zu Versailles hat eine nichtsbedeutende Gestalt. Der ganze Plan besteht aus einem großen viereckichten Gebäude, das zu beyden Seiten ein paar lange Flügel hat, wobey aller Kontrast, alle Abwechselung wegfällt. Hier sticht nichts vom andern ab, und thut also auch keine besondre Wirkung. Man hätte nicht nur die Baukunst an diesem ungeheuren Aufrisse in viel größern Theilen einrichten, sondern auch durch weit vorstehende Pavillons, durch Abwechselung von krummen und geraden Linien die gar zu große Einförmigkeit unterbrechen müssen. Es wäre zu wünschen, man hätte im Untergeschosse von einem Pavillon zum andern

Kolon-

Kolonnaden zur Communication angelegt, die den Zimmern des ersten Stocks zu Terrassen gedient hätten. Diese Vorschläge finden nicht anders statt, als wenn man alles neu aufbauete: sie sollen hier nur zum Beweise dienen, wie wenig man den Plan dieses Pallasts überlegt hat, und zugleich die Ursache anzeigen, warum er von der Gartenseite seiner entsetzlichen Breite ungeachtet, eine so geringe Wirkung thut.

Ueberhaupt merke man, daß die meiste Wirkung, die ein Gebäude thun soll, von der Form abhängt, daß eine gemeine Form auch nur eine gemeine Wirkung thun kann, und daß die Wirkung nicht abwechselnd seyn wird, wenn die Formen nicht abwechselnd sind.

Die Stadthäuser und Gerichtshöfe geben dem Baumeister ein weites Feld, sein Genie zu üben. Hier gebraucht man weitläuftige Säle, Communicationsgallerien, Expeditionen und große Vorsäle, wo die Leute sich versammlen. Diesen Gebäuden muß man sich bemühen eine sonderbare Wirkung zu geben. Man kann große Freytreppen davor anlegen, und eine Kolonnade so hoch als das Haus ist, darauf setzen; solche durch große Pavillons von allerley Gestalt unterbrechen, circulrunde Formen und verbrochne Ecken anbringen, mit der Höhe und mit den Risaliten abwechseln, und durch die gewählte Abwechselung die bestmöglichste Wirkung hervor zu bringen suchen.

Die beste Gestalt eines Hospitals ist ein Andreaskreuz, in dessen Mittelpunkte die Kirche mit einer Kuppel liegt. Die Enden der Schenkel verbände

man

man mit Pavillons, die auswärts nach dem rechten Winkel und den Linien des Quadrats, darin das Kreuz beschrieben worden, gebauet sind. Von einem Pavillon bis zum andern legte man am Untergeschosse eine Kolonnade, und in der Mitte die Hauptthüre mit einem Bogen an. Ein nach diesem Plane gebauetes Hospital hätte eine simple und zugleich doch nicht gemeine Gestalt, bekäme frische Luft genug, und könnte nach aller Bequemlichkeit eingerichtet werden. Ist das Andreaskreuz nicht hinlänglich, so kann man ein Achteck aus der Kirche machen, weil sie allezeit im Mittelpunkte liegen muß, von jeder dieser 8 Seiten ein Gebäude ziehen, und solches im übrigen wie den vorigen Plan ausführen. Jeden Theil dieser Gebäude bauete man 3 Stockwerke hoch mit eben so viel Sälen, in deren jedweden 300 bis 400 Betten Platz hätten. In die Pavillons würde alles zum Unterhalt des Hospitals Benöthigte verlegt.

Bey den öffentlichen Plätzen muß man eben sowohl als bey den Gebäuden mit der Form abwechseln. Die Place Royale ist viereckicht, die Place des Victoires beynahe circulförmig, die Plätze von Vendome und von Ludwig XV. auch viereckicht, aber mit verbrochenen Winkeln. Die neuen anzulegenden Plätze würden sich sehr schlecht ausnehmen, wenn man immer die alten schon bekannten Formen wiederholen wollte. Ein Sechseck oder Achteck, wo an jeder Spitze eine Gasse angelegt würde, wäre eine neue und artige Gestalt eines Platzes. Ferner ein Triangel mit abgerundeten Winkeln, und in der Mitte von jeder Seite eine Gasse; oder auch ein Viereck mit runden Linien in der Mitte und an den Ecken gerade Linien, wo Gassen sowohl in der Mitte von je-

der

der runden Linie, als auch an den Spitzen der Winkel kommen, und was dergleichen Figuren mehr sind, die man durch eine künstliche Vermischung der krummen und geraden Linien herausbringen kann, werden Abwechselungen genug bey Anlegung öffentlicher Plätze an die Hand geben. Keiner würde dem andern gleich sehen, und jeder seine besondern Vorzüge haben.

Auf Marktplätze muß man eben sowohl die gehörige Achtsamkeit wenden. Bey dem alten Platze von Soissons ist vor kurzem ein bedeckter Marktplatz (Halle) von gutem Geschmacke angelegt worden. Er hat eine ganz neue Gestalt, und dieß ist kein geringes Verdienst. Man sieht ein freystehendes rundes Gebäude, allenthalben mit Oeffnungen versehen, mit Gassen und Häusern, die einen guten Kontrast mit dem Gebäude selbst machen, umgeben. Es ist simpel und fest gebauet, und wird jederzeit eines der guten Stücke der Baukunst in Paris bleiben. Nur Schade, daß man eine alte Säule hat stehen lassen: Sie ist in das neue Gebäude des Marktes befestigt, und hindert folglich, daß man nicht rings herum kommen kann. Diese beyden Dinge haben weder Verhältniß noch Verbindung mit einander. Man hätte entweder die Säule wegreissen, oder in den Mittelpunkt des Markts setzen sollen. Doch es ist noch ein Fehler dabey gemacht, der in die Zeiten der Barbarey gehört, indem man eine Sonnenuhr auf den Säulenschaft gesetzt. Die Kannelirungen sind das artigste an der Säule, und man hat den wunderbaren Einfall gehabt, solche oben zu verschmieren, und einen Sonnenweiser anzubringen, der nur zwey Monate im Sommer und vierzehn Tage im Winter

brauchbar ist. Anstatt der hingeklebten Sonnenuhr, hätte man lieber auf dem Kapitäl eine Schlaguhr, die zugleich auf allen 4 Seiten die Stunden gezeigt, anbringen sollen.

Was die andern noch anzulegenden bedeckten Marktplätze betrifft, so muß man sich nach dem Raume, wo sie hinkommen sollen, richten. Anstatt der heßlichen Buden, welche man anjetzt siehet, kann man ein Gebäude mit Säulen oder Bogenstellungen, unter denen die Gartensachen und Gewächse verkauft werden, errichten.

Das dritte Kapitel.

Von der innern Eintheilung der Gebäude.

Die innerliche Eintheilung ist eine Sache von weitläuftigem Umfange, denn es werden darunter die Theile des Hofes, der Eingang, die Treppe, die Zimmer und Nebenabtheilungen (degagemens) verstanden.

Zu einem großen Gebäude oder Pallaste werden eigentlich drey Höfe erfordert. Der mittlere oder Haupthof zur Auffahrt, der Hof für die Küche und was dahin gehöret, und der Hof für die Ställe und Wagenraum. Der große Hof muß allezeit in der Mitten liegen, und einen Umfang nach Proportion der Größe des Gebäudes haben. Er muß tiefer als breit und zu beyden Seiten mit dem Hofe für die Küche und Ställe verbunden seyn, doch so, daß die beyden letztern ihren besondern Ausgang haben, damit der Mist und andre Unreinigkeiten der Herrschaft nicht vor Augen liegen. Der Hof für die

Küche

Küche und das Gesinde muß so groß seyn, daß er bequem, alles was dazu gehört, fassen kann. Ist es möglich, so legt man ihn in der Nähe von dem Speisesaale an, doch dergestalt, daß man weder Rauch noch andern schlimmen Geruch darin bemerkt. Der Hof für die Ställe und Wagen muß von dem Hauptgebäude abgesondert liegen. Doch läßt sich überhaupt nicht viel davon sagen, weil alles auf die Baustelle beruhet. Es kommt nur auf die Geschicklichkeit des Baumeisters an, solche so gut als möglich zu nutzen.

Beym Palais Royal ist der Hof zur Auffahrt viel zu klein, und wird es auch nach den jetzt vorzunehmenden Vergrößerungen noch bleiben, deßwegen habe ich im vorhergehenden Kapitel gerathen, die beyden jetzigen Höfe in einen zu verwandeln. Beym Pallast Soubise ist der Haupthof für das kleine Gebäude, welches darauf steht, zu geräumig. In den Tuilleries und zu Versailles würde der Hof die rechte Proportion haben, wenn man sie nach meinem gegebnen Plane anlegte. Bey Privatgebäuden hat man nicht viel Platz, und muß sich oft der Kosten wegen einschränken, daher richtet man es bey diesen so gut ein, als sich thun läßt.

Der Eingang muß allemal in der Mitte des Gebäudes seyn, weil man ihn als den Mittelpunkt anzusehen hat, von da man zu den äußersten Theilen des Gebäudes geht, und wohin alles zusammenfließt. Dieser Wohlstand ist bey den Tuilleries, beym Louvre und Luxenburg beobachtet, und wird es auch künftig beym Palais Royal seyn. Hingegen ist beym Schlosse zu Versailles, zu St. Cloud, im Pallaste Bourbon, Toulouse, und vielen andern prächtigen

Häu-

Häusern nicht darauf gesehen, wo man doch nicht voraussetzen darf, daß aus Mangel des Platzes die Haupteinfahrt an der Seite angelegt worden. Zu Versailles glaubt jedermann, daß die drey Bogenstellungen, durch die man von dem sogenannten Marmorhofe in den Garten sieht, der Haupteingang zum Schlosse sind, aber nichtsweniger, denn sie dienen nur zu einem leeren Platze, der zu nichts nutzet.

Die Treppe muß allezeit nahe beym Eingange seyn. Wir wollen die Stücke dieses Theiles als des allerschwersten in Ansehung einer guten Anlage etwas genauer durchgehen. Eine Treppe muß in der Nähe, bequem, sicher, und nach der Größe des Gebäudes proportionirt seyn.

Die Treppe soll nahe beym Eintritte des Hauses liegen; es ist also ein Fehler, wenn man sie suchen muß, und nicht gleich beym Eintritte ansichtig wird. Die Treppe in den Tuilleries ist nahe, und fällt gut in die Augen. Im Luxenburg sieht man sie zwar gleich, aber die Anlage ist schlecht, weil sie im Vorhause, und wenn man vom Hofe in den Garten will, im Wege liegt. Im Louvre ist sie nahe, fällt aber gar nicht in die Augen; man kommt unter einer Kolonnade dahin, muß aber erst errathen, wo sie zu suchen ist. Die Treppe in den Tuilleries, welche sonst schön liegt, hat einen großen Fehler, weil sie anstatt den Zugang zu allen Zimmern zu verschaffen, vielmehr die Verbindung des Pallasts mit der ganzen einen Seite unterbricht.

Auf daß die Treppe nahe beym Eingange liege, gut in die Augen falle, und eine gute Verbindung mit allen Theilen verschaffe, muß das mittelste Gebäude,

bäude, oder der mittelste Pavillon doppelt seyn, oder zwey Reihen Zimmer hinter einander haben. Alsdann läßt sich ein bequemer Raum für die Treppe finden, und an der einen Seite der Hausthüre anbringen. Bey großen Palläſten erfordert der Wohlstand auf jeder Seite des Eingangs eine Treppe, die in das erste Stockwerk bringen, und vermittelst eines großen Vorplatzes, der zugleich in die Hauptzimmer führt, verbunden werden.

Man hat zuweilen in Frankreich die Frage aufgeworfen, ob ein Pallast für den König mehr Stockwerke, oder nur ein um etliche Stuffen über den Hof erhobnes Untergeschoß haben soll? Es scheint, man sollte den König der Unbequemlichkeit die Treppen auf und abzusteigen überheben, und weder jemand zu Vermeidung aller Unruhe über seinem Kopfe, noch wegen Feuersgefahr unter ihm wohnen lassen. Inzwischen giebt es andere wichtige Ursachen, weswegen Zimmer im ersten Stockwerke vorzuziehen sind, z. E. die Feuchtigkeit, und damit die Vorbeygehenden nicht zu leicht in die Zimmer sehen können. Es finden sich folglich Gründe für und wider die Sache. Der König besitzt Palläste von beyderley Art. Der zu Trianon hat ein großes schönes Untergeschoß: in Versailles hingegen, und den meisten übrigen Palläſten, wohnt der König im ersten Stockwerke. Die Fenster über des Königs Zimmer in Versailles, in den Tuilleries, und anderwärts sollten wenigstens nicht zu Gesichte kommen; denn man schließt daraus, daß noch jemand über dem Könige wohnt, und dieß läuft wider den Wohlstand.

So bald die Hauptzimmer im ersten Stockwerke liegen, wird nothwendig eine Haupttreppe erfor-

dert. Um die Treppe in den Tuilleries auf eine schöne Art anzulegen, müßte man den Pavillon gegen den Hof tiefer und weitläuftig genug bauen, um eine doppelte Treppe, die eine zur Rechten, und die andere zur Linken zu errichten, welche oben einen gemeinschaftlichen Vorplatz bekämen, von da man in den Saal der Garden, und in alle übrigen Theile des Pallasts gienge. Im Luxenburg müßte man einen großen Vorplatz in der Mitte, und an den Seiten ein paar wohl in die Augen fallende Treppen anlegen. Im Louvre müßte man die beyden Treppen, die an jeder Seite der Kolonnade liegen, ansehnlicher als die jetzigen zu machen suchen. Diesen Endzweck könnte man durch Durchbrechung der Säulenweiten erreichen; denn der Fehler, daß die Treppe schräg hinter den Schaft der Säulen hinanläuft, und solchen gleichsam durchschneidet, ist noch eher zu verzeihen, als daß man die Treppen nicht sieht. Die große Treppe ist weder bequem noch so gelegen, daß sie in die Augen fällt. Wenn man das Schloß einmal nach meinem im vorigen Kapitel gegebnen Entwurfe ändern wollte, so würde es nicht schwer seyn, unter dem großen Pavillon ein großes Vorhaus mit verbrochnen Winkeln und hinten in den Diagonallinien ein paar Treppen anzulegen, die jedermann beym Eintritte ins Schloß sähe und die, ohne den freyen Gang vom Hofe in den Garten zu verhindern, in das erste Stockwerk auf einen großen für alle Zimmer bestimmten Vorsaal führten.

Im Palais Royal legt man jetzt eine neue Treppe an; die aber den Fehler hat, daß sie nicht in der Mitte, sondern wie zu Versailles an der einen Ecke des Gebäudes liegt. An dieser Ecke wird sie auf eine

bequeme Art zu drey Folgen von Zimmern führen; hingegen hat sie keine Verbindung mit den Zimmern gegen die Orengerie. Der Sache wäre durch eine zweyte Treppe von eben der Form an der entgegen gesetzten Seite abzuhelfen, so daß man beym Eintritte unter die Bogenstellungen, welche von einem Hofe zum andern führen, durch eine Gallerie an eine große Treppe gelangte. Diese Einrichtung hätte zwar allemal den Fehler die Treppen von dem Haupteingange zu entfernen, er ist aber lange nicht so wichtig als nur eine einzige Treppe, und zwar an der Ecke des Gebäudes, anzulegen.

Der neue Plan des Palais Royal hat einen Vortheil, den man selten bey Pallästen findet, und den man sich gleichwohl allemal zu verschaffen suchen sollte, nämlich daß man bedeckt in und aus dem Wagen steigen kann. Verschiedne Häuser in Paris haben diese Bequemlichkeit, weil die Treppe gleich zur Seite der Einfahrt liegt, hingegen mangelt sie fast an allen Pallästen: gleichwohl wäre es leicht solche bey allen denen zu erhalten, welche die Einfahrt an der Ecke, wie der Pallast Toulouse, haben. Man dürfte nur an der Seite bey der Treppe eine Bogenstellung von dem Haupthofe in den Hof der Ställe durchbrechen, die Kutschen hielten unter derselben stille, und man stiege bedeckt ab. Eine große Unbequemlichkeit im Luxenburg, und die sich sonst nirgends findet, ist, daß der Hof gegen den Pallast um etliche Stuffen erhöhet ist, unten an den Stuffen müssen die Kutschen stille halten, und man ist nachher genöthigt eine ziemliche Strecke in Regen und Koth bis an die Thüre zu gehen. Der ganze Hof müßte gleich gemacht, und an der einen Seite

ein Weg für die Karossen gemacht werden, von da man vermittelst einer Kolonnade bedeckt an die Haupttreppe gelangte. Dieselbe Bequemlichkeit läßt sich in den Tuilleries anbringen, wenn die Höfe und Treppen nach meinem Vorschlage eingerichtet werden. Man kann leicht einen Weg für die Kutschen zur rechten und linken Seite des königlichen Hofes anlegen, um bedeckt abzusteigen, und von da bis an die große Treppe unter einer Kolonnade zu gehen. Zu Versailles erlangt man eben den Vortheil, wenn man nach meinem Rathe die Veränderungen vornimmt.

Die Bequemlichkeit einer Treppe beruhet 1) auf die Höhe und Breite der Stuffen: 2) Auf die schiefe Lage der ganzen Treppe, und 3) auf die Vielheit der Treppenstühle.

Eine Treppe steigt sich bequem auf und ab, wenn man die Füße von einer Stuffe zur andern nicht zu sehr heben, oder aus einander spreiten darf, und den Fuß bequem auf die Stuffe setzen kann. Folglich muß die Weite von einer Stuffe zur andern nicht über einen ordentlichen Schritt betragen. Nun rechnet man auf einen ordentlichen Schritt in der Ebne 24 Zoll, weil aber die Höhe der Stuffe mehr Mühe macht, so hat man ein gewisses Verhältniß bestimmt, und 2 für die Höhe und eins für die Breite einer jeden Stuffe angenommen; das heißt, da die Höhe und Breite der Stuffe zusammen 24 Zoll ausmachen soll, und die Höhe 6 Zoll ist, so darf man diese Zahl nur verdoppeln und von dem Ganzen 24 abziehen; der Rest 12 giebt die Breite der Stuffe. Ist die Höhe 5 Zoll so wird die Breite 14, ist sie 4 so giebt sie 16. Bey einer Höhe von 8

Zollen

Zollen muß man den Fuß zu sehr heben, und hat nicht Platz genug zumal im Heruntersteigen den Fuß recht auf die Stuffe zu setzen. Bey 7 Zoll Höhe hebt man zwar den Fuß nicht so sehr, aber doch zu viel, man hat etwas mehr Platz den Fuß auf die Stuffen zu setzen, aber noch nicht alle Bequemlichkeit. Bey 6 Zoll hat man alle Bequemlichkeit; bey fünf noch mehr, bey 4 Zoll wird die Stuffe oben etwas zu breit, bey 3 Zoll ist sie so breit, daß ein Schritt zu jeder Stuffe nicht wohl zureicht. Man kann also zur ersten Regel der Bequemlichkeit fest setzen, die Stuffen nicht niedriger als 4 und nicht höher als sechs Zoll zu machen.

Die Gestalt der Treppe trägt viel zur Bequemlichkeit der Treppe bey. Die Treppe muß allezeit in gerader Linie fortgehen, so daß alle Stuffen von einem Ende bis zum andern von einerley Breite sind. Unsre Vorfahren hatten nur einerley Art von Treppen, nämlich die Wendeltreppen, welche sich um eine Spindel herumdrehen: es ist aber bekannt, wie unbequem solche Stuffen wegen der ungleichen Breite gegen die Spindel und gegen die Mauer sind, so daß man im Auf und Absteigen in der Mitte ohne sich anzuhalten bleiben muß. Man sollte alle krumlinigten Treppen überhaupt abschaffen. Man geht leicht und bequem, so lange man nach der geraden Linie geht, so bald sie aber krumm läuft, so verliert sich diese Bequemlichkeit, zumal beym Auf- und Absteigen. Ueber dieses hält man eine Treppe nicht für bequem, wenn sich die ganze Breite nicht gebrauchen läßt. Ist sie nur an einer Stelle bequem, so muß eine Person hinter der andern gehen, und wie wird es da bey einem großen Gedränge werden? Es ist

verdrießlich, daß die im übrigen prächtige und schöne neue Treppe im Palais Royal den Fehler hat, daß einige Stuffen krumm laufen.

Zur Bequemlichkeit der Treppen gehört, daß sie in gewissen Entfernungen Ruheplätze haben. Das Auf und Absteigen ermüdet; wenn man zu viel Stuffen hinter einander sieht, so stutzt man, und glaubt, zumal im Hinuntersteigen, einen Abgrund vor sich zu haben. Es ist folglich sehr nöthig die Reihe der Stuffen durch Ruheplätze zu unterbrechen. Am besten wäre es allemal nach 15 Stuffen einen Ruheplatz zu machen. Zu viel Ruheplätze sind unbequem, und auch wider die Natur, weil man nicht nöthig hat so oft auszuruhen. Die Hauptregel bey allen Dingen heißt: Nicht zu viel. Bey den Treppen im Louvre sind zu viel Stuffen hinter einander von einem Ruheplatze bis zum andern. Denselben Vorwurf verdient auch die Haupttreppe in den Tuilleries.

Die Sicherheit der Treppen erfordert noch mehr Sorgfalt, als die Bequemlichkeit. Vor allen Dingen muß man sicher auf und abgehen können, ohne einen Fall befürchten zu dürfen. Deswegen ist es nöthig, daß die Treppe ihr völliges Licht habe. Ein falsches Licht ist schlimm, aber die Dunkelheit noch weit gefährlicher. Ist der Ort der Treppe wohl durch Fenster erleuchtet, so hat man weder Dunkelheit noch falsches Licht zu befürchten. Zuweilen hat das Gebäude eine solche Lage, daß die Treppe entweder zur Seite gar kein Licht, oder nur schief und von weitem erhält, alsdann muß man auf andre Mittel bedacht seyn, und den Tag von oben hinein fallen lassen. Gegen den Himmel ist nie etwas

was im Wege, und das einfallende Licht ist das schönste. In dem Falle bringt man oben an der Decke der Treppe eine Laterne an, oder läßt eine runde Oeffnung mit einem Glasfenster. Die alte Treppe der Ambassadeurs war auf diese Art erleuchtet. Die noch vorhandne Haupttreppe hat außer vielen andern Fehlern auch den, daß sie schlecht erleuchtet ist, und daß die Stuffen kein reines, sondern ein falsches geborgtes Licht haben.

Nichts ist der Sicherheit der Treppen mehr im Wege als der glatte Marmor. Die Stuffen sind bey feuchtem Wetter so schlüpfrig, daß man nicht ohne Gefahr hinunter steigt. Soll die Treppe ja von kostbaren Materien seyn, so muß man wenigstens die Stuffen nicht von polirtem Marmor machen, sondern ihn sogar von Zeit zu Zeit wieder aushacken, weil er sonst durch das Reiben der Füße doch glatt wird. Warum könnte man nicht in jeder Stuffe der Länge nach in den Marmor einen Einschnitt machen, und einen schmalen Streifen Holz hineinlegen? So behielte man den kostbaren Marmor bey, und könnte gleichwohl sicher auf und abgehen.

Aus eben der Ursache soll man nie die Stuffen ganz weglassen, wie man zuweilen in den alten Schlössern wahrnimmt, wo die Treppen anders nichts als eine schiefliegende Fläche (planum inclinatum) sind. Man tritt nie sicher, als auf einer horizontalen Fläche. Jede schiefliegende Fläche ist im Auf- und Absteigen gefährlich, sie müßte denn sehr sanft, und auf sechs Fuß höchstens nur 2 oder 3 Zoll anlaufen, welches aber bey dem kurzen Raume einer Treppe nicht möglich ist. Eben dieses gilt auch von den Stuffen, die zuweilen ein wenig schräg gelegt

werden, um ihnen etwas von der Höhe zu benehmen. Sobald die Stuffe nicht vollkommen horizontal liegt, muß man allezeit befürchten, daß der Fuß ausgleite.

Die Treppe muß mit der Größe der Zimmer eine Proportion haben. So wie es abgeschmackt seyn würde, einen großen Thorweg vor einem kleinen Hause, oder ein niedriges Thürgen vor einem Pallaste anzulegen: so wäre es auch widersinnig, durch eine mittelmäßige Treppe zu prächtigen Zimmern, oder durch eine prächtige Treppe zu kleinen niedrigen Zimmern zu gelangen. Nach dem ersten Vorsaale richtet sich die Größe der Treppe, denn dieser muß der größte unter allen Vorzimmern und Sälen seyn. Eine Treppe ist nicht zu klein, wenn sie ins Gevierte so breit als der Vorsaal ist; und nicht zu groß, wenn sie doppelt so tief ist.

Nun kommt es noch auf die **Form** der Treppen an. Da die Wendeltreppen gänzlich zu vermeiden sind, so sind folglich auch alle krummen Linien bey den Stuffen verbannt. Also bleibt blos das Quadrat und das länglichte Viereck übrig, worin die Stuffen und Ruheplätze, einfache und doppelte Treppen, angelegt werden. Wenn man nur bey der geraden Linie bleibt, ihr genugsames Licht und Raum giebt, sie gleich vor dem Gesichte hinlegt, und ihr ein schönes und angenehmes Ansehen verschafft: so läßt sich die übrige Eintheilung nach Gutdünken machen.

Alle gezwungne Arten von Treppen, die nicht simpel sind, haben gemeiniglich auch ihre Unbequemlichkeit. Die Baumeister wollen sich durch das Sonderbare zeigen und das Ansehen haben, als hätte ihnen die Anlage viel Mühe gekostet. Die berühm-

ten

ten Treppen, welche man gemeiniglich zum Beyspiele anführet, sind gerade nicht die natürlichsten und simpelsten: und weil man solche lobt, so lassen sich die Baumeister dadurch verführen, suchen gleichfalls das Sonderbare, und weichen von dem Edlen und Simpeln, worin gleichwohl die wahre Schönheit besteht, ab. Haben sie Talent zu schwerer: und kühnen Erfindungen, warum versparen sie es nicht bis dahin, wo sie es nöthig haben, wo es wegen des engen Raums schwer hält, eine gute Treppe anzulegen, wo kein gutes Licht zu erhalten, und wo eine Menge Nebenabtheilungen sind, mit denen die Treppe eine Verbindung haben soll? Alsdann werden sie sich am rechten Orte zeigen, und man wird ihnen für die gehobnen Schwierigkeiten Dank wissen. Wenn sie aber bey der Haupttreppe eines Pallastes mit Fleiß Schwierigkeiten suchen, um die Ehre zu haben, sie aus dem Wege zu räumen, das heißt die Kunst auf Kosten der Vernunft zeigen, oder den Virtuosen nachahmen, welcher die Zuhörer ohne Noth mit schweren Sätzen plaget, und dadurch einen Beyfall zu erjagen suchet, den man ihm viel eher geben würde, wenn er das Ohr auf eine angenehme Art zu vergnügen suchte. Die wahre Kunst überwindet die Schwierigkeiten, wo sie sich zeigen, und sucht keine, wo sie nicht sind.

Ich habe gesagt, daß der Raum, den die Lage der Treppe einnimmt, entweder die Form eines Quadrats oder länglichen Vierecks haben muß. Dieß hindert nicht in einem solchen Raume eine Treppe von mehr Winkeln, oder eine runde, oder elliptische, oder von krummen und geraden Linien zugleich anzulegen. Es ist vielmehr ein Mittel mit den Ar-

ten der Treppen abzuwechseln, und einen Kontrast, worauf der Baumeister allezeit bedacht seyn soll, anzubringen; es trägt zur reichen Verzierung viel bey, welche an den Treppen allemal etwas männliches haben, und dergestalt klug eingerichtet werden soll, daß man in den Zimmern eine noch prächtigere Verzierung erwartet.

Gerade von dem obersten Treppenstuhle muß eine Thüre in die vornehmsten Zimmer führen, und auch mitten in dem Vorsaale den Fenstern gegen über liegen. Von da geht man zu beyden Seiten in eine Reihe hintereinander liegender Zimmer. In fürstlichen Pallästen muß oben an der Treppe zuerst ein großer Vorsaal seyn, alsdann ein Saal für die Wache, und endlich noch ein Saal mit Fenstern auf den Garten hinaus, an welchem Saale zu beyden Seiten die Zimmer hintereinander liegen.

Wenn man meinem Anschlage zu folge in Versailles an der Hofseite ein Mittelgebäude in gerader Linie mit den beyden Flügeln aufführte, so käme im Untergeschosse ein 8eckiger Vorsaal, von dem man vermittelst einer Gallerie von Säulen in den Garten gehen könnte. Nach hinten zu legte man in den Diagonalseiten des Achtecks zwey große Treppen an, die zu einem zweyten großen von der Seite der Cour Royale erleuchteten Vorsaale führten. Zwey Gallerien verbänden diesen Vorsaal mit dem Saale des Hercules und einem andern, der in dem Prinzenhofe angelegt würde. Im Vorsaale hielten sich die Schweizer auf, dann käme man in den Saal der Garden, welcher mitten in der jetzigen Gallerie läge. Die Gallerie gäbe zur Rechten die Zimmer des Königs, und zur Linken die von der Königinn, beyde aber

hiengen

hiengen vermittelst eines gemeinschaftlichen Saals zusammen. Der König sowohl als die Königinn erhielten ein großes Vorzimmer, ein großes Schlafzimmer, und ein geräumiges Kabinet. Die Säle des Kriegs und Friedens würden die letzten Stücke dieser beyden Folgen von Zimmern. Von da gienge man an beyden Seiten durch eine lange Gallerie in den Saal des Hercules an einem Ende, und am andern in dem zweyten ähnlichen Saal, den man den Saal der Venus oder der Grazien nennen könnte. Hinter den Paradezimmern und Gallerien lägen die Nebenzimmer zur Bequemlichkeit und allerley Gebrauch. Unter den obgedachten beyden Folgen von Zimmern legt man die Badezimmer an.

Bey einer solchen Eintheilung des Schlosses wäre es etwas leichtes, der königlichen Familie zugleich eine prächtige und auf das allerbequemste eingerichtete Wohnung zu verschaffen. Ich glaube sogar, daß kein anderes Mittel ist, die anstößigen Fehler in der Eintheilung zu heben, vermöge deren der König lange nicht so bequem, als viele seiner Unterthanen in ihren Häusern, wohnet.

Wir haben bereits angegeben, wie man die Treppe in den Tuilleries anlegen müsse, um von da in den Saal der Schweizer zu kommen. Der Gardensaal liegt in der Mitte: Man müßte in denselben nicht vom Winkel, sondern von der Mitte hineintreten: und eben so auch in das Vorzimmer. Das Wohnzimmer des Königs müßte gegen den Garden liegen, vorher ein doppeltes Vorzimmer, und nachher verschiedne Kabinetter, und zuletzt im Pavillon bey dem Pont Royal einen großen Saal erhalten. Hinter diesen großen Zimmern ließen sich mit leichter Mühe alle Nebenzimmer zur Bequemlichkeit und

verschiednem Gebrauche vertheilen. Im Untergeschosse machte man dieselbe Eintheilung für die Wohnung der Königinn, welche mit dem Könige vermittelst einer verdeckten Treppe eine Verbindung hätte. Die Kapelle käme zur rechten des Schweizersaales, und nähme beyde Stockwerke ein.

Dieses dünkt mich wäre die beste Einrichtung für den Pallast in den Tuilleries. Die gegenwärtige Anlage ist weder angenehm noch bequem. Der König und die Königinn können sich nicht mit Anstand in demselben Stockwerke aufhalten: sonst muß einer von beyden gegen den Hof wohnen, und die Aussicht nach dem Garten entbehren, welches sich nicht schickt. Der eine Theil benimmt dem andern die Bequemlichkeit, und dieß soll der Baumeister allezeit vermeiden. Weil es nun unmöglich ist, daß sie neben einander wohnen, so ist kein anderes Mittel sie nahe bey einander zu behalten, als daß der König das erste Stockwerk und die Königinn das Untergeschoß einnimmt, so erhalten beyde ihre Bequemlichkeit.

Bey der Eintheilung der Privathäuser hat der Baumeister auf die Bedürfnisse und den Stand des Bauherrn zu sehen. Er muß sich nach allem erkundigen, was zu dessen Bequemlichkeit, oder nach seinen Einfällen verlangt wird, und darnach die Einrichtung anordnen. Die Gesellschaftszimmer müssen jederzeit die beste Aussicht und eine gute Lage bekommen, und dem der hinein tritt gerade entgegen liegen. Sie bestehen, für Standespersonen, aus einem Vorzimmer für die Bedienten, aus einem zweyten für die Kammerdiener, aus einem großen Gesellschaftssaale, einem Schlafzimmer, Paradezimmer und Gallerie. Der Speisesaal muß von dieser Reihe abgesondert,

sondert, doch nicht weit entfernt seyn; dabey liegt das Zimmer zu den Schenktischen und ein Gang zur Küche. Hinter dieser Reihe von Zimmern legt man alle Stuben und Kammern zur Bequemlichkeit und allerley Gebrauche, die aber einen besondern Zugang haben müssen, an. Erfordert die Nothwendigkeit mehr dergleichen Reihen von Zimmern, so wird nur eine auf einen großen Fuß zur Parade eingerichtet; die andern sind zum Gebrauche hinlänglich, wenn man ihnen ein kleines Vorzimmer, ein schönes Hauptzimmer, ein Kabinet, Garderobe, und einen Ausgang in andre Zimmer giebt.

Bey mittelmäßigen Häusern richtet man sich nach dem Platze. Ist der Raum nicht groß, so kommt eine kleine Treppe in einen Winkel, und die Gesellschaftszimmer nehmen ein besonders Stockwerk ein: sie dürfen nur aus einem Vorzimmer, wo zugleich gespeiset wird, aus einem Gesellschaftszimmer, so groß als möglich, und aus einer Garderobe bestehen. Die Wohnzimmer werden in die andern Stockwerke verlegt, und erfordern allemal ein kleines Vorzimmer, ein geräumiges Schlafzimmer, ein Kabinet, einen Abtritt und einige kleine Kammern. Sind die Stuben sehr hoch, so kann man sich auch mit Halbgeschossen helfen, und mehr Bequemlichkeit verschaffen. Ich schrenke mich mit Fleiß auf diese allgemeine Anmerkungen ein: Die weitern Eintheilungen hängen von den Umständen und von dem Platze ab.

Eine allgemeine Vorsicht bey allen Zimmern wird in Ansehung der Feuchtigkeit, des Rauchs und der Kälte erfordert, um sie dafür so viel möglich zu bewahren. Die Feuchtigkeit ist eigentlich blos im

Unter-

Untergeschosse zu befürchten. Erhöhet man dieses um etliche Stufen über die Erde, legt unten gewölbte Keller an, und entfernt das Regenwasser vermittelst der Röhren einigermaßen vom Hause, zumal von den Wohnzimmern, so hat man nichts von der Feuchtigkeit zu befürchten. Die Kälte kann man dadurch zum Theil vermindern, wenn man die Fenster und Thüren nicht ohne Noth vermehret, und etwas dicke Mauern macht. Die Alten bauten ihre Häuser zwar nicht zierlich, aber sie wußten sich doch für die rauhe Witterung in Acht zu nehmen. Ihre dicken Mauern, kleine Fenster und Thüren, breite gemauerte Pfeiler, und tiefe Fensteröffnungen beleidigen unser Auge; hatten sie aber so sehr Unrecht fest zu bauen, und sich für Hitze und Kälte, durch kleine Oeffnungen, und dicke Mauern zu schützen? Wir dürfen uns deswegen nicht einbilden, daß sie die Kunst leicht zu bauen nicht verstanden: sie führten sie besser aus als wir. Ihre Kirchen, deren leichte Bauart uns in Verwundrung ja wohl gar in Furcht setzt, werden ein beständiger Beweis davon seyn. Wollte man einwenden, daß ihre massiven Häuser ihren groben Geschmack verrathen, so frage ich, ob der Geschmack so unvernünftig ist, wenn man sich nach seinem Himmelsstriche richtet, um im Winter warm, und im Sommer kühl zu wohnen? Wir verlangen heut zu Tage bey Eis und Schnee und Sturmwinden Häuser, die so voll Fenster sind wie die Laternen. Wir verlangen große Fenster und Thüren, Mauern von einem Fuß dick, dünne Decken und Fußböden, und klagen über Kälte in den Zimmern: Das ist eben so, als wenn einer in seidnen Kleidern im Jenner verlangte, er müsse gleichwohl nicht frieren.

Wir wollen lieber dicke Mauern, und die fest genug sind starke oder gar gewölbte Decken zu tragen, bauen, und die Zahl der Fenster verringern, wenigstens sie so weit als sie breit sind aus einander setzen, und doppelte Chassis machen. Wir wollen die Thüren nicht zu groß, sondern nur so groß als nöthig ist, machen, zu den Flügeln dickes eichenes Holz, das sich nicht wirft, nehmen, sie gerade einhängen, und dahin sehen, daß alles wohl schließt, so wird der Kälte sehr viel vorgebeuget. Unsere Häuser werden fester seyn, länger stehen, und ihr äußeres Ansehen wird nicht so sehr gegen die Vernunft seyn.

Große Zimmer, wenn sie auch noch so gut verwahret sind, heizen sich schwer. Ich halte die gewöhnliche Art, die Kamine an die Scheidewände der Zimmer, die in einer Reihe an einander stoßen (de l'enfilade) zu legen, nicht für die beste, weil allemal die nahe Luft von den Thüren oder Fenstern auf die eine Seite derselben fällt. In den Zimmern, wo kein Bette steht, liegt das Kamin allemal besser den Fenstern gerade gegen über. Man kann sich nicht nur bequemer in der Runde zum Feuer setzen, sondern es läßt sich auch bey der Verzierung besser eine Symmetrie anbringen.

Die Größe des Kamins richtet sich nach dem Zimmer. Die alten Kamine, worin man aufrecht stehen konnte, waren vernünftiger als die unsrigen, man sollte sie deswegen in großen Zimmern wieder einführen. Man setzt zwar an deren statt Ofen, deren Wärme aber nicht so gesund ist, weil sie in den Kopf steigt, die Füße kalt läßt, und nicht gleich erhalten werden kann. Es läßt sich auch das Feuer in der Küche und von allen Kaminen im Hause nutzen,

wenn

wenn Röhren durch die Mauer in die Hauptzimmer geleitet werden, wodurch die Wärme hinauf steigt, und eine gemäßigte Luft verursacht. Diese Art ist bekannt, und bereits in verschiednen Häusern angebracht. In dem Falle wäre das Feuer eines einzigen Kamins hinlänglich die größten Zimmer zu heitzen.

Die größte und zugleich allgemeinste Unbequemlichkeit eines Hauses ist der Rauch. Es kommt darauf an, dem Drucke der Luft, und dem starken Winde, welche den Zug des Rauchs in der Feuermauer verhindern, die Kraft zu benehmen. Wollte man durch die Luft im Zimmer dem Rauche einen Zug geben, so müßte man zu viel hineinlassen, und die Luft dadurch kalt machen. Das beste bisher bekannte Mittel ist, im Kamine inwendig einen spitz zugehenden Mantel, oben mit einer Klappe, die sich von selbst 'auf und zuthut, anzulegen. Wenn der Druck der Luft oder der Wind den Rauch zurückjagt, so wird er in den Ecken des Mantels und auch von der Klappe aufgehalten, die ihn in die Höhe jagt, so daß er nicht ins Zimmer tritt. Die Akademie der Wissenschaften würde sich sehr um das Beste der menschlichen Gesellschaft verdient machen, wenn sie den Naturkündigern folgende Aufgabe zur Auflösung vorlegte: Was ist die wahre Ursache des Rauchs in den Zimmern, und welches ist das sicherste Mittel ihm abzuhelfen?

Die

Die Fünfte Abtheilung.

Von den Monumenten zur Ehre großer Männer.

Bewundrung und Dankbarkeit flössen einer Nation die Gedanken ein das Andenken großer Leute, welche sie als die Urheber ihres Glücks und Ruhms ansieht, durch dauerhafte Monumente zu verewigen. Es hat allerdings seinen Nutzen, daß ihr Name bey der Nachwelt zum Beyspiele und zur Aufmunterung erhalten werde, und daß die Gewißheit, in den künftigen Jahrhunderten noch zu leben, zum Antriebe und zur Belohnung für große Seelen dienet. Merkwürdige Thaten erhalten zwar durch die Geschichtbücher ein ewiges Andenken, aber weit herrlicher sind die öffentlichen Denkmale, die man errichtet, um solche mit mehrerm Glanze und desto authentischer auf die Nachkommen zu bringen. Man kann keinen würdigern Gebrauch von den Künsten machen, als sie zum Andenken der Tugend, der Wohlthaten, und des Verdienstes anzuwenden.

Frankreich hat solche liebenswürdige Könige gehabt, daß die Unterthanen sich eine Freude daraus machen ihre dankbaren Gesinnungen an den Tag zu legen, und sich beeifern, Denkmale zum Ruhme ihrer Monarchen zu errichten. Muß man aber beständig bey einerley Art von Denkmal bleiben; und nichts anders als eine Statue in der Mitte eines großen Platzes errichten? Wir wollen lieber bey diesen

Zeugnissen unsrer Dankbarkeit die gar zu große Einförmigkeit zu vermeiden suchen, und unsern Eifer nicht erkalten lassen. Daß man einen bereits vorhandnen, oder neu anzulegenden Platz anwendet, um die Statue des Königs darauf zu errichten, ist ganz billig. Daß eine Stadt, die auf ihre Verschönerung denkt, und das Vermögen dazu hat, den Vorsatz faßt einen Platz für den König zu bauen, dieses stimmt mit den Wünschen aller Einwohner überein. Aber daß man allemal, wenn ein Denkmal der Liebe und Achtung für den König errichtet werden soll, einen neuen Platz dazu bauet, ist ganz unmöglich.

Als man in Paris die drey besten Plätze zu den Statuen von Ludwig XIII. und XIV. angewandt hatte, war man in großer Verlegenheit einen vierten für die Statue von Ludwig XV. ausfündig zu machen, und sahe sich genöthigt einen ganz am Ende der Stadt zu wählen. Zu Montpellier war dieselbe Noth für die Statue von Ludwig XIV. In der Stadt fand sich kein Platz, und man konnte auch keinen anlegen, deswegen ward die Statue mitten ins Feld gesetzt. Dieß Verfahren ist aber gegen den Endzweck der Sache. Der König soll unter seinem Volke seyn, folglich ist es wieder die Absicht, weswegen das Monument errichtet worden, dasselbe den Augen der Bürger zu entziehen.

Zu Lyon und Dijon hatte man Raum einen neuen Platz anzulegen, und man wandte solchen zu der Statue von Ludwig XIV. an. Zu Bordeaux, Nancy, Rennes, und Rheims ist eben das zur Ehre Ludwig XV. geschehen. Dieß sind bis ietzo die Städte, wo man den Königen auf diese Art eine Hochachtung bezei-

bezeiget. Es fehlt den andern nicht an gleichmäßigen Gesinnungen, die Beschwerlichkeit bey der Ausführung, und die Kosten legen nur Hindernisse in den Weg. Man siehet leicht ein, daß die Einwohner in Paris mit der Zeit keine Monumente für ihre Könige errichten können, falls sie sich nicht zu andern Erfindungen, als Plätzen, entschließen.

Die Sache ist also von Wichtigkeit, andre Mittel anzugeben, die man erwählen kann, wenn die Anlegung neuer Plätze Schwierigkeit findet. Bey den Alten waren die Triumphbogen sehr im Gebrauch. Warum wollen wir diese Art, die Regenten zu verewigen, nicht von ihnen nehmen? Unter Ludwig XIV. hat man es gethan, denn die Thore St. Dionisius, St. Martin, St. Bernhard, St. Anton sind wahre Triumphbogen, um das Andenken verschiedner großer Thaten unter dieser Regierung zu erhalten. Man könnte rings um Paris statt der Thore solche Monumente anlegen. Sie erfordern wenig Raum, und ungleich geringere Kosten. Eben dieses ließe sich zu Anfange der großen Brücken, und der breiten Hauptgassen thun. Das ganze Werk bestünde nur aus einem ansehnlichen Bogen, mit ein paar starken massiv gemauerten Pfeilern; über dem Bogen würde ein Basrelief und zu den Seiten Tropheen ausgehauen, und oben der Länge nach ein simples männliches Gebälke angebracht. Auf einigen sähe man einen römischen Triumphwagen von vier neben einander gespannten Pferden gezogen, und in demselben den König im Harnische, und mit einer Lorbeerkrone auf dem Haupte. Wenn diese Gruppe auf eine prächtige majestätische Art vorgestellt wäre, würde sie viel mehr, als eine frostige Statue zu Pferde,

intereſſiren. Auf andern bemerkte man die Fama, welche mit der Trompete die großen Thaten des Helden verkündigt, und hinter ihr ein Genius mit dem Medaillon deſſelben, welcher von der Unſterblichkeit gekrönt wird. Wie viel andre ſymboliſche Vorſtellungen der Eigenſchaften und Wohlthaten eines Königs ließen ſich nicht im Großen ausführen, und oben auf einen ſolchen Triumphbogen ſtellen. Die ſich zur Hauptſache ſchickenden Basreliefs, Tropheen, und Aufſchriften, würden alles in mehreres Licht ſetzen, und das Ganze eine weit ſchönere Wirkung, als eine bloße Statue auf einem Piedeſtal, thun.

Die Springbrunnen ſind eine andre Art von öffentlichen Denkmalen, die man auch zu obigem Endzwecke einrichten könnte. Einer könnte den König auf der Spitze eines Felſen, als Apoll mit der Leyer in der Hand, wie er die ihn umgebenden Muſen aufmuntert, vorſtellen; und läge am beſten im Quartiere der Univerſität. Auf einem andern, in der Gegend des Gerichtshofes (Palais,) ſähe man den König auf dem Throne, wie er der vor ihm knieenden Themis das Schwerdt und die Wagſchaale überreicht. In der Nachbarſchaft einer Kirche zeigte ein Dritter den König, wie er der ihn um Hülfe anflehenden Religion ſeinen Schutz verſpricht. Ein Vierter bildete eine mit den Genien der Künſte umgebne Pyramide ab, und die Genien widmeten ihre Talente dem Könige. Beym Markte ſähe man den König dem Ueberfluſſe Befehl ertheilen, daß er ſeine Schätze über die Unterthanen ausſtreuen ſolle. Dieſe Ideen laſſen ſich noch viel mehr erweitern, und dienen zu Mitteln, ohne große Koſten, und auf eine interreſſante Art die Monumente zur Ehre der Regenten zu vermehren. Auf dieſe Art gezierte Fontainen

kainen wären die prächtigsten Verzierungen, und ersetzten jene vier- und achteckichten Pavillons auf den Kreuzwegen in Paris, welche plump, ohne Erfindung und von schlechter Wirkung sind, auf eine unendlich schönere Art.

Monumente von einer andern Gattung sind freystehende Säulen, wie die antoninische, und trajanische Säulen zu Rom. Diese Erfindung ist nicht zu verwerfen. Eine Säule von starkem Durchmesser mit einer stehenden Statue in Riesengröße auf dem Kapitäl, und am Schafte mit Basreliefs geziert, ist ein Denkmal von großer Wirkung. Man könnte eine Anzahl derselben in Paris auf den gepflasterten Dämmen an der Seine setzen, wo sie eine prächtige Zierde der Stadt abgeben würden. Doch möchte ich nicht, daß die Basreliefs nach einer Spirallinie hinanliefen, wie bey antiken Säulen in Rom, sondern daß man den Schaft in gewisse große Cilinder theilte, und auf jeden ein besondres wohl ins Gesicht fallendes Basrelief aushauen ließe. Diese müßten die vornehmsten Thaten des Regenten, dem die Säule zu Ehren errichtet worden, abbilden. Auf die Art hätte man sein Bildniß und seine Geschichte in einem Monumente.

Dieß sind also Mittel genug, wie die Unterthanen ihre Liebe und Dankbarkeit einem Regenten beweisen können, ohne einen besondern Platz mit unsäglicher Mühe und Kosten anzulegen. Eine jede große Stadt in Frankreich könnte sich eine Art von Monumenten wählen, und in allen übrigen müßte wenigstens Ein solches Merkmal zur Ehre des Königs zu finden seyn.

Es verdienen aber auch andre große Leute, daß ihr Andenken erhalten werde, wenn sie gleich nicht verlangen können, daß es mit so vieler Pracht geschieht. Sie sind gleichsam Sterne von geringerm Glanze, die keinen so wichtigen Einfluß in das Ganze haben. Ich will kürzlich anzeigen, was ihnen zu Ehren gethan werden kann. Im Gerichtshofe legt man einen großen Saal, oder eine Kolonnade an, welche man den Saal, oder die Gallerie berühmter Leute nennt, um daselbst die Statuen verdienstvoller Magistratspersonen zu errichten. Sie geben zugleich einen würdigen Gegenstand der Nachahmung für die Nachfolger ab. Wenn der arbeitsame unpartheyische Richter in dieses Gebäude tritt, so sieht er hier Muster zur Nachahmung: und das böse Gewissen eines schlechten Richters wird dadurch beschämt, und vielleicht zur Besserung gereizet.

Es giebt auch eine Kriegsschule in Paris. Wie vortheilhaft wäre es nicht daselbst eine ähnliche Gallerie zu errichten, und die Statuen von Duguesclin, von Turenne, von dem Marschall von Sachsen, und ihres gleichen dahin zu setzen? Man verewigte dadurch ihre großen Thaten, und zeigte zugleich der Jugend daselbst den Weg zur Ehre, und was ihre Pflicht ist, wenn der Beyfall der Nachwelt erworben werden soll.

Vor den Sälen der Akademie könnte man gleichfalls Kolonnaden errichten, und solche dem Andenken derer, die sich in den Künsten und Wissenschaften vorzüglich hervorgethan, widmen. Auf eben die Art müßte einer von den Versammlungssälen der Geistlichkeit denjenigen, die sich besonders in der Kirche hervorgethan, und sich durch ihre Tugenden und

Kenntnisse einen Namen erworben, bestimmt seyn. Ein ähnlicher Saal des Stadthauses sollte die Statuen großer Minister, und auch solcher Privatpersonen, die sich besonders um das Vaterland verdient gemacht, und allgemeinen Beyfall erworben, enthalten.

Alle diese Denkmale würden die Künstler genug beschäfftigen, und ihrem Genie Gelegenheit geben, mit den Erfindungen abzuwechseln. Unsre Städte erhielten dadurch eine prächtige Zierde, welche die Neugierde andrer Nationen reizen, und uns selbst zu Ausübung unsrer Pflichten antreiben würde, indem wir täglich die Muster vor Augen sähen, von denen wir die Nachkommen sind. Inzwischen ist nicht zu läugnen, daß die Schmeicheley und kriechende Denkungsart sich dabey einschleichen würden. Man würde zuweilen Unwürdige den verdienstvollesten Männern vorziehen, und auf die Art einen mit dem andern verwechseln. Diese Ungerechtigkeit zu vermeiden, müßte man keinem eine Statue setzen, wenn es nicht mit Beyfall des ganzen Publicums geschähe: und diesen Beyfall erkennt man leicht; er zeigt sich in den Gesprächen der Gesellschaften, in den Schriften, die herauskommen; man merkt und empfindet ihn. Nach diesem Beyfalle müßte man sich, mit Hintansetzung aller andern Betrachtungen, allein richten.

Grabmale sind die gewöhnlichsten Monumente bey uns, aber sie kommen, überhaupt genommen, nicht von einer allgemeinen Hochachtung, sondern von der Eigenliebe und Eitelkeit der Familien her. Ohne mich darüber einzulassen, finde ich nur einige Anmerkungen dabey zu machen.

1) Es schickt sich nicht die Grabmale in Kirchen zu setzen, und gleichwohl sind sie fast alle daselbst. Der Wohlstand erfordert an einem so heiligen Orte keine andre, als Gegenstände der Verehrung. Die Vorstellungen von den Geheimnissen unsrer Religion, Bilder und Statuen der Heiligen sind es, die man nur in einem der Gottheit geheiligten Tempel dulden, und das andre alles daraus verbannen sollte. Zur Seite eines Altars das Grabmal eines Mannes setzen, den die Religion keine Ursache hat zu verehren, sondern der wegen seiner Ausschweifungen oft ein Schandfleck derselben gewesen; sein Lob mit goldnen Buchstaben in Marmor graben, da doch blos der Nahme Gottes und der Heiligen hier verehrt werden soll; da, wo man den Christen gedemüthigt und in der Niedrigkeit sehen soll, mit Ehre, Titeln und schwülstigem Lobe Eitelkeit treiben; das Grab eines elenden Sterblichen prächtig geziert bey einem simplen armseligen Altare antreffen: alles dieses ist widersprechend und höchst unanständig. Möchte man doch die Kirchen von einem solchen Uebelstande reinigen, und nicht zulassen, daß ein Gemische von geistlichen und weltlichen Dingen den wahren Gotesdienst in ihren Mauern verunreinigte und verunehrte!

Es wäre zu wünschen, daß man durch ein und dasselbe Gesetz nicht nur die Beerdigungen der Todten, sondern auch die Grabmale in den Kirchen, verböte: und daß, wenn sich der Geruch der Gräber verliert, auch zugleich alle Vorstellungen des Todes weggeschafft würden. Das eine folgt aus dem andern.

Da aber doch gleichwohl Grabmale seyn sollen, so fragt sich, wo man sie hinlegen soll? In Gallerien, die an die Kirchen stoßen, oder in den gewölbten

Gängen,

Gängen, welche die Gottesäcker einschließen. Da können die Leute ihre Eitelkeit befriedigen, ohne den Wohlstand zu beleidigen. Hier können die Monumente, welche den Familien so sehr am Herzen liegen, in einer gewissen Ordnung errichtet werden, und die Liebhaber eine Augenweide finden, ohne daß dadurch ein heiliger Ort, wie die Kirchen, beleidiget wird.

Zu St. Denis nehmen die Gräber der ehemaligen Könige von Frankreich viel Platz im Chore, im Kreuze und in den Kapellen weg, sie sind im Wege, und gar nicht vortheilhaft angelegt. Man sollte sie alle wegnehmen, und in die Gänge des Klosters der Abtey verlegen, dabey die chronologische Ordnung, wenn sie regiert, beobachten, und den letztverstorbnen Königen, welche noch gar kein Begräbniß haben, auch welche errichten. Diese Reihe von Grabmalen würde auf eine bequeme Art gleichsam eine Geschichte der Könige in Frankreich darstellen.

In vielen Kirchen, wie in der Sorbonne, trifft man mitten im Chore ein großes Grabmal an. Allein schickt es sich wohl, bey aller Achtung, die man für einen Minister, wie der Kardinal Richelieu, hat, daß sein Grabmal einen solchen Platz einnimmt? Ist es anständig, daß der Anblick dieses großen Mannes in der Lage eines Sterbenden die Aufmerksamkeit der Geistlichen während des Gottesdienstes zerstreuet?

In den meisten Pfarrkirchen zu Paris, und in sehr vielen Klosterkirchen trifft man Grabmale von allerley Größe an, welche an die Pfeiler geklebt scheinen, oft ganze Kapellen einnehmen, und einen weit bessern Platz als der Altar haben. Wenn man mit

Ueberlegung handeln will, so wird man sie alle wegreissen, und entweder gar vernichten oder ihnen einen schicklichern Ort anweisen.

2) Soll das Recht, ein Grabmal zu errichten, einem jedweden ohne Unterschied frey stehen? Nach der eingeführten Gewohnheit ist die Frage mit ja zu beantworten; denn wer Geld dazu hat, kann auch ein Grabmal anlegen. Inzwischen wäre zu erwegen, ob es nicht lächerlich scheint, unbekannten Leuten, die nicht berühmt, ja nicht einmal dem Namen nach bekannt sind, Monumente von der Art zu widmen. Daß man verdienten Ministern und Magistratspersonen, großen Generalspersonen, Prelaten, berühmten Gelehrten und Künstlern ein Denkmal stiftet, dawider läßt sich nichts einwenden. Daß eine Gemeinde ein gleiches für ihren Pfarrer thut, das ist anständig. Aber daß nichtsbedeutende Privatpersonen für ihr Geld die Erlaubniß haben, auf diese Art neben würdigen und verdienten Männern zu figuriren, daß sollte billig nicht erlaubt seyn. Wer bey seinem Leben keinen großen Eindruck auf andre Menschen gemacht hat, darf es noch weniger nach seinem Tode thun.

Es wäre zu wünschen, daß man hierüber eine Art von Polizey hätte, und daß niemanden das Recht eines Grabmals eingeräumt würde, als der sich durch große Thaten und Talente hervorgethan, oder eine ansehnliche Stelle bekleidet, so würden sie sich nicht so übermäßig vermehren, und wieder eine Klasse von Denkmalen werden, um die man sich durch Nacheiferung bestrebte.

3) Die Grabmale zeigen den Künstlern ein weites Feld, wobey sie ihre Einbildungskraft üben, Erfindung

findung und Ausdruck anbringen, und wovon sie wohl angeordnete Gemälde von edlen und reichen Gedanken machen können. Die antiken Gräber sind meistentheils wenig bedeutende Gegenstände. Anfangs setzte man zum Zeichen des Grabes bloße Steine an den Ort, wo ein Körper begraben ward, um des Andenkens und der allen Menschen natürlichen Denkungsart willen, vermöge deren sie für die Asche einer geliebten Person, mit der sie gelebt, Ehrfurcht hegen. Diese ungestalten Steine bekamen in der Folge die Gestalt einer Pyramide, weil dieselbe mit der Grundlinie auf der Erde, mit der Spitze aber gegen den Himmel steht, und dadurch gleichsam den Zug der Seele in die himmlischen Sphären nach der Trennung vom Leibe anzeigt. Aus den kleinen Pyramiden von schlechten Steinen wurden nachgehends, bey zunehmender Pracht, größere und von kostbarern Steinen. Vornehme und mächtige Personen glaubten der Nachwelt einen großen Begriff beyzubringen, wenn sie den Umfang dieser zum Begräbnisse bestimmten Monumente von ungeheurer Größe machten. Daher sind die berühmten egyptischen Pyramiden entsprungen, welche noch jetzt nach so vielen Jahrhunderten zur Bewundrung der Welt da stehen, deren Masse alles, was bisher von Menschenhänden gemacht ist, übertrifft, und einen erstaunlichen Berg von kindisch verschwendeten Materialien zeigt, welche blos zur Befriedigung des menschlichen Stolzes angewendet worden.

Die Griechen und Römer zeigten bey ihren Begräbnissen mehr Klugheit und Ueberlegung. Ihr Grabmal bestand aus einer Urne zur Asche, aus einem steinernen Sarge zu den Knochen, und zuweilen,

wiewohl selten, einer kleine Pyramide mit dem Bildnisse des Verstorbnen. Es giebt in Frankreich noch dergleichen Ueberbleibsel von den alten Römern. Zu Arles sind die sogenannten elisäischen Felder voll antiker Grabmale von sehr simpler Gestalt, die nur eben so groß als die darunter liegenden Körper sind. Bey St. Rhemi in Provence findet sich ein viereckichtes römisches Grabmal, welches aus einem breiten Grundsteine, mit einer Art von viereckichter Kuppel, darunter man eine Gruppe von Figuren bemerkt, besteht, die oben pyramidenmäßig zuläuft.

Die Gesetze einer Republik, worin keine große Ungleichheit der Stände war, durften auch keinen merklichen Unterschied in der Beerdigung der Todten erlauben. Diese Denkungsart dauerte bis das monarchische Regiment der Republik ein Ende machte. Nachgehends fanden sich Kaiser, die, von einem eiteln Ehrgeize angetrieben, glaubten bey der Nachwelt große Begriffe von ihrer Macht zu erwecken, wenn sie weitläuftige Werke zur Aufbewahrung ihrer Asche aufführten. Das massive und große Gebäude, welches heutiges Tages zur Citadelle von Rom dient, und unter dem Namen der Engelsburg bekannt ist, war seinem Ursprunge nach nichts anders, als das Grabmal des Kaisers Hadrian.

Diese kolossalischen Gebäude sind aus der Mode gekommen. In den letzten Jahrhunderten hat man bey Anlegung der Grabmale mehr Bescheidenheit gebraucht, und sich auf einen großen platten Stein eingeschränkt, auf dem oben der Verstorbne liegend vorgestellt ist, und zu den Seiten Basreliefs, die sich auf ihr Leben beziehen, oder Inschriften ausgehauen sind; dahin gehören die Gräber der Herzoge von Burgund

in

in Dijon. Für andre hat man ein kleines Gebäude von zwey Stockwerk errichtet. Unten an der Erde sieht man auf einem Grundsteine die Vorstellung eines todten Körpers mit den scheußlichen Merkmalen des Todes. Darüber liegt eine platte Tafel auf vier kleinen Pfeilern, und oben darauf das Bildniß des Verstorbnen, bald in einer demüthigen Stellung, bald als wenn er schliefe. Auf die Art sind die Gräber der Herzoge von Savoyen in der Frauenkirche zu Brou bey dem Bourg en Bresse. Diese nichtsbedeutende Vorstellung hat man bey den Gräbern von Ludwig XII. Franz I. und der valesischen Könige, als den einzigen, die einige Achtung verdienen, nachgeahmt.

Das Grabmal von Ludwig XII. stellt gleichsam ein kleines Haus von Marmor vor. Auf einem mit Basreliefs gezierten Grundsteine umgeben einige Bogenstellungen eine Art von Grab, darauf man die nackenden Bilder des Königs und der Königinn, welche sterben, bemerkt. Am Gebälke über den Bogen sind sie abermals, und zwar kniend, vorgestellt. Vier Tugenden sitzen an den Ecken des Grundsteins. Das Grab vom Könige Franz I. ist in eben dem Geschmacke als die von den Valesiern. Alles was uns aus jenen gothischen Zeiten übrig geblieben, läuft auf dergleichen elende und gemeine Erfindungen hinaus, ausgenommen was man in der Kapelle des Hauses Orleans bey den Cölestinern sieht. Man trifft daselbst eine Todtensäule, vortrefflich in Bronze gearbeitet, woran drey Statuen der Tugenden befindlich, an; oben darauf stehet eine Urne, worin das Herz von Anna von Montmorenci aufbewahrt wird. Dieser Gedanken, welcher weit edler,

als

als die bisher angeführten ist, zeuget von dem Verstande des Erfinders, Germain Pilon. Darneben befindet sich eine mit Siegeszeichen, 4 marmornen Statuen von Tugenden, und zwey Basreliefs in Bronze gezierte Pyramide, welches der Familie von Longueville Grabmal ist. Darauf folgt ein Piedestal mit den drey Grazien aus einem einzigen Stücke Marmor, von einer seltnen Schönheit und Arbeit. Auf dem Kopfe derselben ruhet das Herz von Heinrich II. in einer vergoldeten Urne. Ein andres dreyeckichtes Piedestal, an dem drey Genien mit Fackeln in der Hand zu sehen, trägt eine geflammte Säule, und oben darauf eine Urne mit dem Herzen von Franz II. Ein Engel hält eine Krone darüber. Diese Grabmale, welche sich von den gemeinen unterscheiden, verdienen wegen der guten und zierlichen Arbeit bemerkt zu werden. Sie stellen, wie alle andre, Gegenstände vor, welche in keine Kirche mit Wohlstand gesetzt werden können.

Die Grabmale aus den nachfolgenden Zeiten, geben schon einen Beweis von einem reinern Geschmacke, und von aufgeklärtern Begriffen. Was kann simpler und edler seyn, als das Grabmaal des Kardinals Richelieu in der Sorbonne? Wie viel Genie, Feuer, und Ausdruck verräth sich nicht darin? Mit Erstaunen betrachtet man zu St. Nicolas du Chardonnet die Mutter des Malers le Brun, welche durch den Schall der Trompete erweckt, aus dem Grabe aufersteht. Auf ihrem Gesichte zeigt sich Heiterkeit, und Sehnsucht, der Freude der Seligen zu geniessen. Was für ein herrliches Bild, wenn man zu St. Denis den Turenne sieht, welcher seinen Geist in den Armen der Unsterblichkeit aufgiebt?

Zu seinen Füßen bemerkt man den erschrocknen Reichsadler; die Tapferkeit, und Klugheit bezeugen über diesen Todesfall Unruhe, Verwundrung und Betrübniß. Ein Grab, vor welchem ein Basrelief die letzte That dieses Helden vorstellt, eine große Pyramide, und an Palmbäume von Bronze aufgehangne Siegeszeichen geben diesem vortrefflichen Gemälde eine neue Zierde. Es war dem le Brun aufbehalten der Welt zu zeigen, daß man von Marmor und Bronze, so gut als durch Pinsel und Palette, ein Gemälde liefern könne.

Die Kunst Grabmale anzulegen, welche die alten Griechen und Römer gar nicht kannten, und die man bis auf die Zeiten Franz des ersten auf eine gothische Art ausübete, wurde unter der Regierung von Ludwig XIV. zu einer großen Vollkommenheit gebracht, und sie hat sich darin bis auf den heutigen Tag erhalten. Ich verstehe darunter die Kunst einen großen edlen Gedanken in einem Grabmale vorzustellen, ohne dabey die Einheit des Gegenstandes aus der Acht zu lassen. Die drey zuletzt verfertigten Grabmale sind ein Beweis davon. Auf dem von Languet, ältesten Pfarrer zu St. Sulpice, sieht man die Unsterblichkeit Cypressen mit Füßen treten, in der einen Hand den Riß von der neuen Kirche St. Sulpice halten, und mit der andern das Tuch des Todes zurückstoßen. Unter diesem Tuche kommt das Bild des Languet hervor. Man sieht aus seiner Stellung und den Zügen, daß ihn eine lebhafte Hoffnung Muth macht, und der besiegte und entkräftete Tod liegt ihm zur Seite. Dieß Grabmal soll anzeigen, daß sich dieser würdige Pfarrer durch Anlegung und Ausführung seiner neuen Kirche unsterb-

lich

lich gemacht hat. Der Künstler Slodtz hat diesen Gedanken sinnreich und glücklich ausgedrückt, und davon ein simples einnehmendes Gemälde verfertigt. Der Sarg, die Pyramide zum Hintergrunde, das Tuch, die Vermischung von Bronze, und wohl gewählten Marmorn, geben ein reiches Feld von Abwechselungen. Der Kontrast ist natürlich und glücklich; der Ausdruck wahr und stark, und im Ganzen herrscht eine sanfte Uebereinstimmung, und rührende Harmonie.

Das Grabmal des Kardinal Fleuri zu St. Ludwig beym Louvre von der Hand des le Moine ist gleichfalls ein wohl angeordnetes Gemälde. Der Kardinal stirbt in den Armen der Religion, Frankreich seufzt zu seinen Füßen, und der Tod erhebt sich, um den, welchen Frankreich beweint, mit einem Tuche zu bedecken. Der Gedanke ist zwar nicht neu, aber die Art ihn vorzustellen und anzuordnen hat viel Neues. Der Charakter in dem Werke ist groß; der Ausdruck der Wahrheit gemäß, und wohl gewählt; die Wirkung mehr ruhig als lebhaft; und die ganze Ausführung meisterhaft. Man ist dem Künstler Dank schuldig, daß er auf eine sinnreiche Art, so viel möglich, den häßlichen Anblick des Todtengerippes vermieden, und es doch gleichwohl hinlänglich gezeigt.

Das Grabmal des Marschalls von Sachsen ist von Pigalle mit vielem Genie angegeben. Man sieht den Helden mit unerschrockner Miene ins Grab hinabsteigen, und Frankreich voll Betrübniß über diesen Verlust will ihn zurückhalten: dabey liegt ein Adler, ein Löwe und ein Leoparde als symbolische Bilder seiner erhaltenen Siege. An seiner Seite hält der Genius der Kriegskunst eine Fahne. Die

Stärke

Stärke und Tapferkeit sehen den Helden mit Betrübniß verschwinden. Diese schöne Vorstellung hat jedermann in Verwundrung gesetzt. Es ist ein schön gezeichnetes und ausgeführtes Gemälde. Nur schade, daß es die Zierde einer entfernten Stadt abgeben soll. Ist dieß nicht ein neuer Grund die Ausführung meines oben gegebnen Vorschlags zu wünschen? Stünde dieses Monument nicht viel besser in einer Gallerie der Kriegsschule in Paris, als in einer lutherischen Kirche zu Strasburg?

Die beygebrachten Exempel beweisen, daß es nur auf das Genie der Künstler ankommt, die Begräbnißmonumente großer Leute wichtig und sinnreich zu machen. Darauf sollen sie sich besonders befleißen: und sie werden diesen Endzweck auch erreichen, wenn sie ein natürliches simples und eindruckmachendes Bild wählen, und es so anordnen, als wenn es ein wirkliches Gemälde wäre. Die Vermischung von Bronze, von Marmor verschiedner Farben, und von Vergoldung werden ihnen Licht und Schatten, und Reflexe an die Hand geben. Sie werden gewiß Beyfall erhalten, so bald sie als Dichter denken, und den Gegenstand als Maler ausführen.

Die sechste Abtheilung.

Von der Möglichkeit einer neuen architektonischen Säulenordnung.

Es wäre ein erniedrigender Gedanke, wenn man sich einbilden wollte, die Griechen hätten allein das Vorrecht gehabt Säulenordnungen zu erfinden. Warum sollte es andern Nationen, wenn sie auf der von den Griechen gebrochenen Bahn fortfahren, verwehrt seyn, weiter zu gehen als jene gekommen? Diese Bahn hat keine Gränzen. Es giebt sicherlich noch sehr viele verborgne Schönheiten, die ein Künstler von Genie entdecken, und ans Licht stellen kann. Alle Künste sind, so lange das Genie noch kein Licht darüber ausgebreitet hat, wie eine in der Finsterniß liegende Welt. Man tappet im Dunkeln, und findet nur eine geringe Anzahl von Gegenständen. Die Einbildungskraft schließt sie in einem engen Umfange ein, und sieht sie in Unordnung und ohne Verbindung. So bald diese dunkle Welt aber erleuchtet wird, so verliert man sich gleichsam in dem weiten Umfange, und die Schönheiten vermehren sich bey jedem Schritte. Vorher war es nur eine geringe Anzahl von Gegenständen, nunmehr aber ein unzählbarer Haufen von regelmäßigen, deutlichen, und ins Gesicht fallenden Dingen.

Das Genie ist das Licht, welches den in der Natur verborgen liegenden schönen Wirkungen der Natur einen Glanz und ein Leben giebt. Das Genie

scheint zu erschaffen, weil es die Fähigkeit hat zu erfinden, und Entdeckungen zu machen. Man möchte fast sagen, die Natur habe sich mit Fleiß vorgenommen, den Menschen ihre Reichthümer zu verbergen, und solche nur anzuzeigen, um sie zur Arbeit anzureizen, und für die Langeweile zu bewahren; die Natur überläßt uns das Vergnügen zu erfinden, zur Belohnung für unsre Mühe, und zur Aufmunterung neue Versuche anzustellen.

Die Natur vermischt allezeit das Gold mit dem Unflate, und verbirgt ihre Schätze in der Tiefe, damit man erst mit Mühe dazu gelange. Das Genie nimmt den groben Unrath weg, räumt alles Fehlerhafte aus dem Wege, und reiniget das Gold. Was vorher schlecht nnd gemein schien, bekommt einen hohen Werth, wenn es durch das Genie geläutert wird.

Wir wollen also nicht einräumen, daß die Künste Schranken haben. Da sie bestimmt sind von den Reichthümern der Natur einen Gebrauch zu machen, so muß auch ihre Sphäre unbegränzt seyn. Wird ihr Umfang nicht mehr erweitert, so ist es ein Beweis, daß das Genie sich nicht mehr um ihren Fortgang bekümmert. Deswegen ist auch die Baukunst da stehen geblieben, wo die Griechen sie gelassen. Es ist unsrer Unternehmung würdig die alten Gränzen zu erweitern. Wir wollen nur fest glauben, daß es noch viele uns unbekannte Schönheiten darin giebt, und mit Hülfe des Genies dahin zu gelangen suchen, wo die Griechen nicht hingekommen sind; so werden wir gewiß neue Wunder entdecken.

Die Aufgabe von der wir jetzo handeln, besteht in der Erfindung einer neuen Säulenordnung. Wir

wollen erst die Bedingungen, worauf es ankommt, und nachgehends die Mittel zur Auflösung dieser Aufgabe, anzeigen.

Das erste Kapitel.

Bedingungen der Aufgabe.

Eine Säulenordnung erfinden, ist eigentlich nichts anders, als bey einem Gebäude die Wandpfeiler, welche tragen, mit den Balken, welche getragen werden, auf eine geschickte und sich gut ausnehmende Art mit einander verbinden. Die senkrechte Mauer stellt die Säulen vor; hingegen der Boden, und das Dach, davon jener horizontal und dieses schief liegt, werden durch die Balken angedeutet.

Man verbindet diese beyden Hauptttheile auf eine edle und schöne Art, wenn man ihnen eine zierliche Gestalt giebt, und sie aus verschiednen wohl gewählten und gut geordneten Gliedern zusammensetzt.

Die beste Form der Säulen ist die runde, und von dieser soll man nie abgehen. Man hat zwar versucht an deren statt andre Formen zu wählen, aber der Erfolg ist nie glücklich gewesen. Die viereckichte Form ist hart und unangenehm. Acht oder auch zwölfeckichte Pfeiler sind zwar nicht so unangenehm, die vielen Winkel geben ihnen aber doch noch ein etwas hartes Ansehen. Die ovalen Säulen, dergleichen man am Portale der Kirche de la Merci sieht, haben den Fehler, daß sie wegen des gedoppelten Durchmessers zwey ungleiche Dicken zeigen. Der einzige wahrhaft schöne und artige Umriß ist der circulrunde.

In den Jahrhunderten, da die gothische Architektur im Gebrauche war, bediente man sich allerley wunderbarer Arten von Pfeilern, und machte bald gleichsam ein Bündel kleiner dicht zusammengefügter Säulen, bald eine unten sehr dicke Säule, aus deren Schafte oben in gleicher Weite vier kleinere hervor kamen. Diese Formen bewiesen den barbarischen Geschmack. Die vielen kleinen Säulen zusammen zeigen einen unordentlichen Umriß, und schlecht zusammengesetzte Theile. Die vier kleinen Säulen auf der großen, sehen sehr ungleich aus, und sind als ein unnützer Weise getheiltes Ganzes zu betrachten. Folglich sollen dergleichen gothische Formen gänzlich verworfen werden.

In den folgenden weniger barbarischen Zeiten, wollte man seine Geschicklichkeit in Anbringung schwerer Dinge zeigen, und erfand die gewundnen Säulen. Diese auf eine gezwungne Art gedrehte Form gefiel anfangs als etwas Sonderbares, denn das Sonderbare hat bey dem größten Haufen der Menschen mehr Einfluß, als das wahrhaft Schöne. Der prächtige Altar in der Peterskirche zu Rom brachte diese neue Mode recht in den Gang. Man machte sie bey dem Baldachin der Kirche Val de Grace und an vielen andern Orten nach. Nachdem aber eine vernünftige Ueberlegung das eigensinnige Vorurtheil überwunden, so hat man eingesehen, daß die gewundnen Säulen eine schlechte Erfindung sind, welche keineswegs der Natur und ihren schönen Wirkungen nachahmt, sondern das Fehlerhafte von ihr entlehnt. Man fand, daß eine Säule von der Art eine Stütze vorstelle, die sich unter der Last biegt, und daß durch diese verkehrte Drehung, die Wir-

kung des senkrechten Standes geschwächt, und die Säule ungestalter anstatt artiger würde.

Die vollkommne Rundung der Säule ist also ein nothwendiges Stück, daher man bey Erfindung einer neuen Ordnung nicht dabey zu ändern anfangen muß. Die Griechen haben bey ihren drey Säulenordnungen solche unverändert beybehalten, und darin sehr klüglich gehandelt.

Die Säulen können nach verschiednen Verhältnissen eingerichtet werden; allein durch die bloße Veränderung dieser Verhältnisse wird man keine neue Ordnung hervorbringen. Wenn das übrige mit den bekannten Ordnungen übereinstimmt, so wird zwar die Ordnung dadurch mehr oder weniger simpel und leicht werden, aber doch allemal ihren Hauptcharakter behalten.

Eine Säulenordnung kann nicht anders den Namen einer neuen verdienen, als wenn der Säulenfuß und das Kapitäl verändert wird. Die Griechen haben drey Säulenfüße, und drey Kapitäle von besonderm Charakter erfunden: darin besteht der Unterschied derselben, und dieß ist bey den neuen nachzuahmen. Ein Architekt, der von einer edlen Nachahmungsbegierde angetrieben wird, eine neue Ordnung anzugeben, muß hauptsächlich darauf bedacht seyn, ein Kapitäl und einen Säulenfuß von wahrer Schönheit, der mit den andern nichts gemeinschaftliches hat, zu ersinnen. Die Sache scheint leicht, man bilde es sich aber ja nicht ein, denn bisher ist der Erfolg bey allen, die sich daran gewagt, schlecht gewesen.

Die Balken, welche auf den Säulen ruhen, sind der zweyte Gegenstand, worauf man hauptsächlich zu

sehen. Die Alten nannten sie tabulatum, und wir das Gebälke. Die Griechen erfanden dieses Stück auf die schicklichste Art. Sie bemerkten, 1) daß der Boden aus Hauptbalken von einer Mauer zur andern bestünde, darüber man andre Balken (soliveaux) legte, und solche entweder mit Bretern bedeckte, oder sie frey fürs Gesicht ließe. 2) Daß von dem oben auf liegenden Dache das Holzwerk nothwendig vorragen müßte, um die Traufe von dem Gebäude zu entfernen. Nach diesen Haupteigenschaften richteten sie ihr Gebälke ein, und gaben demselben bey allen drey Ordnungen drey Stücke, den Architrab, Frieß, und Karnieß. Der Architrab stellt den Hauptbalken vor, der auf der Säule ruhet, der Frieß ist statt der darüber liegenden Balken, und der Karnieß statt des Vorsprungs vom Dache, welches nach einer schiefliegenden Fläche darauf ruhet.

Laßt uns nun den schönen Vortheil betrachten, den die Griechen aus der Zusammensetzung dieser verschiednen Theile, und auch der zufälligen Nebentheile gezogen. Bey der dorischen Ordnung stellt der Architrab blos den Balken ohne den geringsten Zierrath vor. Im Friese ragen die Spitzen der Balken etwas hervor, woraus die angenehme Abwechselung von Trygliphen und Zwischentiefen entspringt. An der Decke des Karniesses stehen die Spitzen, welche gerade auf die Balken gesetzt sind, heraus, daher sind die Sparrenköpfe entstanden. Man sahe, oder vielmehr man schloß, daß das Wasser vom Kranzleisten herablaufen, sich unten an den Sparrenköpfen anhängen, von da auch an die Trygliphen herablaufen, und solche aushölen, und endlich unten an den Trygliphen hängen bleiben könnte.

Nach dieser Bemerkung verbesserten sie die grobe Wirkung der Natur durch Kunst, sie hieben unter den Sparrenköpfen hangende Tropfen und höhlten in den Trygliphen Kanäle aus, und brachten unten an den Trygliphen abermals kleine Tropfen an. Die Nachahmung that eine gute Wirkung, und die dorische Ordnung erhielt dadurch einen besondern Charakter, der von großer Schönheit ist. Die Abtheilungen des Frieses, und der Decke am Karnieß haben ungleiche Zwischenräume hervorgebracht, welche leicht und mit gutem Kontraste zu verzieren sind, und zugleich ein vollkommnes Ganzes ausmachen.

Bey der ionischen Ordnung hatten die Griechen die Absicht, etwas Leichters und Feiners anzugeben; sie theilten deßwegen den Architrab in mehrere Streifen ein, um diesen Theil der Säule dadurch nicht so schwer zu machen. Der Frieß blieb leer, und man konnte ihn entweder glatt lassen, oder mit einer der Länge nach fortlaufenden Bildhauerarbeit zieren, nach dem die Nothwendigkeit oder der Wohlstand eine reiche oder simple Verzierung gebrauchte. Im Karniesse machten sie das schwächste Stück unter allem Holzwerke sichtbar, wodurch aus den Enden der Sparren die Kälberzähne entstunden. Die Vorstechung des Karniesses suchten sie gelinder zu machen, und setzten deßwegen ein wellenförmiges Glied darunter: aus dieser Verbindung der Theile entstand ein Ganzes, das zwar kein so stolzes, aber ein desto gefälligeres Ansehen hatte.

Bey der korinthischen Ordnung suchten die Griechen die größte Pracht zu zeigen, woraus die prächtige Zusammensetzung des Gebälkes dieser Ordnung entstand. Der Architrab wurde nicht nur in

verschied-

verschiedne Streifen getheilt, sondern jede von diesen auch mit Gliedern von reicher Bildhauerarbeit geziert. Der Frieß der korinthischen Ordnung behielte mit der ionischen viel ähnliches, er konnte entweder glatt bleiben, oder nach Gelegenheit mit Bildhauerey versehen werden. Im Karniesse suchten sie stärkeres Holzwerk als die Sparren zu zeigen, und machten zu dem Ende Sparrenköpfe, welche die Decke des Kranzleisten in ungleiche Theile theilen, und solcher eine reiche Zierde geben.

Bey Untersuchung dieser verschiednen Gebälke ergiebt sich, daß das dorische Gebälke allein einen unterscheidenden Charakter hat; die beyden andern sind so sehr nicht von einander unterschieden. In den Hauptheilen sind sie einander ähnlich, sie weichen nur in kleinen Nebendingen von einander ab. Aus dieser Anmerkung erhellet, daß die Griechen selbst kein so fruchtbares Genie hatten, als wir ihnen gemeiniglich zuschreiben. Wären sie an Ideen reicher gewesen, so fände sich in der Anlage der beyden Gebälke nicht so viel Einförmigkeit.

Beym Verfalle der Baukunst thaten sich die Baumeister durch keine neue Erfindungen weiter hervor, ja sie waren nicht einmal im Stande die alten nachzumachen. Es sey, daß es an großen Steinen fehlte, um den Architrab aus einem Stücke zu hauen, oder daß man den Gebrauch der keilförmigen Steine, um einen geradlinigten Bogen zu schließen, nicht wußte, genug sie bedienten sich gar keiner Gebälke mehr, sondern führten Bogenstellungen von einer Säule zur andern. Dieß ungereimte Verfahren ward allgemein, und blieb bis zur Wiedereinführung der alten griechischen Architektur.

Es erhellet also hieraus, daß man bey Erfindung einer neuen Ordnung nicht auf den wunderlichen Einfall gerathen darf, auf die Kapitäle der Säulen Bogen zu setzen, wie bey den gothischen Gebäuden üblich war. Eine Hauptbedingung ist, daß man das Gebälke nach antiker Art beybehält, und ihm nur eine Veränderung und neuen Charakter giebt.

Die Griechen, welche keine Kenntniß von unsern Zelt- und Walmdächern, noch weniger von den gebrochnen Dächern hatten, bemerkten, daß die beyden schräg anlaufenden Seiten des Daches einen Giebel machten, und wollten davon einigen Nutzen ziehen. Sie hatten bereits an dem Karniesse einige Stücke des Holzwerks vom Dache angebracht, und geriethen nunmehr auf den Einfall, den Karnieß auf beyden Seiten des Giebels anzuwenden, wo es natürlich war, eben die Theile des Holzwerks anzuzeigen. Daraus entstand der Giebel (fronton.) Nach ihren sehr platten Dächern richtete sich die Höhe des Giebels, und das Giebelfeld gab ihnen Gelegenheit, schöne Basreliefs daran aushauen zu lassen.

Bey der gothischen Bauart waren die Giebel gleichfalls gebräuchlich, man machte sie aber sehr hoch, weil die nordischen Gegenden, daher diese Bauart kam, wegen des vielen Regens und Schnees hohe Dächer erforderten. Bey Erfindung einer neuen Ordnung sind die gothischen Giebel ja nicht nachzuahmen. Wenn man auch die schönsten Glieder dabey anbrächte, so ist doch gewiß, daß die große Höhe eine schlechte Wirkung thut, und das inwendige Giebelfeld zu spitzig macht.

Aus dem, was bisher gesagt worden, erhellet, daß eine bloße Aenderung in den Verhältnissen des

Gebäl-

Gebälkes zu einer neuen Ordnung nicht hinreichend ist. Die Theile müssen von andrer Art seyn, und einen Charakter haben, den man bey den bisherigen griechischen Gebälken nicht antrifft.

Dieß sind also die Bedingungen der Aufgabe. Soll eine Ordnung neu seyn, so muß erstlich wenigstens das Schaftgesimse und Kapitäl eine neue Gestalt bekommen: ferner muß das Gebälke sehr unterscheidende Abänderungen im Architrab, Frieß und Karniesse erhalten; so daß derjenige, welcher die ganze Ordnung ansieht, und bisher an die dorische, ionische und korinthische gewohnt gewesen, etwas ganz Neues, das jedoch mit den nothwendigen Theilen der Säule übereinstimmt, findet.

Das zweyte Kapitel.

Vorschläge zur Auflösung dieser Aufgabe.

Es giebt nur zwey Wege eine neue Ordnung in der Baukunst zu erfinden. Einmal, wenn man neue bisher unbekannte Glieder ersinnet; oder zweytens, wenn man die alten Glieder auf eine neue Art zusammensetzet.

Glieder heissen alle die Theile, welche der Säule die glatte Oberfläche benehmen. Dieß geschieht entweder nach einer geraden oder nach einer krummen Linie, durch erhabne oder durch hole Linien. Die geraden auswärtsstehenden Glieder haben einen dreyfachen Unterschied, denn sie sind entweder rechtwinklicht oder stumpf oder scharfwinklicht. Die rechtwinklichten Glieder heissen auch viereckichte, die einen

scharfen Winkel machen, heissen scharfwinklichte, und die einen stumpfen Winkel haben, stumpfwinklichte.

Zu den viereckichten Winkeln gehören der Riemen, der Streifen, die Tafel, die Streifen des Architrabs, der Kämpfer und der Bogen bey Bogenstellungen, die Kälberzähne, und überhaupt alle glatten Glieder. Scharfwinklichte hole Glieder sind die Holungen der Trygliphen; scharfwinklichte erhabene sind die spitzig abgeglichenen Steine von bäurischem Werke, u. s. w. Stumpfwinklichte Glieder befinden sich in allen vielwinklichten Abtheilungen, die größer als ein Viereck sind.

Die krummlinigten Glieder theilen sich in mehr Arten ein, weil man mit den krummen Linien auf eine mannichfaltige Art abwechseln kann. Es giebt regelmäßige und unregelmäßige krumme Glieder. Regelmäßige sind diejenigen, die aus Ausschnitten des Circuls bestehen, als: der Wulst oder Viertelstab, der Hohlleisten, der Stab, das Stäbchen, die Einziehung, die Kehlleiste, welche aus einem auswärtsvorstechenden und einem einwärtsstehenden Stücke vom Circul besteht. Die Kehlleiste kann zweyerley Stellungen haben, nähmlich eine rechte, wenn der auswärtsstehende Circulbogen oben ist, und eine verkehrte, wenn er unten ist. Das letzte von den regelmäßigen krummen Gliedern ist die Rinnleiste oder verkehrte Kehlleiste, weil der hohle Circulbogen eine Ausladung vor dem auswärtsstehenden hat. Sie kann eben so wie die Kehlleiste auf zweyerley Art gestellt werden, nähmlich so, daß das vorstechende Stück entweder oben oder unten steht.

Der unregelmäßigen krummen Linien giebt es sehr viele. Die bekanntesten in der Baukunst sind

der ovale Pfuhl, der entweder auswärts oder einwärts oval seyn kann; die Glieder nach der Spirallinie, welche die Rundung der Schnecken und der Kragsteine abgiebt. Sie ist entweder recht, wenn die Linie von oben nach unten läuft, oder verkehrt, wenn sie von unten nach oben läuft. Die Bauchung der Geländerpfeiler ist auch eine Krümmung, mit der man sehr abwechseln kann. Die Zierrathen von Bildhauerwerk geben noch eine überausgroße Menge von unregelmäßigen krummen Linien. Die Wendung der Blätter, ihr Umschlag und die Klocken, welche die Schnecken des alten ionischen Kapitäls machen, sind lauter unregelmäßige krumme Linien, die in der Architektur vorkommen.

Dieß ist ohngefähr, was uns die alten Griechen geliefert. Ich glaube nicht, daß dadurch alles in dieser Art erschöpft worden. Die Neuern haben zu den alten irregulären krummen Linien die krummen ausgehölten Linien hinzugethan, die man auf eine unendliche Art verändern kann. Wie viel andre krumme Linien von der Art könnte man durch fleißige Nachspürung der Natur nicht noch hinzuthun? Es ist vielleicht bey keiner Sache in der Natur mehr Abwechselung, als in den Umrissen der Dinge; darüber soll der Künstler studiren. Er wird eine unendliche Menge Muster antreffen, darnach er bey einem guten Genie die Glieder verändern kann. Es gehört nur eine gute Wahl der schönsten Umrisse, und eine kleine Verbesserung in Ansehung gewisser Unrichtigkeiten in der Natur dazu. Auf diese Art erfand der Bildhauer Callimachus das korinthische Kapitäl, als er die Blätter und Stängel vom Bärenklee sich

um eine Vase schlingen sahe, die oben mit einem Ziegel bedeckt war. Dieser Gegenstand gab dem Künstler das Modell, er sahe von ohngefähr die schöne Wirkung davon, brachte die Verhältnisse nachgehends mit Genie ins reine, verbesserte hin und wieder Kleinigkeiten, und lieferte dadurch das prächtigste Kapitäl, welches man hat. Wenn sich Künstler zuweilen aufs Land begäben, und der Natur in allen ihren eigensinnigen kleinen Abänderungen nachspürten; wenn sie das, was sie sähen, mit einer richtigen Beurtheilung und feinem Geschmacke betrachteten, so würden sie den Umfang der Kunst unaufhörlich erweitern und mit neuen Schönheiten bereichern.

Zur Zeit, da die gothische Bauart Mode war, wollten die Baumeister sich die Schönheiten der Natur, welche die Alten nicht bemerkt hatten, zu Nutze machen. Weil es ihnen aber am Geschmacke zu wählen fehlte, so nahmen sie gerade das an, was sie verwerfen sollten, und zierten ihre Kapitäle mit wilden und stachlichten Pflanzen. Die schlechtgezeichneten Blätter wählten sie zu Mustern bey den Ribben ihrer Gewölber. Das heißt die Schätze der Natur auf eine verkehrte Art gebrauchen, anstatt daß man blos ihre vorzüglichsten Wirkungen nutzen sollte. Sie hat in ihren schönsten Werken oft etwas überflüßiges, das der Künstler wegnehmen, und Mängel, die er durch sein Genie ersetzen muß.

Wir werden ein großes Hülfsmittel zur Angabe einer neuen Säulenordnung haben, sobald die Baumeister neue Arten von Gliedern und Zierrathen auf die Art erfinden, daß sie von der Natur das Schönste entlehnen, und die feinsten Hülfsmittel der Kunst anwenden, um die Natur dadurch zu verbessern.

Wenn

Wenn sie eine schöne Wirkung derselben, welche man bisher noch nicht gekannt, anzubringen wissen, warum sollte es ihnen nicht eben so leicht werden, als den Griechen, eine neue Ordnung mit einem unterscheidenden Charakter hervorzubringen?

Dieß ist der sicherste Weg zum vorgesetzten Zwecke zu gelangen. Inzwischen ist noch ein anderes Mittel vorhanden, wenn man die Zierrathen und Glieder der Griechen auf eine neue Art verbindet; und dieses wählten die alten römischen Baumeister, um die römische Ordnung herauszubringen. Sie verriethen dabey aber ein Genie, das sich nicht recht zur Erfindung schickte, denn sie ahmten blos der korinthischen Säule nach, und machten nur einige Veränderungen daran. Das Schaftgesimse und die Verhältnisse blieben, und das Kapitäl ward nur verändert. Zu dem Ende gab ihnen ihre Erfindungskraft nichts Neues ein, sondern sie verbanden blos das ionische mit dem korinthischen Kapitäl. Sie nahmen den obern Theil des ionischen, und setzten solchen auf den untern Theil des korinthischen Kapitäls. Das korinthische Gebälke ward nur in Kleinigkeiten und in den Verhältnissen verändert. Der Architrab behielte nur 2 Streifen anstatt drey; der Frieß blieb ganz; im Karniesse vereinigten sie die Kälberzähne, und Sparrenköpfe mit einander; und sie setzten zuweilen an deren statt eine Art von in zwey Streifen vertheilten Dielenköpfen.

Die Römische Ordnung hat so wenig Charakteristisches, daß man schon ein geübtes Auge haben muß, um sie nicht mit der korinthischen zu verwechseln. Man hat sie auch nie anders als eine zusammengesetzte Ordnung angesehen, dergleichen die

neuern

neuern Baumeister viele nachgemacht, und die von den alten Ordnungen nur in Kleinigkeiten abgehen, überhaupt aber mit den alten übereinkommen. Dahin gehören z. E. die Ordnungen, wo man bey einer Säule einen ionischen Karnieß auf einen dorischen Architrab und Frieß setzt, oder wo man eine korinthische Säule, einen dorischen Frieß, und ionischen Architrab und Karnieß mit einander vereinigt; oder endlich solche, wo man statt einer Art von Gliedern andre wählt, ohne das ein merklicher Unterschied heraus kommt.

In allen diesen Abänderungen ist nichts, daß eine neue Säule ausmacht. Es besteht blos darin, daß man von den Säulen etwas wegnimmt, und dafür von einer andern Ordnung entlehnt, welches aber nichts entscheidendes hat. Folglich kann die Wirkung auch nicht neu und groß seyn, noch weniger etwas so Charakteristisches haben, daß die Säulenordnung den Namen einer neuen verdiente.

Unter der Regierung von Ludwig XIV. hegte man die edle Ruhmbegierde eine französische Ordnung zu erfinden. Man sahe ein, daß das Hauptwerk auf ein Kapitäl von einem ganz neuen Charakter ankäme, und trug die Sache dem berühmten Perrault, und den besten Bildhauern, deren damals eine ziemliche Menge war, auf. Allein alle Bemühungen liefen auf ein Kapitäl von eben der Form, und Charakter, als das korinthische hinaus. Anstatt der Blätter von Bärenklee nahm man Straußfedern, machte unten an den Federbüschen ein Diadem von Lilien, und hieng das Ordensband von St. Michael und vom heiligen Geiste daran. An der Platte des Kapitäls ward statt der Blume, eine strahlende

Sonne,

Sonne, als das Sinnbild von Ludwig XIV. gesetzt. Im Ganzen that dieses Kapitäl eine wunderbare Wirkung, und so gar noch eine viel schlechtere als das korinthische Kapitäl. Man verwarf die neue Ordnung mit Grunde, und glaubte nunmehr fest, daß es nicht möglich wäre eine französische Ordnung zu erfinden.

Allein dieses gieng zu weit; das schlechte französische Kapitäl verdiente zwar verworfen zu werden, aber man hätte deswegen nicht an einer neuen Ordnung verzweifeln sollen. Seit der Zeit hat das Projekt einer französischen Ordnung das Schicksal mit vielen andern an sich schönen Vorschlägen gehabt, daß es nämlich aus Mangel der Aufmunterung ins Stecken gerathen. Man hätte es vielmehr unterstützen, ansehnliche Belohnungen, um die Genies aufzumuntern, aussetzen, und das Projekt nicht eher liegen lassen sollen, als bis es ausgeführt gewesen.

Dieser Gedanke darf den französischen Künstlern nicht gleichgültig seyn. Sie streben nach Ruhm in den Künsten, warum sollten sie nicht eine Nationalarchitektur erfinden, da sie einen Nationalgeschmack in der Musik haben? Würde es Frankreich nicht zur Ehre gereichen, wenn man nach dem Beyspiele der griechischen auch französische Ordnungen hätte? Die Franzosen sind in manchen Künsten die einzigen, welche heutiges Tages genennt zu werden verdienen, sie haben in der Musik blos die Italiäner, mit denen man sie vergleichen könnte *); wie vortrefflich wäre

*) Wie kann ein Mann, der sonst mit so vieler Scharfsichtigkeit von den Künsten urtheilet, so wenig in der Geschichte der Kunst anderer Nationen erfahren seyn,

wäre es, wenn man auch die französische Baukunst der griechischen an die Seite setzen könnte? Es ist gar nicht unmöglich die Sache dahin zu bringen. Ich will jetzt einen kleinen Entwurf geben, zum Beweise, daß es einem Mann von Genie, darunter ich mich nicht zähle, keinesweges schwer fallen könne, französische Ordnungen, die den griechischen in Ansehung der Erfindung den Rang streitig machen können, zu erfinden.

Das dritte Kapitel.

Anlage einer neuen französischen Ordnung.

Ich will ietzt einen Vorschlag zu einer neuen Säulenordnung geben, die in Ansehung des Schaftgesimses, des Schafts und Kapitäls von allen denen, welche man als eine Nachahmung der alten griechischen gemacht, verschieden seyn soll.

Das Schaftgesimse besteht unter dem Ablauf der Säule aus einem umgekehrten Kehlleisten, einem Stäbchen, einer Einziehung, die einen halben einwärtsgebognen Circul ausmacht, einem zweyten Stäbchen, und einem großen umgekehrten Kehlleisten,

oder ein solches Vorurtheil für seine Nation haben? Dergleichen allgemeine Urtheile sind sehr vorsichtig zu fällen. Es ist hier der Ort nicht sich in eine weitläuftige Widerlegung einzulassen, ob sie gleich sehr leicht fallen würde. Wir wollen nur blos bey der Musik bleiben, und dem Verfasser zu bedenken geben, daß man seit einigen Jahren die Opern eines Hasse, Holzbauer, Glück, und andrer mit größtem Beyfalle in Italien aufführt, sich aber noch nie einfallen lassen, einen französischen Kapellmeister nach Italien zu verschreiben. Anm. des Uebers.

sten, der auf der untern Tafel liegt. Diese Glieder auf einander machen ein gutes Profil, das mit den antiken Säulenfüßen gar keine Gleichheit hat. Es thut eine gute Wirkung, wie der attische Säulenfuß, welches der beste unter allen griechischen ist, und hat so viel besonders, daß man sie das französische Schaftgesimse nennen kann.

Der Schaft kann statt der Kannelirungen mit einer Menge von Lilien gleichsam besäet werden, doch müssen sie nur mittelmäßig erhaben seyn, wie auf den Kommandostäben. Um so viel, als sie erhaben sind, wird von dem Umfange des Schafts weggenommen, und zwar halb so tief als die Kannelirungen gemeiniglich sind. Man nimmt zehn Durchmesser des Schafts zu ihrer Höhe, wenn sie stark, und eilf, wenn sie schwach seyn soll. Es ist nicht mehr als billig, daß die französische Ordnung den Charakter, welchen ganz Europa der Nation beylegt, habe: so wie man nämlich dafür hält, daß die Nation einen feinen Witz, und leichte Sitten habe, so muß die Säule auch fein und leicht seyn.

Das französische Kapitäl erhält dieselbe Höhe und Ausladung als das korinthische. Die Form besteht aus einer Art von runden Vase, die allmählich weiter wird, und zwar von dem untern Stäbchen bis an die Platte, wo der Rand der Vase an einen großen sich wohl ausnehmenden Stab stößt. Die Vase ist mit Kannelirungen und abwärtslaufenden Stäben geziert; und unter den vier Winkeln der Platte, steigt vom untern Theile der Vase an ein abstehendes Blatt empor, welches ein wenig unter dem Rande der Vase einen schön gezeichneten Umschlag hat. Der Stab ist mit Blättern von Bärenklee,

die sich um ein kleines Stäbchen schlingen, geziert. Die Platte wird viereckicht, wie bey der dorischen Ordnung, besteht aus einem glatten Gliede, und ist mit Schnörkelwerk (postes fleuronnés) versehen; auf jeder Seite hat sie in der Mitte eine ausgebreitete Lilie, die auf zwey Palmzweigen ruhet. Die Sofiten dieser Platte sind an den vier Winkeln mit großen Rosen versehen.

Dieß wäre demnach eine Säule von ganz neuer Zusammensetzung. Das Kapitäl so wohl, als das Hauptstück sind von einer natürlichen, und simplen Gestalt: der Charakter ist groß und würde eine schöne Wirkung thun. Man könnte ihn mit keinem andern Kapitäl verwechseln, und die an der Platte angebrachte Lilie, würde auf beständig ihren Urspruug anzeigen.

Nunmehr wollen wir auch Anleitung zu einem Gebälke geben, das von denen griechischen verschieden, und von ganz andrer Wirkung ist. Der Architrab bekommt einen Streifen wie die dorische Ordnung, welchen man mit Schnüren, von Loorbeerblättern, ingleichen mit andern, die an Bändern unter den Kragsteinen des Frieses herabhängen, verziert, und der Architrab bekommt an den Sofiten einfache, doppelte, und geblümte Irrwege (Guillochis simples, ou doubles ou à entrelas.) Unten bringt man am Architrab viereckichte erhobne Tafeln an, die entweder mit einer strahlenden Sonne, oder mit rautenförmigen und sechseckichten Abtheilungen, in deren Mitte jedesmal eine Lilie steht, oder mit dem gekrönten Namensbuchstaben des Königs geziert sind.

Der Frieß wird in Kragsteine und Zwischentiefen getheilt. Die Kragsteine ruhen auf die Ausladung

dung des Architrabs, und erhalten die Form einer länglichten krummen Linie, die sich unter der Platte wie eine Schnecke drehet. Der Kragstein bekommt auf der Vorderseite ein Blatt, daß sich oben unter der Schnecke umschlägt. Die Zwischentiefen werden zweymal so breit als die Kragsteine, und bekommen oben eine Hohlleiste, die auf den Mittelpunkt der Schnecke des Kragsteins zuläuft; in der Mitte hingegen eine etwas abgesonderte erhabne Tafel, auf der eins ums andre verschiedne Zierrathen eingehauen werden, als der Königliche Zepter, und ein andrer, worauf man oben eine Hand sieht (la main de justice) durch die Krone gesteckt, oder die königlichen Siegel mit den Ordensbändern des Königs verbunden, oder das Schwerdt, die Wagschaale und das Horn des Ueberflusses durch einander geflochten.

Der Karnieß besteht aus einer starken Platte; und darüber ein Viertelstab, der mit Lorbeerblättern ausgehauen wird. Die Decke der Platte über den Zwischentiefen, verziert man mit Rauten, darin Donnerkeile gehauen sind.

Das ganze Gebälke besteht aus zwey Durchmessern, oder 120 Theilchen, deren 30 zum Architrab, 50 zum Frieß, und 40 zum Karnieß gehören. Die Kragsteine macht man 30 Theile, die Zwischentiefen 60 breit, und die Platte bekommt 60 Theile Vorstechung.

Eine nach dieser Manier verfertigte Säule hätte gewiß etwas sehr Charakteristisches, weil sich alle Hauptttheile auf eine sehr merkliche Art von den griechischen Ordnungen unterscheiden. Sie wäre stark, das Ganze stimmte wohl mit den Theilen überein,

und ich bin gewiß versichert, daß man mit ihrer Wirkung zufrieden seyn würde.

Ich habe hier zwar einen rohen Entwurf von einer neuen Säulenordnung gegeben, behaupte deswegen aber weder die einzige noch die beste Anlage dazu erfunden zu haben. Die Absicht war nur zu zeigen, daß der Vorschlag nicht unmöglich ist, und zugleich den Baumeistern den Weg zu zeigen. Ich wünschte, sie hätten den Muth meinen Vorschlag in Ordnung zu bringen, und weiter auszuführen, die der Verbesserung der Künste so schädlichen Vorurtheile des alten Herkommens aus dem Wege zu räumen, und sich mit allem Eifer auf die Erfindung einer französischen Ordnung zu legen. Sie würden gewiß eine Ordnung, die für allem Tadel sicher wäre, zu Stande bringen.

Wenn man bedenkt, daß das menschliche Genie mit sieben Tönen, und zwey Arten von Takt unendlich viele Arten von Musiken zuwege gebracht hat, läßt sich denn nicht hoffen, daß die Baumeister, bey einer viel reichern Quelle von Materie, die Arten der Baukunst vermehren werden, so bald sie sich nur über die bloßen Nachahmer erheben?

Sie zeigen täglich ihre fruchtbare Erfindungskraft bey Verzierung der Zimmer. Sie wechseln mit den Gliedern und deren Ausladung ab, und haben keine gemeine, sondern pikante Einfälle. Um angenehme Gegenstände auszuführen, müssen sie aber nicht nur die Anfangsgründe der Baukunst gründlich verstehen, sondern auch gute Profile zu machen, und mit den geraden und krummen, mit den regelmäßigen und unregelmäßigen Gliedern abzuwech-

zuwechseln, und die Zierrathen mit Ueberlegung anzubringen wissen.

Die Baumeister denken nicht daran, das sie allemal nur einen mittelmäßigen Ruhm erwerben, wenn sie sich blos auf die Verzierungen der Zimmer einschränken. Sie arbeiten nur für die jetzige Welt, und werden bey der zukünftigen vergessen seyn: anstatt daß sie sich unsterblich machen würden, wenn sie meinen Vorschlag auszuführen suchten, und auf eine edle Art zu Stande brächten. Alle Nationen würden die Ausbreitung der Kunst mit Vergnügen sehen: und die Nachwelt wissen, daß zu einer gewissen Zeit ein Architekt gelebt, der die Baukunst der Griechen weiter ausgeführt. Vermuthlich erhielte die neue Ordnung den Namen ihres Erfinders, und pflanzte ihn auf die späteste Nachwelt fort. Männer von Genie sind gemeiniglich auch ehrbegierig, und diese Ruhmbegierde ist der beste Antrieb zu ihren Unternehmungen.

Es wäre für die Königliche Akademie der Baukunst sehr edel, wenn sie durch Aufmunterungen und Belohnungen ihre Mitglieder anreizte ihr Genie auf eine so rühmliche Art zu zeigen. Sie müßte alsdann die neuen Erfindungen untersuchen, das Gute und Schlechte gegen einander halten, und alle Kleinigkeiten mit der schärfsten Kritik untersuchen. Wenn eine so herrliche Sache von geschickten Männern unter der Aufsicht der größten Kenner unternommen würde, so könnte man sich gewiß einen glücklichen Ausgang, und für unser Jahrhundert den größten Ruhm davon versprechen.

Die siebente Abtheilung.

Von den Gewölben und Dächern.

Die Kunst Gewölbe anzulegen, ist ein sehr wichtiges Stück der Baukunst. Ich werde deswegen einige Anmerkungen über ihre Gestalt, über die Last, welche sie tragen können, und über ihren Druck auf die Wiederlage machen.

Bey unsern Kirchen ist das Gewölbe ein Hauptgegenstand. Die gothische Bauart zeigt sich bey diesem Theile der Kunst in ihrer ganzen Größe. Ihre kühnen leichten und sonderbar geführten Gewölbe thun eine erstaunliche Wirkung. Hingegen findet man in allen Kirchen, die bey uns nach Wiedereinführung der griechischen Architektur aufgeführt worden, schwere und plumpe Gewölbe von einer gemeinen unschicklichen Form. Beym Eintritt in die Kirche St. Eustache sieht man gleich ein sehr zierliches Gewölbe, so wohl in Ansehung des Umrisses als des Zusammenlaufens der Ribben. Tritt man hingegen in die Kirche St. Sulpice, so nimmt sich das kahle Gewölbe schlecht aus: die Seitenöffnungen (Lunettes) scheinen eben so kahl, und bestehen aus großen Bogen, die plump verziert sind. Es ist ausgemacht, daß, wenn wir unsre Vorfahren gleich in sehr vielen Dingen übertreffen, so sind wir doch in Ansehung der künstlichen Gewölbe weit zurückgeblieben.

Ihre dreyspitzig zulaufenden Gewölbe hatten große Vortheile. Wir sollten uns deßwegen bemühen solche Gewölbe zu bauen, dabey man den Verlust von jenen vergessen könnte. Wäre es nicht eine Schande, daß Baumeister, welche wir beklagen in jenen barbarischen Zeiten gelebt zu haben, Gewölbe geführt, die uns Bewundrung abnöthigen, und daß wir, die wir uns schmeicheln, das wahre Genie und den richtigen Geschmack zu besitzen, nicht im Stande sind es ihnen gleich zu thun? Wir wollen uns lieber nicht in den Ruf einer solchen Ungeschicklichkeit bringen. Gewiß wir haben Geschicke genug, uns von dieser Seite eben so gut als von einer andern zu zeigen. Es kommt nur darauf an, mit der Form der Gewölbe abzuwechseln, sie mit kluger Wahl zu verzieren, so wird man weiter nicht Ursache haben jenen Verlust zu bedauern.

Ein großes lang fortlaufendes Tonnengewölbe (berceau) das mit mosaischer Arbeit geziert ist, hat seine Schönheiten und ist nicht zu verwerfen, wenn es gleich etwas schwer aussieht. Allein es schickt sich nur für Gebäude, die ein ernsthaftes trauriges Ansehen haben. Zur vollkommnen Schönheit wird erfordert, daß es an beyden Seiten geschlossen und ohne Oeffnung sey. Auf diese Art gebrauchte man sie in den antiken Tempeln, und in den Kirchen, die vor dem 12. Jahrhunderte gebauet worden. Wenn man ihre Dunkelheit mit der erstaunenden Helligkeit der später aufgeführten Kirchen, wo man mit einer leichten Bauart am Gewölbe alles helle gemacht, und dadurch die trefflichste Wirkung von Licht zuwege gebracht, vergleicht, so ergiebt sich, daß die Tonnengewölbe sich nirgends schicken, als wo man wenig

Licht, oder vielmehr eine wahre Finsterniß nöthig hat. Sie könnten zwar etwas heller gemacht werden, wenn man im Schlusse des Gewölbes eine Oeffnung ins Quadrat, oder länglichviereckicht nach Erforderniß des Gebäudes machte, und eine Laterne darüber anlegte, die oben nach eben dem Bogen als das weggenommene Stück der Oeffnung gewölbt würde. Mich dünkt, diese Art die Tonnengewölbe zu erleuchten, ist den Seitenöffnnngen, die im Gewölbe selbst angebracht werden und daselbst eine irreguläre krumme Linie beschreiben, vorzuziehen. Die Klostergewölbe sind eben dieser Unbequemlichkeit unterworfen, und sind auf keine andre als obgedachte Art zu erleuchten.

Die sphärischen Gewölbe sind eben so beschaffen, und lassen sich nicht wohl anders als durch eine Laterne erleuchten. Bey einer circulrunden Anlage einer Kuppel, könnte man ein Gewölbe in Gestalt einer gothischen Rose anbringen. Unter dem Schlusse des Gewölbes mahlt man eine Glorie, welche ihre Strahlen aus dem Mittelpunkte allenthalben umher verbreitet; die Glorie wird von verschiednen aus dem untern Umfange des Gewölbes emporsteigenden Ribben, welche sich oben dem Mittelpunkte nähern, getragen, und im Zwischenraume macht man Lichtlöcher, so wird das Gewölbe ein helles und schönes Ansehen bekommen.

Die Kreuzgewölbe thun die beste Wirkung über einem Platze, der ein richtiges Quadrat ausmacht, wo die Wölbungslinien gleiche lang sind, und sich nach rechten Winkeln durchschneiden. Bey einem länglichten Vierecke nehmen sie sich schon nicht so gut aus, weil an zwey Seiten die Wölbungslinien verlängert werden, und sich nicht mehr nach rechten

Winkeln

Winkeln durchschneiden. Die Wölbungslinien (arrêtes) haben bey dieser Gattung von Gewölben allezeit etwas hartes und trocknes, wenn man es ihnen nicht durch Verzierungen zu benehmen sucht. Man könnte zum Exempel an den Linien Palmzweige hinanlaufen lassen, und solche da wo sie sich kreuzen, mit Bändern verbinden. Das beste ist die Wölbungslinie ganz und gar wegzulassen, und an deren statt sich der Zwickel (pendentifs) zu bedienen, und oben alles an einer mit einem Gemälde gezierten Rundung zusammen laufen zu lassen, wie an der Nebenseiten der Kapelle zu Versailles zu sehen.

Die Kesselgewölbe oder Kuppeln haben eben die Unbequemlichkeit, als die sphärischen. Sie hemmen das Licht, und machen es da finster, wo das größte Licht seyn sollte. Man kann diesem Uebel aber abhelfen, wenn man entweder oben eine runde Oeffnung macht, oder sie in Gestalt einer halben Rose anlegt, wie oben bey den sphärischen Gewölben angerathen worden.

Die irregulären Gewölbe dürfen blos da statt finden, wo die Noth dazu zwingt. Ihr wunderbares gewagtes Ansehen macht einem Baumeister nie Ehre, als blos in dem Falle, wenn man sieht, daß die Beschaffenheit des Gebäudes ihn schlechterdings dazu genöthiget habe.

Die geradlinigten Bogen, als die Traversen der Architrabe und ihre Decken, thun bey Kolonnaden eine herrliche Wirkung. Sie haben ein dreistes, leichtes und artiges Ansehen, welches alles, was die gothische Architektur bewundernswürdiges hat, übertrifft. Sie sind gleichsam eine Schadloshaltung,

daß

daß wir den Verlust der gothischen Gewölber so sehr nicht bedauern dürfen. Wir haben bey dieser Veränderung nicht verlohren, sondern vielmehr gewonnen, wenn man an den Kolonnaden mit geradlinigten Bogen bey großen Gewölben noch eine Abwechselung und Kontrast anbringt. Man muß nur ihre Formen zu verändern, und mit Tonnengewölben, mit Zwickeln, mit sphärischen Gewölben abzuwechseln wissen, und solche mit Bildhauerzierrathen verzieren, dergleichen unsre heutigen Künstler besser und mit mehrerm Geschmacke als die alten machen. Herr Soufflot hat hiervon in seiner Kirche der heiligen Genevieve vortreffliche Beyspiele gegeben. Man findet dort in den Gewölben eine gute Abwechselung und Kontrast, sie sind regelmäßig und mit Klugheit angegeben, und thun eine große Wirkung.

Was die Wölbung des Bogens in großen Kirchen betrifft, so kann man bey dem Circulbogen bleiben, und zwar höher, aber niemals niedriger als ein Circul wölben. Ein gedruckter Bogen hat allemal etwas schweres, das nicht gut ins Auge fällt. Er ist bey einer Brücke gut zu gebrauchen, wo man die Auf- und Abfahrt nicht sanft anlaufend genug machen kann, ingleichen an andern Orten, wo es die Nothwendigkeit erfordert. Hingegen ist er bey einer Kirche unausstehlich, wo man dem Bogen unter dem Schlusse ein pyramidalisches Ansehen geben soll. Die gedruckten Bogen dürfen nicht anders gebraucht werden, als bey Gewölben, wo man Decken mit einer großen Hohlkehle umher, oder Decken a imperiale anlegen will. Dergleichen Gewölbe hat man seit einiger Zeit in verschiednen neuen Häusern anstatt der hölzernen Decken gemacht, theils um das

Holz

Holz zu sparen, theils um desto feuerfester zu bauen. Diese Manier ist nicht aus der Acht zu lassen, sondern vielmehr immer zu verbessern: Sie läßt sich in großen Gebäuden und Palläſten vortrefflich anbringen, zumal wenn man die Wölbung so führt, daß sie weniger schallt. Bey Privathäusern wird man sie wohl nicht leicht einführen, theils weil sie den Stockwerken zu viel Raum wegnehmen, theils weil sie kostbar sind, und so viel Platz, der zu nichts nutzt, erfordern.

Der Gebrauch die Gewölbe zu bemalen, scheint mir der Wahrheit und der Natur gemäß zu seyn. Einige wenden zwar dawider ein, daß man den offnen Himmel nicht an einem verdeckten Orte vorstellen soll; allein sie bedenken nicht, daß der Bogen des Gewölbes eine Nachahmung von der Wölbung des Himmels über unserm Kopfe ist, und daß es folglich gar nicht widersinnig ist, diese Nachahmung durch die Malerey noch stärker zu machen. Ueberhaupt ist es also gar kein Fehler, daß man die Gewölbe bemalt, es müssen nur Dinge, die in den Himmel gehören, und dieser zum Vorwurf des Gemäldes genommen werden. Folglich muß man keine Berge, Häuser, Flüsse, Wälder, und mit einem Worte, nichts was seiner Natur nach nicht über uns seyn kann, dahin malen. Ist das nicht, so werden die Gemälde am Gewölbe weder unnatürlich, noch unwahrscheinlich seyn.

Der einzige Grund, warum man diese Mode verwerfen könnte, ist die Weiße der Mauren. Ein helles Gemälde, welches das lieblichste Kolorit hat, scheint in Vergleichung der weißen Wände dunkel und schwärzlich. Ein gemaltes Gewölbe über einem

ganz weißen Gebäude, dient nur das Weiße des untern Theils desto mehr zu heben: und eben diese Weiße, welche zu sehr vom Gemälde absticht, schwächet, verdunkelt, ja vernichtet sogar die lebhafteste Malerey. Man bemerkt diese Wirkung gar deutlich in der Kapelle zu Versailles. Die Augen werden so durch die weißen Wände geblendet, daß sie an der Malerey des Gewölbes nichts als Schatten und dunkle Farben sehen, und solche kaum von den lichten Partien unterscheiden können. Dieß Gewölbe, welches wegen der großen Menge von Oeffnungen sehr helle seyn müßte, hat gar keinen sonderlichen Schein, sondern sieht aus, wie ein finsterer Himmel bey dem hellsten Horizonte. Ein Kontrast von der Art kann nie gehoben werden, sondern alle Harmonie des Ganzen hört auf. An der Kuppel der Invalidenkirche bemerkt man eben das. Das Licht ist wohl nie bey einer Kuppel mit mehr Kunst angebracht. Außer den unten rings um der Kuppel durchgebrochenen Oeffnungen, hat man eine zweyte Reihe Fenster an der Rundung angebracht. Die unterste Rundung hat eine circulrunde Oeffnung von einem sehr großen Umfange, durch welche man die öbere Rundung sieht. Das mitten einfallende Licht verbreitet über den zweyten Himmel, wo Gott als im Allerheiligsten gemalt ist, eine vortreffliche Klarheit. Diese Anlage ist sinnreich und von großem Geschmack. Gleichwohl thut die Malerey, wenn man sie von unten auf ansieht, keine Wirkung, sondern scheint schwarz und dunkel, und das blos daher, weil der untere weiße Theil der Kirche gleichsam alles Licht verschluckt, und dadurch die Farben am obern Theile verschwinden macht. Denselben Fehler bemerkt man in der Kapelle der Maria und der Kommunion

munion zu St. Roch; und man wird ihn allenthalben finden, wo die weißen Wände von der Malerey abstechen.

In der Marienkapelle zu St. Sulpice verhält es sich ganz anders, weil die marmorirten Wände sich besser zur Malerey des Gewölbes schicken. Hier zeigt sich die Malerey in ihrer ganzen Schönheit und frischem Kolorite, weil die mit Marmor incrustirten Mauern keinen so hellen Schein von sich werfen, und zwar einen Theil des Lichts in sich ziehen, doch aber so viel übrig lassen, daß man die Malerey auf eine vortheilhafte Art sieht. Zu Versailles im Saale des Hercules findet man ein Beyspiel von der guten Wirkung einer solchen Harmonie. Die Vergoldungen und Marmorirungen geben dem Deckenstücke das schönste Licht, da es sonst, wenn rings herum weiße Wände wären, wegen des blendenden Lichts ohnfehlbar schwarz scheinen würde. In tapezirten Zimmern thun die gemalten Decken eine vortreffliche Wirkung, weil die Farben der Tapeten das blendende Licht der Wand verhindern, und sich besser zu dem Kolorite des Gemäldes schicken.

Zu St. Roch könnte man die Wände der Marien- und Kommunionskapelle auf Marmorart ausmalen, alsdenn würde die Malerey am Gewölbe erst das rechte Licht bekommen, so wie ein Gemälde einen neuen Glanz erhält, wenn man es wäscht und reinigt. Dieser Vorschlag könnte ohne große Kosten geschehen, und ohne die Harmonie mit dem übrigen Theile der Kirche zu unterbrechen, weil sie abgesondert liegen, ausgeführt werden; die Perspektiv über dem Hauptaltare würde auch eine stärkere Wirkung thun.

Jedes Gewölbe hat eine Last, und diese muß der Baumeister zu schätzen und leichter zu machen wissen. Er kann die Schwere der zu brauchenden Materialien leicht ausrechnen, und darnach die erforderliche Stärke des Gewölbes bestimmen, damit das Gewölbe so leicht als möglich wird. Das Gewölbe einer Kirche hat oben nichts weiter zu tragen, und braucht also am wenigsten stark angelegt zu seyn. Ich weiß verschiedne, die nur 5 bis 6 Zoll stark sind. Die Baumeister der gothischen Bauart wußten durch Verminderung der Last auf die Art ihren Gebäuden das leichte Ansehen zu geben. Man sieht erstaunliche Gewölbe darin, welche auf Säulen, die nicht viel über einen Schuh stark sind, ruhen. Diese Künstler, die wir oft mit so verächtlichen Augen ansehen, verstunden die Kunst, mit der leichtesten Anlage gleichwohl sehr fest zu bauen, viel besser als wir. Sie wußten das, was wir nicht wissen, nähmlich die größte Last, welche eine Säule, nach Proportion der Stärke und Schwere der Materialien, tragen kann.

Wir können ziemlich genau bestimmen, wie viel ein stehender Balken tragen kann, hingegen sind wir bey den Steinen desto ungewisser. Wir beurtheilen die Stärke von beyden nach der Schwere, wissen aber nicht, wie viel sie von einander in Ansehung der innerlichen Festigkeit der Theile unterschieden sind. Davon hängt gleichwohl ihre Stärke hauptsächlich ab. Das Holz besteht aus langen Streifen, deren Fibern sehr stark in einander verbunden sind. Es widersteht der Axt und der Säge nicht, hingegen dem Hammer desto mehr; daher man zwar durch heftiges Schlagen mit dem Hammer die Oberfläche

des

des Holzes zusammen preßt, und quetschet, aber nicht zuwege bringen kann, daß Stücke herabsprin-gen. Der Stein ist hingegen von ganz andrer Be-schaffenheit; er widersteht der Axt und Säge sehr hartnäckig, und springt vermittelst des Hammers aus einander, weil er nämlich aus kleinen Kieseln besteht, deren Theile eine Oberfläche und Spitzen machen, die sich nicht spalten, und hingegen leicht durch Schläge mit dem Hammer aus ihrer La-ge bringen lassen. Die Theile des Holzes halten al-so fester zusammen, als die in dem Steine. Dar-aus folgt, daß bey gleicher Stärke oder Dicke ein stehender Balken eine größere Last tragen kann, als ein stehender Pfeiler von Stein. Der stärkere Wi-derstand des Holzes kommt von der mehrern innerli-chen Festigkeit der Theile her.

Es käme also darauf an, durch Erfahrung den Grad der Festigkeit der innerlichen Theile bey den Steinen zu bestimmen, um darnach die Last, die sie tragen können, zu proportioniren. Mich dünkt man könnte dabey also verfahren. Laßt ein Gewicht von 10 Pfund hundert Fuß hoch herabfallen, so wird es eine hinlängliche Kraft bekommen, die ihr findet, wenn ihr die Masse mit dem Quadrat der Geschwin-digkeit vermehret. Sollte es nun nicht angehen, wenn man Steine von einer gewissen Dicke nähme und die Festigkeit der innerlichen Theile beurtheilte, nach dem man, um sie zu trennen, mehr oder weni-ger Gewicht, und Höhe des Falls gebrauchte? Bes-sere Naturkündiger als ich bin, mögen dieses ent-scheiden. Es kommt nur darauf an eine Art von Probe zu haben.

So bald man zu bestimmen weiß, was eine Säule von einem gegebnen Durchmesser tragen kann, so tappt der Baumeister nicht mehr im Finstern, sondern ist im Stande sein Gewölbe auf die leichteste Art zu führen. Wie viel Zeit hat nicht dazu gehört den Gebrauch der geradlinichten Bogen beym Architrab einzuführen! Ohngeachtet der Beyspiele an antiken Monumenten, hielten alle unsere kurzsichtigen Baumeister die Sache für unmöglich. Durch die Kolonnade des Louvre ward diese eingebildete Unmöglichkeit gehoben. Gleichwohl bekehrten sich die Baumeister nicht, sondern befürchteten aufs neue, daß sich auf ein paar Reihen Säulen von der Art kein Gewölbe setzen ließe. Auch diese Furcht wurde durch die Kapelle zu Versailles gehoben: aber man bekehrte sich doch noch nicht ganz, sondern bediente sich immer noch der Bogenstellungen und großen Pfeiler, um ein ansehnliches Gewölbe dadurch tragen zu lassen. Hoffentlich werden die Kirchen von St. Genevieve, und St. Magdalena auch diese Schwierigkeit heben. Bringt man es dahin, die Aufgabe von der innerlichen Festigkeit der Theile aufzulösen, so werden die furchtsamsten Künstler Muth bekommen, und die ersten Versuche, welche man mit Zittern gemacht, allgemein werden.

Der Druck des Gewölbes hat ein Verhältniß mit der Dicke und der Höhe des Bogens. Je niedriger er ist, desto mehr drückt er, daß weiß jedermann. Um dieses starken Drucks willen, hat man eine neue Ursache gedruckte Bogen bey großen Kirchengewölben zu vermeiden, und sie lieber noch höher als halbe Circul zu machen. Alles kommt darauf an, das rechte Verhältniß zwischen dem Drucke des

Gewölbes und der Wiederlage zu finden. Man muß solches aber so viel möglich vor den Augen verbergen, und das Gebäude dergestalt anlegen, daß man weder den Druck noch die Wiederlage sehr sieht. Bey den gothischen Gebäuden bemerkt man das Gegentheil; sie sind mit einer großen Menge Strebepfeiler und Wiederlagen umgeben, und wenn diese gleich noch so gut verziert sind, so betriegen sie das Auge doch nicht. Das Gebäude sieht vielmehr aus, als wenn es gestützt wäre, und einfallen wollte. Wir hatten bisher diesem anstößigen Fehler der gothischen Kirchen lange genug nachgeahmt, es war daher Zeit, daß sich einmal ein Mann von Genie fand, der uns eines bessern belehrte. Die Gewölbe in der neuen Kirche zu St. Genevieve werden eine vollkommne Wiederlage bekommen, ohne in die Augen zu fallen. Von außen wird man weder den Druck des Gewölbes noch die Wiederlage merken, und der Zuschauer wird keine Kritiken machen können, ob die Strebepfeiler zu schwach oder zu stark sind, und sein Augenmerk desto mehr auf die wahre Schönheit der daran bewiesnen Kunst richten.

Bey der Kolonnade des Louvre, bey den Vorderseiten der beyden Gebäude auf dem Platze von Ludwig XV. giebt es Theile die drücken, und auch Wiederlagen haben, aber alles ist so gut versteckt, daß man gar nicht daran denkt, und glaubt, der Fußboden über der Kolonnade ruhe auf nichts, sondern halte sich von selbst. Die Architrabe mit geradlinigten Bogen üben allerdings einen stärkern Druck aus als andre Gewölbe, weil die keilförmigen Gewölbesteine nach Radiis von einem Ausschnitte eines sehr flachen Bogens gehauen sind. Die Kunst

hat es aber dahin gebracht, dem Drucke seine Wirkung zu benehmen, ohne daß man es sehr merkt. An der Kolonnade des Louvre, an den Gebäuden des Platzes von Ludwig XV. am Portal von St. Sulpice sind starke vorliegende Mauern statt der Wiederlage. Die antiken Monumente sind mit noch mehrerer Dreistigkeit gebauet; denn man findet große Gebäude an allen vier Seiten mit Kolonnaden umgeben, ohne daß die geradlinigten Bogen einen Widerstand haben. Wie viel Hindernisse lassen sich nicht überwinden, und was für schöne Wirkungen kann man nicht hervorbringen, wenn man den Muth zu neuen Erfindungen mit einer richtigen Beurtheilung, und tiefen theoretischen Kenntniß verbindet?

Die Dachung ist ein nothwendiges Stück eines Gebäudes, das man aber auch zur Zierde und zum Vergnügen anwenden kann. Es giebt verschiedne Arten von Dächern, platte oder hohe, und die hohen kann man entweder sehen, oder nicht sehen.

In den warmen Ländern, wo es nicht viel regnet, und wo die Sonnenstrahlen geschwind alle Feuchtigkeiten an sich ziehen, deckt man die Häuser mit einem platten Dache, welcher Gebrauch nicht nur ohne Unbequemlichkeit ist, sondern auch noch den Vortheil hat, daß die Bewohner des Hauses oben einen angenehmen Platz haben, wo sie der schönen Aussicht, und der frischen Luft nach Untergang der Sonne genießen können. In unsern Gegenden können wir uns dieser Bequemlichkeit nicht sehr bedienen. Der Schnee, Regen, Nebel, und andre Arten von Feuchtigkeiten, welche uns drey Viertel vom Jahre plagen, gestatten nicht wohl solche Dächer anzulegen. Der beste Guß von Mörtel, den wir so gut als an

irgend einem Orte zubereiten, widersteht der eindringenden Feuchtigkeit nicht, die beständig auf einem platten Dache stehen bleibt, aller angewandten Mühe ohngeachtet durchzieht, und endlich alles zu Grunde richtet. Aus dieser Ursache sind die platten Dächer in unsern Gegenden sehr selten.

Das Dach der königlichen Sternwarte erforderte ein plattes Dach, um auf dem höchsten Theile des Gebäudes mit desto mehrerer Bequemlichkeit astronomische Beobachtungen anstellen zu können. Man hat dasselbe auf Gewölbe und starke Mauern gelegt, den besten Cement gebraucht, um den Guß mit den kleinen Kieseln fest zu verbinden, so daß es schien, das Gebäude müßte bey so vieler Vorsicht eine ewige Dauer erhalten. Gleichwohl hat der Regen über allen menschlichen Fleiß gesiegt, den Mörtel erweicht, die Fugen bis aufs Gewölbe durchdrungen, und dadurch das ganze Werk wandelbar gemacht.

Die Kapellen rings um der Kuppel der Invalidenkirche haben ein plattes Dach; aber was hat es nicht für Kunst gebraucht, um sie für das Verderben der bösen Witterung zu bewahren? Es sind kleine Dächer von Stein; oder die mit steinernen Platten (Dales genannt) als mit Schiefer gedeckt sind. Ueber die Fugen hat man wieder eine Reihe Steine der Länge nach gelegt, um das Eindringen des Wassers zu verwehren. In der Mitte des Dachs sind hole Steine, wie die Hohlziegel welche das Wasser abführen, ohne daß es an die Fugen kommen kann. Diese Art von Dachung ist zwar künstlich, aber ungemein schwer, und geht blos bey solchen Gebäuden an, die außerordentlich massiv gebauet sind.

Wenn man ein Gebäude mit einem platten Dache decken will, so ist das simpelste Mittel, bleyerne

Tafeln an einander über dem Boden zu löthen, und darüber steinerne Platten zu legen. Anstatt des Bleyes, welches bey Feuersgefahr nicht so gut ist, kann man auch kupferne Platten, oder eisern Blech darauf legen, und auf die Balken nageln. Man kann auch ein unsichtbares etwas abwärts hängendes Dach mit Hohlziegeln anlegen, eine kleine Mauer führen, damit das zweyte Dach horizontal wird, und dieses mit steinernen Platten decken. Dringt das Wasser alsdenn ja durch die Fugen, so läuft es durch die Kanäle der Hohlziegel fort, und durch Dachrinnen vollends vom Dache hinab.

Die hohen Dächer sind wie oben gedacht zweyerley, man sieht sie nämlich entweder, oder man sieht sie nicht. Beyde Arten kann man von Holz oder ohne Holz bauen. Die hölzernen Dächer sind die ältesten und gewöhnlichsten, haben aber viele Unbequemlichkeiten. Denn 1) erfordern sie ansehnliche Kosten, weil das Bauholz immer seltner und theurer wird, 2) machen sie dem Gebäude eine große Last: 3) schützen sie nicht für Feuersfahr: 4) kosten sie viel zu unterhalten, weil das Holz wurmstichigt und faul wird. 5) Kann man dem Gebäude nur eine gewisse Breite geben, weil die Hauptbalken eine bestimmte natürliche Länge haben, und man sich nach dieser mit der Tiefe des Hauses richten muß. Ein Umstand, der fast noch schlimmer als alles andre ist.

Die Erfindung von Dächern, die ganz von Ziegelsteinen sind, ist erst vor einiger Zeit, aus den Ländern, wo man das Bauholz außerordentlich selten findet, zu uns gekommen. Die Noth hat die Leute daselbst gezwungen, anstatt des Zimmerwerks ein dreyspitzig zulaufendes Gewölbe nach gothischer Art

(à tiers point) von Ziegelsteinen aufzuführen, oben darauf Dachziegel in Kalk zu legen, oder Schiefer zu nageln. Wir haben diese Art anfangs nachgemacht, weil uns alles Neue einnimmt, aber ungeachtet unsrer Neigung zu allem was neu scheint, ist sie doch nicht Mode geworden. Ich kenne nur ein einziges Haus zu Paris in der Straße Bergere welches nach gedachter Art gebauet worden. Gleichwohl sollte man in dieser Stadt mehr als andrer Orten Gebrauch davon machen, weil das Bauholz daselbst theuer ist, und deswegen nicht allezeit das beste zum Dache genommen wird, weil fast alle Dachzimmer bewohnt werden, und folglich leicht Feuer entstehen kann.

Man thut vielleicht den Zimmerleuten nicht unrecht, wenn man ihnen und den Holzhändlern schuld giebt, daß selbige die neue Art in Mißcredit zu bringen gesucht haben. Wenigstens ist ausgemacht, daß sich nichts dagegen sagen läßt, als daß sie nicht gebräuchlich ist. Die Franzosen nehmen sonst alles Neue in den Künsten, die zur Ueppigkeit gehören, mit der größten Hitze an, dieß beweisen die kindischen Zierrathen a la Greque; Dosen, Kopfputz, Tressen, u. s. w. alles mußte a la Greque seyn, ob gleich nichts weniger griechisch ist, und nichts unvernünftiger seyn kann, als alle diese Zierrathen. In den nützlichen Künsten hingegen findet das Neue unendliche Hindernisse ehe es eingeführt wird, und geräth gemeiniglich wegen der eigensinnigen und hartnäckigen Vorurtheile bald wieder in Vergessenheit. Um damit durchzudringen, muß man dem Geschrey des gemeinen Haufens trotz bieten, und sich über die nichtsbedeutenden Spöttereyen der Unverständigen wegsetzen. Von dem was ich hier sage, ist die neue

Kirche zu St. Genevieve eine wahre Probe. Wir haben noch kein Exempel von einer solchen wohl überlegten Anlage, dem ungeachtet hat dieses Meisterstück, weil es etwas Neues ist, ein allgemeines Geschrey wieder den Baumeister erregt. Man hat so gar gesagt, sein Werk wäre ein fehlgeschlagenes Projekt, es wäre kein Menschenverstand dabey, sondern ein abscheuliches Gebäude, u. s. w. Herrn Souflot hat dem Strome dieser elenden Kritiken einen freyen Lauf gelassen, weil er seiner Sache gewiß ist, und weiß, daß die Kirche, wenn sie einmal fertig seyn wird, ihn am besten rechtfertigen wird.

Wahre Künstler müssen sich nicht durch die Urtheile des größten Haufens, welcher ohne Kenntniß urtheilet, und aufs gerathewohl entscheidet, irre machen lassen. Ich rathe ihnen also, die Vortheile der Dächer ohne Holzwerk genau zu untersuchen, weil diese Bauart vielleicht einige Unbequemlichkeit hat. Man muß aber unparteyisch dabey verfahren, und den Fehlern abzuhelfen suchen, um sich nicht des herrlichen Vortheils zu berauben, die größten Gebäude ohne Hinderniß zu decken, die Last und Kosten der hölzernen Dächer zu verringern, und sie für alle Feuersgefahr sicher zu stellen.

Wir gebrauchen zu unsern Dächern Bley, Schiefer und Ziegel. Das Bley hat große Unbequemlichkeiten; es ist schwer und kostbar, die Abwechselung von Hitze und Kälte macht es spröde, und es bekommt Ritzen und im Feuer schmelzt es. Die Ziegel sind leicht, kosten weniger, dauern in der Witterung aus, sie fallen aber nicht schön ins Auge, und lassen sich nicht gut nach den verschiednen Arten der Dächer legen. Der Schiefer ist noch leichter,

kostet aber etwas mehr, läßt sich leicht bey allen Arten von Dächern bearbeiten, und sieht wegen seiner glänzenden Farbe gut aus. Der Schiefer wäre den andern Materialien zur Dachung vorzuziehen, wenn er nicht zerbrechlich wäre, und wenn man ihn so fest legen könnte, daß er bey heftigen Stürmen nicht aus der Lage käme. Könnte man statt dieser drey Arten von Dachungen nicht dünne Tafeln von Kupfer oder Blech fest aufnageln, und ihnen einen Anstrich von Oelfarben, wie die eisernen Fenstergitter, geben? Würde ein solches Dach nicht weniger unbequem als jene seyn, und gleichwohl gut aussehen? Es giebt Länder, wo man ganze Dächer von verzinntem Bleche macht, und die Tafeln an einander löhtet. Der Glanz eines solchen Daches schickt sich aber gar nicht zu den übrigen Materialien. Es blendet, wenn die Sonne ihre Strahlen darauf wirft, hält sich eine Zeitlang, aber der Rost greift das Blech bald an, und giebt ihm ein häßliches Ansehen.

Ich habe Ziegeldächer gesehen, wo die Ziegel mit verschiednen Farben angestrichen, und in Felder eingetheilt, der Forst aber und die Ecken bis an das Gesimse mit Blech beschlagen waren, welches eine artige Wirkung that. In den ersten Jahrhunderten deckte man viele Kirchen mit vergoldeten kupfernen Tafeln. Die alte Basilica von St. Peter beym Vatikan war auf die Art gedeckt; ferner die alte Kirche St. Vincent in Paris, welche jetzt St. Germain des Pres heißt, aber ehemals wegen der Vergoldung St. Vincent le dore' hieß. Es ist erstaunlich, daß man in jenen barbarischen Jahrhunderten solche kostbare Dächer machte, da wir in unsern Zeiten der Pracht und Ueppigkeit nur an der Kup-

pel der Invalidenkirche, und der Kapelle zu Versailles hin und wieder etwas vergoldetes Bley bemerken.

Die Form der Dächer ist zweyerley. Einmal eine solche, da man das Dach nicht sieht, welches wir ein italiänisches Dach nennen. Man findet dergleichen beym Louvre, bey den beyden neuen Gebäuden auf dem Platze von Ludwig XV, an der Gartenseite des Schlosses zu Versailles, am Pallast Bourbon, und an vielen andern Gebäuden. Diese Form ist gut und thut ihre Wirkung; sie hat aber die oben bereits angezeigte Unbequemlichkeit, daß man nichts als eine gerade in die Höhe geführte Seite des Gebäudes sieht, daß zu wenig Kontrast, und hingegen zu viel Einförmigkeit dabey ist.

Die zweyte Form der Dächer ist diejenige, wo man das Dach siehet. Diese leidet sehr vielerley Abwechselungen. Die gebräuchlichste Form ist heutiges Tages das gebrochne Dach oder a la Mansarde, welches sich für alle Arten von Gebäuden schickt, und vor dem alten mit zwey geraden Seiten einen Vorzug verdient, theils weil der Bruch ein gutes Ansehen und eine Abwechselung giebt, theils weil die Form eines solchen Daches weder zu spitzig noch zu platt ist. Man bedient sich der steilen Dächer gar nicht mehr. Inzwischen gaben sie den alten Pallästen ein majestätisches Ansehen; und es wäre zu wünschen, daß man sie nicht gänzlich abschaffte. Sie schicken sich für alle Pavillons, die einen starken Vorsprung vor der Mauer des Gebäudes haben. Sie müssen sich nach dem Plane ihres Grundes richten, und können also auch in Ansehung der Höhe einen Kontrast machen. Es lassen sich nicht wohl über die verschiednen Formen der Dächer Vorschriften geben. Es kommt auf das Genie des Baumeisters an, sie

gut anzugeben und nach dem Gebäude einzurichten. Die Dächer krönen das Gebäude auf eine edle Art. Je stärker der Kontrast und die Abwechselung in der Form ist, desto besser ist die Wirkung, welche sie thun. Der Pallast in den Tuilleries ist der beste Beweis von dieser Wahrheit. Die Wirkung des Daches ist so gewiß, daß von zwey gleich zierlich gebaueten Palläſten, der eine mit dem gebrochenen Dache wie ein ordentliches Haus aussehen, der andre hingegen, welcher Dächer von verschiedner Höhe und Form hat, das wahre Ansehen eines Pallastes haben wird.

In Ansehung der Kirchen sind die Arten von Dächern, welche man nicht sieht, für das Schiff, für die Schenkel des Kreuzes, für das Chor und für die Nebenseiten die allerbesten. Die Kuppel allein muß nur ein ansehnliches Dach haben, und von außen wie ein großer Thurm aussehen, der in der Mitte des ganzen Gebäudes steht, und dem das übrige statt des Fußes dient. Dieser Thurm muß ein Dach wie eine halbe Kugel erhalten, doch aber etwas elliptisch, wiewohl nicht zu viel, seyn. Eine Kuppel, die eine vollkommne halbe Kugel ausmacht, scheint zu gedruckt, weil die Gesichtslinie, wenn man von unten hinauf sieht, $\frac{2}{3}$ der Kugel nicht gewahr wird, und an dem übrigen nur als ein Tangente vorbeygeht, folglich das obere wieder nicht sieht.

Es kann demnach blos eine elliptische Form der Kuppel die gehörige Höhe fürs Auge geben. Diese Form läßt sich bestimmen, wenn man von beyden Seiten Tangenten in der Höhe von 60 Graden an den Circul zieht, und die krumme Linie nach einer Ellipsis unter dem Winkel, wo sich die beyden Tangenten durchschneiden, verlängert. Die Kuppel der

Kirche zu Val de Grace kann zum Modelle dienen. Die Rundung derselben ist sehr schön, und das Ansehen männlich; sie trägt zur pyramidenmäßigen Form des Ganzen viel bey, und erhebt sich recht majestätisch in die Höhe. Die Kuppel der Invalidenkirche hat keine völlig so gute Rundung, die Ellipsis ist gar zu länglich.

Bey einigen antiken Denkmalen, wie beym Pantheon, bemerkt man auswendig rings herum große Stuffen an der Kuppel bis auf $\frac{1}{3}$ ihrer Höhe. Dieß ist aber eine sehr fehlerhafte Anlage, denn die Stuffen beschweren die Kuppel ungemein, und sind schuld, daß sie wie eingedruckt scheint. Und wozu nutzen sie? Etwa damit die Dachdecker desto bequemer hinansteigen können? So müßten sie ganz bis oben hinan reichen. Kann man sich wohl etwas unnatürlicheres vorstellen, und das zugleich eine schlechtere Form hat, als eine Treppe, die rings um die Kuppel eines Tempels oder einer Kirche läuft? Was würde man von einem Baumeister urtheilen, der auf einem Hause statt des Daches zwey Reihen Treppen anlegte? Was kann man also von einem, der eine Treppe an einer Kuppel bauet, sagen?

Die Alten hatten den Einfall, oben in der Kuppel eine große runde Oeffnung zu lassen. Diese Bauart fand man aber in neuern Zeiten sehr unbequem, weil Regen und Schnee dadurch ins Gebäude fallen; man bauete deßwegen eine Laterne darüber, und versahe sie mit guten Verzierungen. Eine solche Laterne giebt dem Ganzen ein vortheilhaftes Ansehen, und macht, daß der obere Theil nicht so platt abgebrochen scheint. Die Höhe derselben muß sich zu ihrem Durchmesser eben so verhalten, als die Höhe der Kuppel zu ihrem Durchmesser. Man muß sich

nur

nur hüten, daß die Laterne nicht rings herum auf kleine Säulen ruht, wie man an der Peterskirche in Rom sieht. Säulen müssen nie auf einem so schwachen Grunde, als eine Kuppel giebt, ruhen; denn im Grunde ist eine Kuppel nichts anders, als ein wahres Dach. Die Laternen sollen in ihrer Bauart so leicht, als es ihre hohe Lage erfordert, seyn. Die in der Kirche zu Val de Grace, wenn man sie anders unter die Zahl der wahren Laternen setzen kann, hat gar kein Verhältniß mit dem ganzen Umfange der Kuppel, und übrigens ist ihre Form auch sehr fehlerhaft. Die auf der Kuppel der Invalidenkirche ist eine Nachahmung der Laternen, welche man auf der Spitze einiger gothischen Klosterthürme sieht, und kommt dem wahren Verhältnisse etwas näher. Aber die gleichsam in der Luft schwebenden Säulen und die lange Spitze, sind von sehr schlechtem Geschmacke.

Nachdem ich nun meine Anmerkungen über alle Theile der Gebäude gemacht habe, könnte ich noch vieles von ihrer Anlage in Ansehung des ganzen Plans einer Stadt beybringen. Wer einen Park gut einzurichten weiß, wird auch ohne Mühe den Plan zu einer Stadt angeben, weil diese, nach Proportion ihrer Größe, mit dessen Abtheilungen viel ähnliches haben muß. Sie braucht wie jener Strassen, Kreuzwege und große Plätze. Sie muß ein Gemische von einer regelmäßigen und eigensinnigen Lage seyn, man muß Verhältnisse und Kontrast, Nebendinge, welche dem Gemälde gleichsam eine Abwechselung geben, Ordnung in der special Einrichtung, aber auch Unordnung und viel verschiedne Prospecte daran finden.

Der Plan von Paris ist nach und nach von ohngefähr entstanden, daher ist er auch in allen Stücken fehlerhaft. Man befindet sich gleichsam in einem großen Walde der viele Wege und Fußsteige hat, die aber ohne Ordnung und wieder alle Vernunft und Bequemlichkeit angelegt sind. Man ist unendlich vielen Hindernissen ausgesetzt, welche durch die Menge der Wagen und Unvorsichtigkeit der Kutschen täglich schlimmer werden. Man müßte beynahe alle Straßen erweitern, nach einer andern Linie, und so lang als möglich, führen, damit man sich nicht so oft rechts oder links zu drehen nöthig hätte. Aller Orten, wo die Gassen zusammenlaufen, müßte man die Winkel verbrechen, an den Kreuzwegen Plätze anlegen, an dem Ufer der Seine zu beyden Seiten schöne gepflasterte Dämme ziehen, und alle auf den Brücken gebauete Häuser abbrechen. Dazu würde aber Lust und Muth erfordert, um es gut zu machen. Man müßte jährlich eine gewisse Summe dazu aussetzen; solchen Leuten die Aufsicht darüber auftragen, deren Redlichkeit sich nicht irre machen ließe, und die das allgemeine Beste dem Privatvortheile vorzögen. Es wäre der Ehre des Königs und der Nation anständig, von nun an gleich dahin zu trachten, daß Paris mit der Zeit eine Hauptstadt würde, die alle andre durch ihre vollkommne Anlage überträfe, so wie sie jetzt schon durch die Schönheit ihrer vornehmsten Gebäude, durch ihren ungeheuren Umfang, und weil sie der Mittelpunkt und die Schule der Künste ist, den Vorzug verdient.

Erster Anhang.

Des

Herrn le Roi

Geschichtschreibers der königl. Akademie der Baukunst in Paris

Geschichte

der

Einrichtung und Gestalt der christlichen Kirchen von der Regierung Kaisers Constantin des Großen bis auf unsre Zeit.

Geschichte
der Einrichtung und Gestalt der christlichen Kirchen.

Einleitung.

Die Betrachtung des Weltgebäudes, und der Gedanke, daß die unendliche Menge von Gegenständen in der Natur blos für die Menschen hervorgebracht zu seyn scheinen, müssen eben diese Menschen von jeher zur Dankbarkeit gegen den Schöpfer gereizt haben. Lebten sie gleich in der größten Finsterniß und Abgötterey, so führten sie doch kostbare Gebäude auf, die ihren Göttern geheiligt waren: und diese Tempel, deren sie eine Menge in der Welt anlegten, sind zugleich ein Beweis ihres kühnen und erhabnen Genies. Kann man wohl ohne Verwunderung ansehen, wie der Mensch, welcher so sehr von den Thieren, über die er herrscht, an Größe und Stärke verschieden ist, und der anfangs gleich jenen in den Wäldern Klüften und Hölen Schutz für böses Wetter suchte, wie, sage ich, dieser Mensch es so weit gebracht, daß er solche erstaunliche Gebäude, zum Beweise seiner Ehrfurcht für die Gottheit errichtet hat?

Der Tempel des Jupiters zu Theben in Oberägypten, hatte über 1409 Fuß in der Länge, 350 in der Breite, und 3500 im Umfange, wie aus den erstaunlichen weitläuftigen Ruinen zu sehen. Der Durchmesser der Säulen hielte 7 Fuß, und sie bestunden, so wie die Decke des Tempels, aus überaus großen Stücken von Granit und Marmor. Die Tempel des Belus, und des Salomon, der Tempel des Jupiters zu Athen, der Sonnentempel zu Palmyra hatten inwendig einen weitern Raum, als unsre größten Marktplätze. Die jetzige Peterskirche in Rom, der runde mit einer Kolonnade umgebne Platz vor derselben, geben uns einen Beweis, daß der Mensch bewundernswürdiger Unternehmungen fähig ist: beyde zusammengenommen haben eine Länge von 1600 Fuß, und 4000 im Umfange.

Wenn man die prächtigsten Tempel auch gleich in Ansehung der Größe vergleichen kann, so haben sie doch einen merklichen Unterschied in der Form, deren Untersuchung den Fortgang der Kunst erläutert; und die Geschichte der Kunst liefert uns zugleich einen wichtigen Theil der Geschichte des menschlichen Verstandes. Die Veränderungen in der Bauart sind in einer Reihe von wenigen Jahren zwar nicht sehr merklich, sie werden es aber nach Verlauf von einigen Jahrhunderten; denn die Natur bringt selten solche schöpferische Genien hervor, die Muth genug besitzen, um gegen Neid, und alte Gewohnheiten, welche den glücklichsten neuen Erfindungen oft im Wege stehen, auf einmal durchzudringen.

Ehe wir zeigen, durch welche Folge von Ideen die Christen zu der heutigen Gestalt der Kirchen gekommen, wollen wir unser Augenmerk auf das Ganze

überhaupt

überhaupt richten, und die jetzigen Kirchen, mit den Tempeln der alten Völker, die sich in der Baukunst hervorgethan haben, vergleichen.

Die Anlage der ägyptischen Tempel, von deren Ruinen der Engländer Pocoke in seiner Reisebeschreibung die Risse geliefert, besteht aus einem Parallelogram, oder länglichtem Vierecke, das inwendig in Quadrate oder andre kleinere Parallelogramme von verschiednem Verhältnisse eingetheilt ist. Vielleicht wählten sie keine runde Form, weil sie die Kunst Gewölbe zu führen nicht verstunden. Die Griechen und Römer hatten zwar mehr Erfahrung darin, aber doch bey weitem nicht so viel als wir, dem ungeachtet baueten sie, das Pantheon ausgenommen, keine beträchtlichen runden Tempel. Sie blieben aus einer Art von Achtung bey der simplen rechtwinklichten Form, als der ersten Gestalt ihrer Wohnungen, baueten nach selbiger die Tempel ihrer Gottheiten, und suchten sie durch alles, was die Baukunst nur prächtiges hat, zu erheben. Die vorzüglichsten darunter bekamen inwendig und auswendig herrliche Kolonnaden, weitläuftige ebenfalls mit Kolonnaden versehene Vorhöfe; und wenn auch der Tempel weder einen weitläuftigen Umfang, noch eine große Höhe hatte, so stimmte doch die äußere Verzierung mit der innern vortrefflich überein, und machte ein herrliches Ganzes aus.

Wenn es unsern schönsten Kirchen gleich in verschiednen Betrachtungen an einer so glücklichen Anlage fehlt, so finden sich andre Schönheiten daran, die man bey den antiken Tempeln, worauf ihre Erbauer so stolz waren, vergebens suchet. Die Heyden gaben ihren Tempeln entweder eine viereckichte

oder runde Form, wir wissen aber beyde an unsern Kirchen auf eine anständige Art zu verbinden. Man wölbet heutiges Tages ein Schiff von 80 Fuß breit, führt in der Mitte, wo die Schenkel des Kreuzes zusammen stoßen, eine Kuppel von einem weit stärkern Durchmesser auf, deren Höhe fast bis an die Wolken steigt, und erleuchtet endlich alle Theile eines solchen wichtigen Gebäudes mit der größten Kunst. Wir wollen jetzt untersuchen, wie man es stufenweise bis zu solchen kühnen Anlagen gebracht, dergleichen die Alten nie unternommen, und die wir vielleicht nicht genug bewundern. Wir wollen sehen, auf was Art diese Anlagen vollkommener und schöner gemacht werden können, so daß die Kirchen vor allen bisherigen einen Vorzug verdienen.

Der Entwurf, den wir von den Veränderungen der Gestalt unsrer Kirchen, von der ersten durch Kaiser Constantin den großen erbaueten Kirche, bis zu der von St. Genevieve und Magdalene, welche gegenwärtig aufgeführt werden, zu machen gedenken, wird nur allgemeine Beschreibungen enthalten, ohne daß wir uns in Kleinigkeiten dabey einlassen. Diese Weitläuftigkeit würde die Folge des Vortrags zu sehr unterbrechen, und doch für Leser, welche die Gebäude genau zu untersuchen wünschen, nicht hinlänglich seyn. Aus einem Grundrisse, wenn er gleich noch so klein ist, erkennt man die Einrichtung eines Gebäudes viel leichter und geschwinder, als aus der deutlichsten Beschreibung. Dieß hat mich bewogen dieser Geschichte eine Kupfertafel beyzufügen, welche alle Kirchen, die in dieser Abhandlung vorkommen, nach chronologischer Ordnung, und ohngefähr nach einerley Maßstabe, vorstellet. Der

Name

Name steht bey einer jeden, damit man in der Folge diejenige, von der die Rede ist, gleich finden kann.

Erster Abschnitt.

Von der Anlage der ersten Kirchen bis zur Wiederherstellung der Künste in Italien.

Die vornehmsten Ursachen des Unterschieds zwischen den christlichen Kirchen, und den heidnischen Tempeln scheinen zum Theil davon abzuhängen, ob die verschiednen Religionsverwandten viel Schwierigkeiten gefunden, ihren Glauben auszubreiten, oder nicht, oder ob mächtige Fürsten und ganze Nationen eifrig in ihrer Religion gewesen, und viel deswegen leiden müssen.

Die Religion derjenigen Völker, welche sich durch ihre Geschicklichkeit in der Baukunst berühmt gemacht haben, entstund nach und nach ohne Hinderniß in den blühendsten Staaten. Die feyerlichen Opfer geschahen häufig unter freyem Himmel vor den Tempeln, theils mitten in der Stadt, theils außerhalb den Mauern, im Angesichte des ganzen Volks. Es war genug, wenn in den Tempeln die Bilder der Gottheiten, und die Priester nur Platz hatten; folglich konnten die Völker, welche solche baueten, sie äußerlich mit der größten Pracht verzieren, ohne sie außerordentlich weitläuftig anzulegen.

Die christliche Religion hingegen, die mit der Zeit über alle andre siegen sollte, wurde anfangs ver-

folgt, und durfte sich nicht öffentlich zeigen. Eine geringe Anzahl Menschen wagte, nach dem Beyspiele der Apostel, ihr Leben zur Ausbreitung einer Wahrheit, die mit Gewalt und Martern unterdrückt wurde. Die ersten Christen versteckten sich in der Erde, und wohnten in den finstern Katakomben oder heydnischen Gräbern. Daselbst warteten sie heimlich den Dienst des wahren Gottes ab, bis sie endlich unter der Regierung, und durch Constantin den großen aus den fürchterlichen Winkeln hervorgezogen wurden. Dieser Kaiser räumte ihnen einige von den Gebäuden ein, wo die Römer sonst Gericht gehalten, und die Basilica hießen. In diesen geräumigen, verschlossenen und hellen Gebäuden verrichteten sie ihren Gottesdienst, und waren vor dem Volke, daß sie so lange verfolgt hatte, sicher. Eben das mußten sie auch bey den ersten Kirchen, welche sie erbaueten, beobachten. Es kam insonderheit darauf an, daß solche nicht nur die den Gottesdienst abwartenden Priester, nach Art der meisten heydnischen Tempel, fassen konnten, sondern alle Gläubigen in Rom mußten hinlänglichen Raum darin haben. Diese Vortheile fanden sich nirgends anders als in dem weitläuftigen Umfange der Basiliken. Daher behielten sie dieselbe Form bey den neu erbaueten Kirchen, und nannten sie nachgehends auch Basiliken, es sey nun, daß sie glaubten den Namen der Gebäude, die ihnen zur ersten Freystäte gedient, beybehalten zu müssen, oder weil sie es für unnöthig hielten, den Kirchen, die so viel Aehnlichkeit in der Anlage mit den Basiliken hatten, einen neuen Namen zu geben. Noch heutiges Tages heißen die größten und schönsten Kirchen in Rom Basiliken.

Von

Von der ersten christlichen Kirche, oder der alten Basilike des heiligen Petrus.

Unter den verschiednen Kirchen, welche die Christen nach dem Modelle der Basiliken, oder ehemaligen Gerichtshäuser, anlegten, bauete Constantin der große zu Rom die erste im J. 326. nach Christi Geburt, *) und widmete sie dem Apostel Petrus. Sie lag an eben dem Orte, wo Anacletus, des Apostels Schüler, seinem Lehrer ein Andenken, oder ein kleines Monument gestiftet hatte, welches zur Andacht der ersten Christen hinlänglich war, wenn es gleich nicht den Namen einer Kirche verdiente. Der Kaiser saß fest genug auf dem Throne, und durfte sich also nicht sehr darum bekümmern, was der Rath, und seine heydnischen Unterthanen davon dachten. Er wollte also dadurch einen deutlichen Beweis seines Eifers für die christliche Religion geben. Zum Modelle dieser Kirche nahm man keine von den simplen schlechten Basiliken aus den ältesten Zeiten der Römer, welche ein länglichtes Viereck, das durch zwey Reihen Säulen der Länge nach in 3 Abtheilungen zertheilt wurde, vorstellten; sondern man wählte,

*) Man kann in Ansehung dieses Zeitpunkts des Marquis Poleni historische Nachricht von der Kuppel der Peterskirche S. 8, 9 und 10. nachlesen, wo er sehr wahrscheinlich macht, daß der Kardinal Baronius, Bonanni, Fontana und andre die Grundlage dieser Kirche fälschlich aufs Jahr 324. festsetzen. Unter andern Beweisen sagt er, es sey auch um deßwillen glaublich, daß der Kaiser im Jahr 326. den Grundstein geleget, weil er in eben diesem Jahre die stärksten Proben seiner Neigung zum Christenthume gegeben.

um die großen Absichten des Kaisers auszuführen, eine von solchen Basiliken, die wegen des Wachsthums von Rom um ein Ansehnliches größer waren, und inwendig bey ihrem weitläuftigen Umfange prächtig aussahen.

Die älteste Peterskirche war also (siehe die Kupferplatte) auf die Art, wie diese Basiliken, der Länge nach durch vier Reihen Säulen gleichsam in fünf Gänge abgetheilt. Der mittelste und größte stellte das Schiff, und die vier andern die Nebenseiten vor. Sie giengen von Abend gegen Morgen, und stießen hinten an ein andres Schiff oder an einen Quergang, der von Mitternacht nach Mittag lief. In der äußersten Mauer dieses Querganges war in der Mitten eine runde Nische angebracht; beyde Schiffe durchschnitten sich rechtwinklicht, und gaben der Kirche einigermaßen die Gestalt eines Kreuzes.

Dieß war ohngefähr die Einrichtung der ersten christlichen Kirche, welche durch ihre Größe Ehrfurcht erweckte; ja sie wäre eine der prächtigsten, die man jemals gesehen, gewesen, wenn sich die Schönheit der Verzierungen mit den kostbaren Materialien hätten vergleichen lassen. Sie war inwendig mit mehr als 200 Säulen ausgeziert, darunter 12 von candischen Marmor im Tempel Salomons gestanden haben sollen; man zehlte 48 zu beyden Seiten des Schiffes, und 44 in den Nebenseiten. Die Decke ruhete auf starke im Kreuze durchbrochene Mauern, welche die Schenkel des Kreuzes zugleich trugen. Sie bestund aus Balken, die mit Bronze überzogen, und aus dem Tempel des capitolinischen Jupiters genommen waren.

Constantin, welcher den Bau der Peterskirche auf das prächtigste auszuführen befahl, als er in Rom das Andenken seiner 21jährigen Regierung feyerte, wollte, daß sie auch zugleich ein Denkmal dessen, was Gelegenheit zu seiner Bekehrung gegeben, stiften sollte. Er verordnete, man sollte sie in der Gestalt eines Kreuzes bauen, zum Andenken des Kreuzes, welches er bey Gelegenheit des Siegs über den Maxentius als ein Wunder in der Luft sahe. Der glückliche Einfall des Kaisers, die christlichen Kirchen durch die Gestalt des für alle Gläubigen so verehrungswürdigen Kreuzes zu charakterisiren, war nicht ohne nutzbare Folgen, wenn der erste Plan gleich, wie gedacht, nicht gar zu glücklich ausgeführt war. Einige Jahrhunderte hernach traf man diese Form vollkommen. Die Bemühung solche zu erreichen, und dem Hauptaltare das erforderliche erhabne und majestätische Ansehen zu geben, brachte den prächtigsten Gedanken, welchen die neuern Baumeister gehabt, zuwege, nähmlich in der Luft auf den erstaunlichen Bogen des Schiffes eine Kuppel oder einen runden Tempel zu setzen, der allein schon so groß ist, als die größten, welche die Alten von dieser Form aufgeführt.

Von der Erfindung der Kuppeln, welche über den Hauptaltar der Kirche angelegt werden.

„Nach *) Verlegung des kaiserlichen Sitzes von „Rom nach Constantinopel, wurde vermuth„lich die Anlage der alten Peterskirche, welche man „damals für die beste Kirche hielte, bey der So„phienkirche, die Constantin in seiner neuen Resi„denz bauen ließ, zum Muster genommen. Diese „Sophienkirche hatte keinen langen Bestand, weil „sein Sohn an ihre Stelle eine neue aufführen ließ, „die traurige Schicksale ausstehen mußte. Sie „ward unter der Regierung des Kaisers Arcadius „zum theil eingerissen und wieder hergestellt. Unter „Honorius brannte sie ab, und Theodosius der jün„gere bauete sie von neuem auf: sie wurde aber bey „Gelegenheit eines fürchterlichen Aufruhrs unter Ju„stinian in die Asche gelegt. Nach beygelegtem „Aufruhre wollte dieser Kaiser seinen Nahmen durch „neue Gebäude in Europa, Asia, und einigen Thei„len von Afrika verewigen, und verschrieb deßwegen „die berühmtesten Baumeister von allen Orten.

„Anthemius von Thrallus und Isidor von Mi„let schienen die übrigen an Geschicklichkeit zu über„treffen. Sie faßten den Entschluß, einen Tempel „von einer Größe, dergleichen man noch nie gesehen, „aufzuführen, und damit er für Feuersgefahr sicher „seyn sollte, gar kein Holz dabey anzuwenden. Weil „sie es wagten, eine neue bisher noch unbekannte „Bauart zu gebrauchen, so mußten sie, wie alle Er„finder, anfangs viel Widerspruch ausstehen; es fie„len

*) Diese ganze mit „ bezeichnete Stelle ist aus des Verfassers Monumens de la Grece genommen.

„len Umstände bey ihrem Gebäude vor, die sie nicht „vorher sehen konnten. Endlich brachten sie es mit „vielem Ruhme zu stande; man billigte die Anlage, „man fand sie schön, so, daß sowohl gesittete Natio„nen als die wildesten Völker in Europa, sich solche „zum Muster wählten. In der That, man erstaunt „beym Eintritte in die Sophienkirche über die Größe „und Schönheit des Ganzen, und wundert sich nicht, „daß Justinian nach vollendetem Gebäude, theils „aus Stolz theils vor Freuden ausrief: Salomon, „ich habe dich übertroffen!

„Es ist nicht zu läugnen, die Kirche verdient „vieles Lob, weil man bey ihr zuerst wagte, ein un„geheures Gewölbe über dem Mittelpunkte des Kreu„zes aufzuführen, und die Kuppel nicht auf die vier „spitzig zulaufenden Mauern ruhen zu lassen, son„dern selbige vermittelst Zwickel zu verbrechen. *) „Dem ungeachtet muß man einräumen, daß es Zei„ten giebt, wo die größten Regenten mit allem Auf„wande doch nur unvollständige Werke zu stande „bringen können. Das Gebäude, wovon wir reden, „ist ein deutlicher Beweis davon, weil alle Theile „und Nebensachen sehr fehlerhaft ausgeführt sind.“

Die Künste, welche zu Constantins Zeiten schon weit unter dem blühenden Zustande waren, in dem sie sich unter seinen Vorgängern befanden, nahmen von seiner

*) Zwickel, (pendentif) ein Kunstwort, das noch oft vorkommen wird, ist der Theil zwischen den Bogen und Mauern des Kreuzes einer Kirche, welcher vorsticht um das ringsherumlaufende Gesimse zu tragen. In der Invalidenkirche sind die vier Kirchenlehrer an diesen Zwickeln gemalt. Ich kann hier mit solcher Gewißheit von der Anlage dieser Moskee reden, weil ich die Anmerkungen zu Constantinopel selbst auf der Stelle gemacht habe.

seiner Regierung bis zu Justinians Zeiten beständig ab. Einige Jahrhunderte darauf verfielen sie in eine solche Barbarey, daß die Venezianer zwar ihre Markuskirche nach dem Muster der Sophienkirche ganz gut baueten, und die schöne Einrichtung beybehielten, doch aber auch alle Fehler und den schlechten Geschmack der Verzierungen nachmachten. Wir würden deswegen der Markuskirche nicht einmal erwähnen, wenn ihre Einrichtung nicht zu einiger Erläuterung der Geschichte der Kirchen dienen könnte.

Die jetzige Kirche des heiligen Markus zu Venedig ist nicht diejenige, welche die Einwohner im Jahr 829. erbaueten, denn selbige wurde bey dem allgemeinen Aufstande, worin die Venezianer den Candiano und seinen Sohn im Jahr 976. ermordeten, nebst dem Pallaste des Doge in die Asche gelegt, und hatte folglich mit der ersten Sophienkirche in Constantinopel einerley Schicksal. Urseolo I. ließ auf seine Kosten eine neue Kirche bauen, und dachte vielleicht sie, so wie Justinian die seinige in Constantinopel, für Feuersgefahr sicher zu stellen. Zu damaliger Zeit schrieb Constantinopel, dessen Gebäude uns heutiges Tages nichts besser als die gothischen Werke scheinen, dem übrigen Europa in Ansehung der Künste Gesetze vor. Urseolo ließ unter andern in gedachter Stadt ein kostbares Gemälde von Goldarbeit verfertigen; und schenkte solches wegen der herrlichen Kunst der Markuskirche, um den Hauptaltar damit zu zieren. Die griechischen Baumeister waren zu jenen schlecht erleuchteten Zeiten in Italien so berühmt, daß die Republik Pisa zu Anfang des eilften Jahrhunderts, und folglich kurz nach Erbauung der Markuskirche, einen berühmten Mann,

Na-

Namens Busqueto da Dalichio verschrieb, um ihre Domkirche durch ihn bauen zu lassen.

Die Aenlichkeit, welche man zwischen diesen beyden Kirchen bemerkt, giebt einen unläugbaren Beweis, daß St. Markus zum Theile nach der Sophienkirche kopirt worden. Wenn die Gestalt eines Kreuzes in dem Plane der letztern nicht gut ausgedruckt ist, so muß man bedenken, daß Anthemius solche nach Vollendung des Baues viel besser beobachtet hätte; und der Baumeister der Markuskirche wußte die Ursache vielleicht, warum jener von seiner ersten Anlage abgehen mußte. Gesetzt er wäre auch nicht davon unterrichtet gewesen; was hinderte ihn, die Anlage des ganzen mittlern Theils der Sophienkirche beyzubehalten, und seine Kirche darnach einzurichten? Er konnte vermittelst der vier Hauptbogen die vier Schenkel des Kreuzes führen, und ihnen die verschiednen Längen, die ein wohl proportionirtes griechisches Kreuz haben muß, geben.

Die Markuskirche hat also den Vortheil, daß sie die erste in Italien ist, welche mit Zwickeln, die das mittlere Gewölbe tragen, gebauet worden; daß sie die Gestalt eines Kreuzes weit besser vorstellt, als die ältern; daß sie zuerst über den fünf Kugelgewölben, welche die 4 Schenkel und die Mitte der Kirche decken, doppelte Kuppeln hat, die inwendig in der Kirche eine artige Wirkung thun, und ihr auswendig, ohngefähr nach heutiger Art, ein weit höheres Ansehen verschaffen, als die Alten ihnen sonst zu geben pflegten; daß sie endlich den Baumeistern zuerst ein Modell geliefert, in der Mitten eine große Kuppel und zu den Seiten kleinere und niedrigere anzulegen, auf daß die ganze Kirche pyramidenmäßig aussieht,

welches

welches man nachgehends auch in Rom bey der Peterskirche nachgemacht.

Zweyter Abschnitt.

Von der Einrichtung der christlichen Kirchen seit den Zeiten der Wiederherstellung der Künste bis zu Ende der Regierung Ludwigs des XIV.

Die freyen Künste haben einerley Schicksal mit den schönen Wissenschaften gehabt. Vor den Zeiten, welche die vortrefflichsten Werke hervorbrachten, giengen finstere und unwissende Jahrhunderte vorher. Durch Verbindung der glücklichsten Erfindungen mit den wunderbaren und eigensinnigen; durch den Fleiß geschickter Leute, welche die in den barbarischen Zeiten versteckten Spuren des Genies aufsuchten, und da, wo sie solche fanden, sammleten, dadurch, sage ich, sind die Meisterstücke entstanden, welche wir jetzt bewundern, und worüber wir vielleicht die Quellen, woraus die neuern Erfinder geschöpft, vergessen.

Italien liefert uns, in dem Wachsthume der Baukunst nach Wiederherstellung der Künste, ein Bild von dem, was allen überhaupt wiederfuhr. Der Fleiß und die schönen Erfindungen des 15 Jahrhunderts bahnten gleichsam den Weg zu der prächtigen Form, die man nachgehends unter Leo X. dem größten Gebäude in der Welt gab. Wenn in Florenz die Kirche Maria de' Fiori, welche zwar eine gothi-

gothische Anlage hat, nicht mit der herrlichen Kuppel bedeckt wäre, wenn man zu Rom nicht die kleine nicht genug bekannte Kirche der Augustiner mit Zwickeln gebauet hätte; so würde St. Peter in Rom vielleicht eine ganz andre Gestalt als jetzt bekommen haben.

Die Eroberung von Constantinopel im Jahr 1453 durch Sultan Mahomet, trieb zwar die geschicktesten Leute aus der Stadt, und bereitete die Italiäner gewissermaßen vor, den unter den ersten Kaisern gehabten Vorzug in den Künsten wieder zu erlangen. Allein man darf es doch nicht so wohl dieser Ursache, als ihrem eignen Genie zuschreiben. Schon im Jahr 1407 stund Bruneleschi, ein Florentiner, auf, und zeigte ihnen alle Schönheiten, die er durch fleißiges Nachsuchen und einen feinen Geschmack, in den Ruinen, deren Wehrt niemand zu schätzen wußte, und in den kostbaren Denkmalen des Alterthums zu Rom gefunden. Zu Anfange des 15 Jahrhunderts machte man einen Versuch, den Vitruv, das einzige und zugleich vortreffliche Werk von der Baukunst der Alten, zu erklären, und zu Ende dieses Jahrhunderts wurden die herrlichen Verhältnisse der antiken Gebäude und aller ihrer Theile öffentlich bekannt gemacht. *) Die erstaunliche Kuppel über dem Hauptaltare der Kirche Maria de' Fiori zu Florenz ist als die erste Folge dieser glücklichen Veränderung, und folglich als eine merkwürdige Epoche anzusehen. Ihre Anlage verdient unter die kühnen Unternehmungen, welche dem menschlichen

*) Leo Baptista Alberti hatte bereits vor dem Schlusse des 15 Jahrhunderts seine zehn Bücher von der Baukunst herausgegeben.

lichen Verstande Ehre machen, gesetzt zu werden. Es verlohnt sich deßwegen der Mühe, die Geschichte derselben kürzlich hieher zu setzen.

Von der Verbesserung der Kuppeln.

Arnolphus Lapi hatte den Dom zu Florenz S. Maria de' Fiori im gothischen Geschmacke zu bauen angefangen, und setzte nach seinem Tode die Florentiner in große Verlegenheit, wem sie die Aufführung des Hauptgewölbes, welches alle bisher von den neuern angelegte übertreffen sollte, anvertrauen sollten. Verschiedene Baumeister thaten Vorschläge sie zu bauen, sie schienen aber so verworren, daß sie verworfen wurden. Endlich trug man im Jahre 1407. dem Bruneleschi, einem Manne von großem Genie, der die Bauart der antiken Tempel zu Rom sehr gründlich untersucht hatte, und seit kurzem von dort nach Florenz zurück gekehrt war, auf, Zeichnungen und Modelle zur Kuppel des Doms zu machen. Er wählte einen ganz andern Weg als die Baumeister, welche vor ihm Projekte übergeben hatten, und erfuhr dasjenige, was er gemuthmaßet hatte, nämlich man fand sein Projekt, weil es zu simpel schien, in der Ausführung unmöglich.

Bruneleschi kehrte ganz ruhig nach Rom zurück, und fieng seine Studien in der Baukunst von neuem wieder an, weil er versichert war, daß die Florentiner keinen bessern Vorschlag als den seinigen finden, und ihn also schon wieder rufen würden. Was er vorher gesehen, geschahe. Zehn Jahre darauf verschrieben ihn die Florentiner wieder. Er that ihnen nunmehr Vorschläge, die Kuppel auf eine simple und nicht

sehr

sehr kostbare Art zu bauen. Weil er außer seiner besondern Geschicklichkeit auch eine edle Seele besaß, so verlangte er etwas, das vielleicht für jeden andern hätte gefährlich ablaufen können, ihm aber zur größten Ehre gereichte. Er bat nämlich die Florentiner, die berühmtesten Baumeister in Europa kommen zu lassen. Es zeigte sich gar bald, wie weit er ihnen überlegen war. In einer allgemeinen Versammlung im J. 1420 eröffnete jedweder von ihnen seine Gedanken, wegen Anlegung der Kuppel, welche alle dahin ausfielen, daß entsetzliches Holzwerk nach damaligem Gebrauche hinein gebauet werden müßte. Brunelleschi hingegen gab einen Rath, wie man das Holzwerk sehr verringern oder gar weglassen könnte. Alle seine Gegner hielten diesen außerordentlichen Einfall für sehr verwegen, sie beurtheilten ihn, wie kurzsichtige Leute große Genien zu beurtheilen pflegen, nämlich sie hielten ihn für närrisch. Er ließ den Muth nicht sinken, weil er aber sahe, daß es schwer hielte, eine große Menge bey einer solchen tumultuarischen Versammlung zu überreden, so gieng er zu jedem, der über den Kirchenbau gesetzt war, insbesondre, stellte ihnen seinen Anschlag so deutlich und mit solcher Klugheit, als seichte Projektmacher nie thun, vor, und erhielt seinen Zweck. Die Vorsteher trugen ihm einhellig den Bau der Kuppel auf, doch nöthigten sie ihn einen gewissen Baumeister Giberti zu Hülfe zu nehmen. Es fiel ihm aber leicht, dessen Schwäche zu zeigen; er blieb also allein Baumeister, und brachte das Werk mit größtem Beyfalle zu Stande.

Da Brunelleschi es nunmehr glücklich gewagt, die Kuppel des Doms auf eine neue, feste, und nicht

kostbare Art zu bauen, dergestalt daß sie eine Zierde von Florenz, und ein Gegenstand der Bewunderung aller Italiäner war, so ermunterte er andre, und besonders die Römer, zur Nachahmung. Als Nicolaus V. im J. 1447 den päbstlichen Thron bestieg, und sahe, daß die alte Basilike des heiligen Petrus sehr baufällig war, faßte er den Entschluß eine neue und größere als die von Constantin dem Großen aufzuführen. Er trug zu dem Ende Bernhard Rossellini *) auf, einen Riß davon zu machen; denselben Befehl erhielte auch Leo Baptista Alberti, der nicht nur viel Kenntniß, sondern auch einen großen Geschmack in der Baukunst hatte. Der Riß von Rossellini ward gebilligt; der Pabst ließ beym Chore der neuen Kirche anfangen, und zu dem Ende den vom Probus, ehemaligem Präfectus der Stadt Rom, erbaueten, und an die alte Kirche stoßenden Tempel abtragen.

Als der Bau ohngefähr fünf Fuß aus der Erde war, starb gedachter Pabst, und das ganze Werk blieb liegen. Man kann den Verlust der Risse des Rossellini, nach denen der Bau angefangen war, für die Kunst als sehr wichtig ansehen. Hätten wir sie noch, so sähe man darin vielleicht den ersten Stoff zu den Plans, die nachgehends unter Pabst Julius dem andern gemacht wurden. Ein einziges Gebäude in Rom, worauf die Liebhaber der Kunst nicht Acht genug gegeben, beweiset, daß die Römer nach

*) Einige Schriftsteller haben behauptet, Anton Rossellini habe den Auftrag bekommen, aber es war gewiß Bernhard Rossellini, wie Bonanni in seiner Geschichte der Peterskirche Kap. 11. S. 63. berichtet: er sagt ausdrücklich: Bernardus hic, de quo Manellus loquitur, fuit Rossellinus. &c.

nach dem Tode des Pabsts Nicolaus V. einen neuen Weg zu Anlegung der Kuppeln zu finden suchten. Von der Vollkommenheit, welche die Florentiner ihren Kuppeln gegeben, war nur noch ein Schritt zu thun, um solche auf die Bogen der Schenkel in der Mitte des Kreuzes zu setzen, und diesen thaten die Römer. Wir wollen die Epoche dieser glücklichen Erfindung, die so großen Einfluß auf die herrlichsten in folgenden Zeiten erbaueten Kirchen gehabt, zu bestimmen suchen.

Von Erfindung der neuern Kuppeln in den Kirchen.

Das Gebäude, wo man die erste vollkommne Kuppel aufgeführt, ist, wie gesagt, in Ansehung seiner Größe nicht beträchtlich. Es ist die unweit des Platzes Navona in Rom belegne kleine Augustinerkirche. Sie verdient, wegen ihrer inwendig ziemlich gothischen Verzierung, nicht einmal einen Platz unter den schönen Werken der Baukunst in Italien, inzwischen wird sie dadurch wichtig, weil sie einen Platz in der Reihe von Erfindungen, die bis zur Aufführung einer vollkommnen Kuppel vorhergehen mußten, einnimmt. Dieß hat mich bewogen, sie, bey meinem Auffenthalte in Rom auf der Rückreise aus Griechenland, überhaupt auszumessen. Denn ob man gleich zu Constantinopel und Venedig das Gewölbe bereits auf die Bogen der Schenkel des Kreuzes, und auf die Zwickel, welche die Schenkel mit einander verbinden, gesetzt hatte; ob Brunelleschi gleich beym Baue der Kuppel zu St. Maria de' Fiori die Anlage der Gewölbe um ein großes verbes-

fert: so hatte es doch noch niemand gewagt eine vollständige Kuppel in Gestalt eines Thurms auf den vier Bogen der Schenkel, und den sie verbindenden Zwickeln aufzuführen. In der Augustinerkirche zu Rom ist diese Erfindung zuerst angebracht worden.

Das inwendige Gewölbe dieser Kuppel wurde, als das erste in seiner Art, vielleicht bey der wenigen Erfahrung, welche man damals hatte, nicht mit der gehörigen Festigkeit gebauet, und weil es den Einsturz drohete, seit meiner Zurückkunft aus Italien abgetragen, nachdem es ohngefähr 380 Jahr gestanden. Der Baumeister hatte bey der Anlage viel Schwierigkeiten zu überwinden, weil die Pfeiler, worauf das Gewölbe, welches zwar nicht weit gespannt war, ruhete, einen schwachen Umfang hatten.

Die Inschrift *) am Giebeldache der Kirche, worüber die Kuppel aufgeführt war, beweiset, daß sie unter Pabst Sixt IV. gebauet worden, weil Guillaume de Estouteville sie im Jahr 1483. aufführte, folglich 60 Jahr, nachdem man dem Brunelleschi die Kuppel der Kirche Marie de' Fiori anvertraut hatte, und 20 eher, als Julius II. die Risse zum Bau der Peterskirche verfertigen ließ. Man sieht auch in ihrer Anlage und den Verzierungen, was der Baumeister aus dem Dom zu Florenz nachgeahmt, und was die Baumeister der Peterskirche wieder von dieser zum Muster genommen haben. Insbesondre bemerkt man, daß sie unter dem Gewölbe der Kuppel acht Oeffnungen oder Ochsenaugen hat, welche den unter der Kuppel zu St. Maria in Florenz

*) Guillemus. de. Estoutevilla. Episc. Ostien. Card. Rotomag. S. R. E. Camerarius. fecit. MCCCCLXXXIII.

renz vollkommen gleichen; ferner daß nicht nur der cilindrische Theil, worin diese Oeffnungen angebracht sind, eine vollkommne Rundung zu einer Kuppel macht, und auf die vier Bogen in den Schenkeln des Kreuzes und auf die zur Verbindung dienenden Zwickel, so wie die Rundung der Kuppel zu St. Peter, ruhet, sondern auch daß die Zwickel der Augustinerkirche inwendig wie jene mit vier runden Medaillons geziert sind, und daß eben diese Kirche ein vollkommnes lateinisches Kreuz ausmacht, welches sich bey der berühmten Peterskirche und in verschiednen von der Erbauung davon gemachten Rissen eben so verhält.

Unsre Absicht ist keinesweges durch diese Anmerkungen den Ruhm der großen Baumeister, denen wir jene prächtige Kirche zu danken haben, zu verkleinern. Es ward allerdings eine gründliche Untersuchung, und viel Herz dazu erfordert, um ein fast unermeßliches Gebäude nach dem Muster einer ziemlich kleinen Kirche aufzuführen: aber nichts desto weniger war die Idee davon keine Erfindung der Baumeister des 16 Jahrhunderts, wie man lange geglaubt hat, sie ward nur von ihnen besser ausgeführt und verschönert, wie wir gleich zeigen werden.

Von der Verbesserung der inwendigen Kuppeln, welche über der Mitte in den schönsten neuen Kirchen geführt sind.

Als Julius II. im J. 1503 Pabst geworden, unternahm er den Bau der neuen Peterskirche, mit einem Eifer, davon man viel Schönes erwarten durfte.

Man kann sich leicht vorstellen, welchen Fleiß die großen Baumeister anwendeten. Es schien, als wenn das Glück zu eben der Zeit eine Menge von Baumeistern versammlet hatte, welche sich bemüheten den Bau der Kirche zu erhalten, weil sie voraussahen, daß die Aufführung dieses wichtigen Gebäudes ein gewisses Mittel zur Verewigung ihres Namens seyn würde. Bramante hatte das Glück des Vorzugs vor allen Nebenbuhlern; sein Plan ward gut geheissen. In der That, er ist vortrefflich, und erstaunlich prächtig. Das lateinische Kreuz ist inwendig sehr gut entworfen; man hatte noch keinen Tempel von so weitläuftigem Umfange gesehen. Das Schiff, oder der mittlere Hauptgang, war von einer schönen Proportion; in den drey andern Schiffen stunden am Ende freystehende gekuppelte Säulen zwischen massivem Mauerwerke: und diese Abwechselung, nebst den verschiednen Arten von einfallendem Lichte, hätte ohne Zweifel die glücklichste Wirkung hervorgebracht. Das inwendige Pantheon ist vielleicht das einzige Monument, welches Bramante beym Entwurfe seines Plans in Gedanken gehabt: er achtete diesen Tempel so hoch, daß er ein Projekt machte, in der Mitte der Peterskirche, wo die vier Schenkel zusammen stoßen, diesen Tempel völlig nachzuahmen. Seine Kuppel, wovon man die Risse im angeführten Buche des Bonanni findet, war inwendig eben so breit als das Pantheon, und auswendig war sie mit einer Art von Haube bedeckt, die unten fast eben solche Stuffen als das Pantheon hatte. Wenn man bemerkt, daß in seinem Plane acht massive Pfeiler sind, zwischen denen sich allemal 2 Säulen befinden, die 3 Durchgänge wie im Pantheon machen, so wird man die große Aehnlichkeit zwischen

beyden einräumen. Es ist folglich Bramante, der den Gedanken gehabt, das Pantheon auf den Tempel des Friedens zu setzen, und nicht Michael Angelo, dem man solchen gemeiniglich zuschreibt. *)

Der Bau der herrlichen Peterskirche ward im Jahr 1506 angefangen. Der größte damals lebende Baumeister in Italien, suchte in derselben alles Schöne, was er in den neuern Kirchen gefunden, mit dem Edlen, was ihm die antike Architektur darbot, zu vereinigen. Pabst Julius II. legte den 18. April dieses Jahrs den Grundstein mit großem Gepränge dazu, und also ohngefähr 1180 Jahr nach Erbauung der alten Basilike des heiligen Petrus

*) Man ist nicht genug von der Geschichte der Peterskirche unterrichtet, weil solche in gar zu weitläuftigen Werken, die wenige lesen, enthalten ist. Daher kommt es, daß Montesquieu in seinem Versuche über den Geschmack schreibt, Michael Angelo habe den Einfall gehabt, einen Tempel von der Größe des Pantheons zu bauen, der in freyer Luft stehen sollen, da doch Bramante bereits 40 Jahr zuvor, ehe Michael Angelo Baumeister der Peterskirche ward, auf den Gedanken gerathen. Der Mangel einer Geschichte der Gebäude in Frankreich ist Schuld, daß Voltaire einen ähnlichen Fehler begangen. Es ist schade, daß die folgenden Verse, welche übrigens der menschlichen Denkungsart Ehre machen, der Wahrheit nicht gemäß sind:

A la voix de Colbert, Bernini vint de Rome,
De Perrault dans le Louvre il admira la main.
&c.

Es war Serlio, der auf Befehl Königs Franz I. nach Paris kam, und des Abts Clagny Riß zum Hofe des Louvre seinem eignen vorzog, und sehr großmüthig rieth, nach selbigem zu bauen. Diese Nachricht war nicht schwer zu finden, denn sie steht im Dictionnaire de Trevoux unter dem Artikel Louvre.

durch Kaiser Constantin den großen. Ich wünschte, nachdem ich das Genie des Baumeisters, welcher den Plan dazu angegeben, so sehr gerühmt, die dabey begangnen Fehler verschweigen zu können. Er verfuhr bey der Grundlage so eilfertig und nachläßig, daß das Gewölbe der 4 Hauptbogen, welche die Kuppel tragen sollten, kurz vor seinem und des Pabsts Julius II. Tode ansehnliche Risse bekam. Dieß verzögerte den Kirchenbau ungemein. Sobald Leo X. den päbstlichen Thron bestieg, suchte er dem Uebel so geschwind und sicher als möglich abzuhelfen; und trug die Aufsicht darüber dem Giocondo, Raphael von Urbino, und Julian Sangallo auf. Diese verbesserten den Schaden so künstlich, daß der Grund der Kirche die gehörige Festigkeit bekam, und die Furcht, daß sie nicht dauerhaft genug gebauet wäre, verschwand.

Diese drey Baumeister sturben alle in den Jahren 1517, bis 1520, und der Bau gerieth wieder ins Stecken. Anton Sangallo, welcher bereits im letzten Jahre der Regierung von Leo X, sobald sich sein Oheim nach Florenz gewendet hatte, bey dem Kirchenbaue gewesen, bekam nunmehr die Oberaufsicht darüber, und behielte sie unter Adrian IV. und Clemens VII; nur daß man ihm Balthasar von Perugia, einen Baumeister von großer Geschicklichkeit, zum Gehülfen gab. In dem neuen von diesem letztern gemachten Plane, der in des Bonanni Werke gestochen zu finden ist, aber nicht ausgeführt worden, weil die folgenden Päbste sich den Kirchenbau nicht so eifrig angelegen seyn ließen, als Julius II. und Leo X; in diesem Plane sage ich, der unter dieser Baumeister Aufsicht ausgeführt werden sollte, hat-

ten

ten sie des Bramante Anlage in ein griechisches Kreuz verwandelt, oder vielmehr das lange Schiff blos kürzer gemacht, und eine Kolonnade am Ende desselben angelegt, wie die in den drey andern Schenkeln nach des Bramante Anlage. Sie machten außerdem noch einige weniger beträchtliche Veränderungen in der Einrichtung des Gebäudes überhaupt.

Unter der Regierung Pauls III. führte Sangallo den Bau allein, und schlug einen dritten Plan zur Kirche vor, welcher wichtige, aber eben nicht vortheilhafte Veränderungen hatte, und angenommen wurde. Er behielt inwendig die Form des griechischen Kreuzes bey, die er bereits nebst Balthasar von Perugia der Kirche gegeben; er vergrößerte aber die Pfeiler unter der Kuppel. Er hatte den schlechten Einfall, die Kolonnaden am Ende eines jeden Schiffes wegzulassen, und setzte anstatt derselben am Eingange der Kirche ein Portal mit hohen Thürmen, einige Vorplätze und eine Art von Kuppel, von da man durch eine Thüre in das erste Schiff trat.

Diese letzten ziemlich unnöthigen Veränderungen des Sangallo vergrößerten zwar den Umfang der Peterskirche von außen, vermehrten ihre Größe aber keinesweges von innen, und über dieses herrschte in den Verzierungen eine kleine Manier und sehr schlechter Geschmack.

Zum Glück für die Peterskirche und für die Künste, erhielt Michael Angelo die Oberaufsicht über den Bau. Diesen großen Künstler berief Pabst Paul III. im Jahr 1646 nach des Sangallo Tode von Florenz nach Rom; er gab sich alle Mühe, die majestätischen Verzierungen, welche Bramante der

Kirche gegeben und die Sangallo verdorben hatte, wieder herzustellen. In einem Briefe an einem gewissen Freund *) bezeugt er eben so viel Achtung für den ersten, als Geringschätzung für Sangallo. Man kann sich leicht vorstellen, mit was für Achtung der Pabst, welcher große Männer zu schätzen wußte, den Michael Angelo, der bey seinem ausgebreiteten Rufe höchst uneigennützig war, aufnahm. Der Künstler weigerte sich beständig, das gewöhnliche Gehalt der Oberaufseher des Baues der Peterskirche anzunehmen, ward aber dafür durch das uneingeschränkte Vertrauen des Pabstes reichlich belohnt, weil derselbe ihm den freyen Willen in allem was den Kirchenbau betraf ließ.

Michael Angelo mißbrauchte die vom Pabste erhaltene Freyheit nicht. Er hätte den Umfang der Kirche noch erweitern können, so that er aber das Gegentheil, um sich nach dem Willen des Pabsts, der die Kirche geendigt zu sehen wünschte, zu richten, und schränkte das Gebäude ein. Er ließ zwar inwendig die Form des griechischen Kreuzes, welche Sangallo und Balthasar von Perugia ihr gegeben, nahm aber von außen alles weg, was im Modelle des Sangallo befindlich war, und weder zu den 4 Schenkeln des Kreuzes, noch zu dem großen Vierecke um die vier Pfeiler der Kuppel gehörte. Es ist glaublich, daß er in Ansehung der innerlichen Verzierungen der Schiffe nur geringe Veränderungen gemacht, und

*) Man kann hierüber einen Brief des Michael Angelo, der bey dem Bonanni im 14. Kapitel S. 75 eingerückt ist, nachlesen. Er fängt also an: Mein lieber Bartolomeo, Es ist unläugbar, daß Bramante einer der größten Baumeister seit der Griechen Zeiten bis auf die unsrige gewesen, u. s. w.

und die großen Pilaster und zwischen denselben die zwey Nischen die eine oben und die andre unten gelassen, weil man solche in dem zu Rom befindlichen Modelle des Sangallo und in den in Kupfer gestochenen Durchschnitten bemerkt. Michael Angelo machte aber die Ordnungen, welche die Kuppel inwendig zieren, höher als Sangallo, und das Gewölbe, das darauf ruhen sollte, hingegen niedriger.

In Ansehung des Gebäudes von außen hat man diesem Künstler die heutige schöne Verzierung zu danken, ausgenommen die Vorderseite. Das von ihm angegebne Portal war viel edler als das jetzige, und bestund aus 14. freystehenden erstaunlich großen Säulen, welche dem Ganzen ein prächtiges und majestätisches Ansehen gaben. Er machte ferner die Verzierung des Thurms der Kuppel viel simpler, und anstatt daß Sangallo zwey Ordnungen über einander, die viel zu klein ausfielen, angegeben, und auf die Kuppel eine gar zu große Laterne gesetzt hatte, so wählte er auswendig nach der Absicht des Bramante nur eine Ordnung, setzte sie aber in Ansehung der Festigkeit viel besser, und gab der Rundung der Kuppel eine zierlichere Form als die vorigen Baumeister. Jedoch erhöheten Fontana und Jacob della Porta, welche unter Pabst Sixt V. das Dach zur Kuppel baueten, solche noch um den sechsten Theil über die von Michael Angelo bestimmte Höhe. Weil endlich letzterer seine Lebenszeit größtentheils zu Florenz zugebracht hatte, wo ihm die Kirche Maria de' Fiori immer vor Augen stund, so ahmte er dem Gewölbe derselben sowohl von innen als von außen nach. Denn Maderno, welcher die Kirche zu Stande gebracht, hat nichts anders gethan, als der Kirche die

vom

vom Bramante bestimmte Form des lateinischen Kreuzes wieder gegeben.

Man kann also den Michael Angelo mit Grunde für den Baumeister, der das meiste zur Vollkommenheit der Peterskirche beygetragen, ansehen, ob er gleich nur 17. Jahre die Aufsicht geführt, und erst im 72 Jahre, folglich 40 Jahr nachdem Bramante den Grund gelegt, anfieng. Inzwischen erhellet aus der bisherigen Geschichte, daß man ihm weder die Hauptanlage der Kirche, noch die Idee die Kuppel auf die 4 Bogen der Schiffe zu setzen, zuschreiben kann, wenn er diese Idee gleich mit glücklichem Erfolge zu Stande gebracht. Das Verdienst eines Künstlers, welcher eine Sache vollkommen macht, ist von ganz andrer Art, als das Verdienst dessen, der das Genie gehabt sie anzugeben.

Wir wollen noch ein paar Worte in Ansehung der übrigen zur Anlage gehörigen Theile der Kirche hinzusetzen. Alle die sie kennen wissen, daß die 4 Schenkel zusammen ein regelmäßiges lateinisches Kreuz ausmachen, welches viel besser als alle die andern in den vorigen Kirchen angelegt ist; das Verhältniß der Größe der Kuppel zu den Schiffen ist sehr schön. Die Abtheilungen unter den Zwickeln sind eine Verbesserung, welche der Augustinerkirche fehlt; das Viereck, welches um die 4 massiven die Kuppel tragenden Pfeiler, worüber eben so viel kleine Kuppeln sind, geht, hat gegen die Schiffe eine schöne Breite, und eine gute Proportion mit der Kirche, sowohl in Ansehung der Breite als der Höhe. Vielleicht wäre zu wünschen, man hätte die Nebenseiten an dem mittlern Hauptschiffe, welche durch sechs kleine ovale Kuppeln ihr Licht bekommen, breiter gemacht,

macht, und etwas länger fortgehen lassen, anstatt sie an zwey von den vier massiven Pfeilern, welche die Kuppel tragen, stoßen zu lassen.

Die Anlage einer Kuppel, die Nebenseiten und die Schiffe, waren also überhaupt noch einiger Verbesserungen fähig, oder konnten in Ansehung der Verzierung und Oeffnung der Abtheilungen unter den Zwickeln verändert werden. Dieß ward in ein paar Kirchen gegen das Ende der Regierung von Ludwig XIV. ausgeführt. Wir müssen aber, um diese Gebäude aufzusuchen, Italien verlassen, und die Paulskirche in London und die Invalidenkirche in Paris besuchen.

Von dem künstlichen Durchschnitte der Nebenseiten in die Wände der Kuppel zu St. Paul in London, von noch einem andern in der Invalidenkirche zu Paris, und von der schönen Art der Erleuchtung dieser Kuppel.

Der Ritter Wren, ein Mitglied der königlichen Gesellschaft in London, und ein so großer Meßkünstler, daß man ihn den damals lebenden Newton, Leibnitz und Hugen an die Seite setzte, sahe den jetztgedachten Fehler der Nebenseiten der Peterskirche ein. Er vermied solchen deßwegen bey dem prächtigen Baue der Paulskirche, welcher im Jahr 1675, und also eilf Jahre nach ihrer Einäscherung in dem großen Brande der Stadt London, angefangen wurde. Er machte die vier Wände seiner Kuppel unter den Zwickeln fast eben so breit, als die andern gegen die Seite der Schiffe; und brachte in jedem

massiven

massiven Pfeiler der Zwickel eine Nische an, wie zu St. Peter in Rom, legte aber die Nischen so, daß die acht Nebenseiten der 4 Hauptschiffe durchgiengen.

Diese Anlage ist gewiß ein Beweis des Genies von dem englischen Baumeister; es entsteht aber die Unbequemlichkeit daraus, daß die Schiffe, in Ansehung des großen Umfangs der Kuppel, durchgängig zu klein scheinen. Alle Leute von Geschmack, welche die Kirche sehen, urtheilen, daß das Chor vornehmlich viel zu enge scheine. Man darf auch nur einen Blick auf die Risse werfen, um zu bemerken, daß die Gestalt der Paulskirche nicht völlig so schön ist, als die von der Peterskirche in Rom; das Kreuz ist nicht gut in der Anlage von jener ausgedruckt; und wenn gleich an dem Portale von dieser viel auszusetzen wäre, so hat sie doch nur eine einzige Säulenordnung, und folglich eine edlere Anlage als die Paulskirche, wo zwey übereinander angelegt sind. Uebrigens sind beyde Kirchen von gebrannten Ziegeln gebauet, und nur mit Quadersteinen bekleidet, weil solche in London so selten sind, daß man solche zur Paulskirche aus der Insel Portland holen müssen. Inzwischen ist bey der Geschichte dieser Gebäude der Unterschied merkwürdig, daß ein Baumeister den Ruhm gehabt, die Paulskirche anzufangen, und nach dem ersten Plane ungefähr in 40 Jahren zu vollenden, da im Gegentheile bey der Peterskirche mehr als 10 Baumeister nach einander gebraucht worden, welche in der ersten Anlage von Bramante viel geändert haben.

Es schien, daß nunmehr an der Form der mittlern Rundung in den Kirchen fast nichts weiter könnte verbessert werden, als Julius Harduin Mansart

sart ohngefähr zu eben der Zeit, als die Paulskirche in London aufgeführt wurde, von Ludwig XIV. den Auftrag erhielt, in der Invalidenkirche zu Paris eine Kuppel anzulegen, und bey dieser Gelegenheit sein fruchtbares Genie zeigte. Er konnte zwar im Ganzen daselbst keinen so großen Plan ausführen, als wenn er den Riß zu einer neuen Kathedralkirche zu machen gehabt hätte, weil er die Kuppel nach dem bereits gebauten Schiffe einrichten mußte. Er suchte deßwegen die Zwickel unter den Kuppeln zu verbessern, die ihm bey den bisherigen Kirchen noch nicht die wahre schöne Gestalt zu haben schienen. Er ließ zu dem Ende die vier massiven Pfeiler unter den Zwickeln durchbrechen, und legte hinter diesem Durchgange 4 schön verzierte Kapellen an, vor denselben stehen zwey Säulen, zu denen man vermittelst einiger Stufen, die eine gute Harmonie mit der Rundung der Kuppel abgeben, hinansteigt. Die ganze Anlage der Rundung ist so, daß man vom Mittelpunkte aus auf allen Seiten den schönsten Prospekt hat, den die Architektur nur geben kann. Er trieb seine Sorgfalt noch weiter, und bemühte sich, den schönen Malereyen an der Kuppel das beste Licht zu geben. *) Vor ihm wurden selbige, wie zu Val de Grace,

*) Wenn Mansart ja einen Fehler begangen, so hat er die Malereyen an der Kuppel nicht genug für allerley Zufälle zu bewahren gesucht. Das obere Gewölbe war nur schwach und dünne, daher konnte die an demselben befindliche Malerey, wenn oben am Dache oder am Mauerwerke gearbeitet wurde, leicht erschüttert oder beschädigt werden. Herr Constant ist gegenwärtig beschäfftiget, diesem Uebel abzuhelfen, und die Malerey so viel möglich zu erhalten: in der Absicht macht er noch ein falsches Gewölbe

Grace, nur durch die Oeffnungen in der untern Rundung der Kuppel erleuchtet. Mansart machte hingegen auf der Kuppel der Invalidenkirche eine doppelte Haube, wie zu St. Peter in Rom; aber anstatt beyde bis an die Laterne gehen zu lassen, machte er in der untersten Oeffnungen, ließ nur die Decke von der obern malen, erleuchtete sie durch in einer Attike angebrachte Oeffnungen, dergestalt, daß das Licht durch beyde Hauben fällt, und an die obere schlägt, ohne daß man unten in der Kirche diese Oeffnungen sieht, und die Ursache merkt, woher die herrlichen Gemälde der Kuppel so vortrefflich erleuchtet sind.

Wir haben bisher gezeigt, wie viel Jahrhunderte verstrichen sind, ehe die Christen es zu einer vollkommnen Gestalt der Kuppelkirchen gebracht haben. Nunmehr wollen wir unsre Untersuchungen auf eine andre Materie, nähmlich auf die Säulen lenken. Wir finden, daß man in den ersten christlichen Kirchen Säulen ohne viel Kunst gebrauchte, sie eine geraume Zeit wegließ, nachgehends aber wieder einführte, und daß man sie anjetzt nach der reinsten griechischen Architektur anbringt. Wir bemerken ferner, daß man sie bey der verbesserten Anlage des Kreuzes gebraucht, sie mit den kühnen und prächtigen Kuppeln im Mittelpunkte verbindet, vermöge derselben die allgemeinen Eintheilungen in den Kirchen macht, und dem ganzen innern Gebäude dadurch ein majestätisches Ansehen zuwege bringt.

Der

wölbe im Holzwerke des Daches, um das rechte, woran gemalt ist, zu beschützen, und die Freskomalerey, so lange als das Gebäude steht, zu erhalten.

Der glückliche Erfolg der nach dieser neuen Bauart eingerichteten geistlichen Gebäude hängt fast gänzlich von der guten oder schlechten Wirkung ab, welche die Kolonnaden inwendig machen. Ehe wir also von der Art, wie sie inwendig angelegt werden, reden, wird es den Lesern hoffentlich nicht unangenehm seyn, wenn wir ihnen unsre Gedanken mittheilen, warum die Kolonnaden so schön fürs Auge sind, und sich überhaupt in allen Gebäuden, wo man sie anbringt, so gut ausnehmen.

Dritter Abschnitt.

Von der Schönheit der Kolonnaden in den Gebäuden überhaupt, und von den Veränderungen, welche man deswegen in den innerlichen Hauptabtheilungen machen muß.

Die Baukunst mag überhaupt für eine Empfindung auf uns machen, welche sie will, so ist gewiß, daß wir von den uns vors Gesicht kommenden Gebäuden urtheilen, nach dem diese Empfindung häufig und stark ist. Oft zieht ein Gebäude wegen der glücklichen Verhältnisse unsre Augen auf sich, wir betrachten es, untersuchen alle kleinen Theile, und empfinden eben das Vergnügen dabey, als wenn wir einen schönen Gegenstand in der Natur ansehen. Zuweilen macht der große Geschmack eines Gebäudes so wohl von innen als von außen, die wohl un-

terschiednen und vorstechenden Theile, der weite Umfang, oder die ansehnliche Höhe einen starken Eindruck auf unsre Seele. Wenn das Auge eine große Menge kleiner in sich verschiednen Gegenstände auf einmal gewahr wird, so empfindet man viele schwache Eindrücke zugleich. Wenn sich eine geringe Anzahl großer Gegenstände auf eine neue Art darstellen, vermehren sie die angenehmen und starken Eindrücke, welche man beym Anblicke der schönsten Verzierungen fühlet.

Die Baukunst wirket eine dreyfache Empfindung auf uns, sie rührt uns nämlich durch das Angenehme, durch das starke Majestätische, und durch die Abwechselung. Sie machen das Schöne an einem Gebäude aus, ob man es gleich selten beysammen findet. Wir wollen untersuchen, auf was Art diese Stücke bey den Kolonnaden vereinigt sind, und woher es kommt, daß bey einigen mehr von diesen Eigenschaften vereinigt sind, als bey andern.

Die flachen Mauern oder Wände in der Architektur lassen sich auf verschiedne Art eintheilen. Zuweilen bricht man die Wände durch, oder läßt beym Aufmauern runde oder viereckichte Oeffnungen darin, doch in so geringer Anzahl, daß eine solche Wand fast keinen andern Eindruck als eine glatte auf uns macht. Zuweilen sind diese Oeffnungen aber so groß, daß der Eindruck, den eine glatte Wand machen würde, so wohl dadurch, als auch durch die Gegenstände, welche durch die Oeffnungen in die Augen fallen, sehr verringert wird. Zuweilen sind die Eintheilungen der Oberflächen noch von einer andern Art, und stellen keine durch die Wand gemachten Löcher vor; sondern sie bestehen aus Reihen von

Säulen,

Säulen, und ihren Zwischenweiten. Wir wollen jetzt untersuchen, welche von beyden Eintheilungen der Oberfläche den angenehmsten Eindruck auf uns machet.

Den ersten Gebrauch der Säulen hat man, wie bekannt, gemacht, um die Balken und Decken zu tragen; man lernte aber bald einsehen, daß sie, außer der Nothwendigkeit, auch viel zum guten Ansehen der Gebäude helfen. Hätten die Egypter nicht bereits in den allerältesten Zeiten diese Schönheit gekannt, warum hätten sie die großen und prächtigen Eintheilungen ihrer Tempel mit Säulen gemacht, und solche in so großer Menge dabey angebracht? Würden die Griechen und Römer in ihren Tempeln aus und inwendig, und in den Höfen ringsherum, bey ihren öffentlichen Plätzen, Theatern, und andern Gebäuden Säulen gesetzt haben? Warum sehen endlich alle erleuchteten Nationen in Europa die Säulen, als die Quelle der größten Schönheiten in der Baukunst an, und halten die Kolonnaden für diejenige Art von Verzierung, wo die Säulen ihrem Ursprunge am gemäßesten, und mit dem besten Erfolge angebracht werden? Wenn man in den Ländern, wo die Baukunst am meisten geblühet, wegen der Festigkeit, oder Nothwendigkeit Galerien zu haben, aus Oeconomie oder andern Ursachen, oft bedeckte Gänge angelegt hat, so ist es bekannt, und durch Beyspiele klar, daß man vorzüglich Kolonnaden dazu gewählt, und daß diese unter allen Verzierungen den angenehmsten Eindruck auf uns machen.

Dieß ist nicht der einzige Vortheil, den man von der Verzierung mit Kolonnaden hat, sie geben dem Gebäude gewiß ein großes edles Ansehen, und

machen auch einen starken Eindruck auf uns, ohne welchem auch die regelmäßigste Baukunst uns nur schwach rühren wird.

Ein jeder großer Anblick setzt den Menschen in eine Art von Ehrfurcht; der unermeßliche Umfang des Himmels, ein weiter Prospekt von Ländern und Meeren, wenn man von einem Berge herabsieht, oder sich auf der See befindet, erheben gleichsam unsre Seele, und geben den Gedanken eine gewisse Größe. Auf eben die Art machen die großen wichtigen menschlichen Werke einen Eindruck auf uns, wir bekommen bey ihrem Anblicke eine starken Empfindung, die weit vorzüglicher als eine blos angenehme ist, dergleichen nur die kleinen Gebäude zuwege bringen können. Inzwischen ist die Empfindung bey dem Anblicke der Gebäude nicht allemal nach Proportion ihrer Größe stark, sondern sie hängt oft mehr von der Art der Eintheilung der Massen, und der Oberflächen, als von der Eintheilung allein ab.

Wir wollen uns zum Exempel das Pantheon in Rom, inwendig in viele Kapellen, davon man nur eine nach der andern sehen kann, abgetheilt, und an der Vorderseite mit verschiednen Ordnungen über einander vorstellen, so wird uns das Inwendige viele schwache Empfindungen nach und nach, und die Vorderseite eben solche, aber auf einmal geben. Jetzo hingegen übersehen wir den ganzen inwendigen Platz auf einmal; die hohen Säulen auf dem Platze vor der Kirche, ihre große Menge, die vielen Säulenweiten, und was man dadurch in der Tiefe des Ganges sieht, alles dieses zusammen macht einen sehr starken Eindruck. Dieser wird durch die Empfindung,

welche

welche alle Gegenstände, und die verschiednen von der Tiefe des Platzes vor der Kirche herrührenden Wirkungen des Lichts, auf uns machen, so vermehrt, daß unsre Seele beym Anblicke der Vorderseite des Pantheons weit mehr, als bey dem von der Peterskirche gerührt wird, ob gleich die Säulen des Portals dieser Kirche weit dicker und größer sind. Der einzige Unterschied zwischen diesen und denen vom Pantheon besteht darin, daß die in der Peterskirche halb in der Mauer stehen, und also die starke Wirkung, welche die Tiefe der Kolonnaden verursacht, nicht thun können. Der Eindruck, den diese beyden Vorderseiten machen, ist so allgemein, daß ich mich zu behaupten getraue, daß ihn fast jedermann, der beyde ansieht, empfindet. Dieß Beyspiel und viele andre beweisen, wie sehr die Kolonnaden fähig sind, den Gebäuden ein edles Ansehen zu geben, welche Eigenschaft alle andere Vorzüge erhebet.

Wir haben gesehen, wie viel die Gebäude von ihrer Schönheit durch zu viel kleine Theile von Verzierungen verlieren, jetzt wollen wir die Fehler erwegen, welche von zu wenigen Theilen entspringen. Gesetzt die ganze Fläche der Vorderseite des Pantheons bestünde aus einer glatten Mauer *) ohne alle Verzierung, und wäre in der Mitte nur mit einer kleinen Thüre versehen, so würde sie gewiß keinen so starken Eindruck auf uns machen, als jetzt; da sie

*) Die Vorderseite des Pantheons, welches der prächtigste von allen uns aus dem Alterthume übrig gebliebenen Tempeln ist, besteht aus 8. Säulen von kolossalischer Größe, die einen Giebel tragen; die Verzierung desselben ist in einem so großen und majestätischen Geschmacke angelegt, als ich nirgends kenne.

aus 8 Säulen besteht, und da man vermöge der Durchsicht durch die Säulenweiten viele Gegenstände entdeckt. Hieraus folgt also, daß die Verzierung der Vorderseite vom Pantheon viel von ihrer Schönheit verlieren würde, so wohl wenn man die Theile, woraus sie besteht, durch die Vervielfältigung zu klein machte, als wenn man auf der andern Seite die Anzahl dieser Theile zu sehr verringerte, und im letzten Falle würde das Ansehen noch weniger angenehm seyn.

Hieraus erhellet, daß die Eintheilungen, welche bey einer gegebnen Fläche die größte Wirkung thun, in enge Gränzen eingeschränkt sind, und die Mittelstraße zwischen den gehäuften und zu sehr verminderten Eintheilungen halten müssen. Wenn diese Gränzen einander gleich gerade entgegen sind, so haben sie doch etwas ähnliches mit einander. Denn läßt man die Eintheilungen auf der Fläche weg, so fällt zugleich alle Verzierung weg, und gar zu viel Eintheilungen verlieren sich in einander; beydes macht keinen Eindruck auf uns. Durch gar zu viel kleine Eintheilungen erreicht man gerade den entgegengesetzten Zweck, als man gesucht, wie bereits Montesquieu sehr scharfsinnig geurtheilt hat. Die nach Proportion ihrer Anzahl immer kleiner werdenden Eintheilungen, würden uns nur schwach rühren, und zuletzt würden wir, eben wegen der Menge und der daraus folgenden Unordnung, gar nichts mehr dabey empfinden.

Aus diesem Grunde setzen die Maler ihre Gemälde lieber aus wenigen Figuren, die stark rühren, zusammen, als daß sie solche häufen, und durch die gehäuften Gegenstände unsre Aufmerksamkeit theilen.

Hieraus

Hieraus läßt sich eine ähnliche Anmerkung, worauf man nicht genug Acht giebt, ziehen, nämlich wie lange die Aufmerksamkeit der meisten Menschen gerührt werden und anhalten kann, welcher zu folge die großen Dichter und Virtuosen, die unsre Aufmerksamkeit nur ein paar Stunden unterhalten dürfen, in unsrer Seele wenige, aber desto stärkere Empfindungen zu erregen suchen, anstatt daß die mittelmäßigen, denen es am Geschmack fehlt, bald diesen bald jenen Affekt in uns erwecken, aber daher auch nie stark rühren.

Die Größe der Flächen, die der Architekt verzieren soll, ist gewissermaßen für ihn eben das, was bey den Dichtern und Komponisten, die fürs Theater arbeiten, der vorgeschriebne Zeitraum ist. Sie macht, daß jener beym ersten Anblicke nicht so viel starke Empfindungen hervorbringen kann, als er wünscht. Da unsre Seele nicht vieler zugleich fähig ist, so muß er solche dadurch vermehren, daß er sie wie der Dichter nach und nach entstehen läßt; und muß sich nicht wie der Maler im Gemälde, blos auf die Empfindungen, die auf einmal erregt werden können, einschränken. Ein Gedicht, sagt Marmontel in seiner Dichtkunst, welches der Seele eine Reihe abwechselnder Gemälde darstellt, ist interessanter für uns, als ein wirkliches Gemälde, welches uns nur einen einzigen Zeitpunkt in der Natur zeigt. Diese beständige Bewegung, worin die Dichtkunst uns unterhält, ist vielleicht die Ursache, warum man sie der Malerey vorzieht.

Wenn man die Baukunst mit gedachten beyden Künsten vergleicht, so kann man sagen, daß sie wie die Malerey oft ein Gemälde, das sich nicht verän-

dern läßt, zuweilen aber auch eine Reihe von Gemälden wie die Poesie vorstellt. Wir wollen z. E. zwo Vorderseiten ansehen, die eine besteht aus Pfeilern, die an die Wand gesetzt sind, die andre aus Säulen, die eine freystehende Kolonnade ausmachen; bey beyden sollen die Säulenweiten gleich und auf einerley Art verziert seyn: dem ungeachtet wird die letztere wahre Schönheiten haben, welche der ersten fehlen, und diese kommen blos von den verschiednen Aussichten und Gemälden her, welche dem Zuschauer in die Augen fallen, wenn er auf den Hintergrund der Kolonnade sieht. Wir finden beym Anblicke der Gebäude die Eigenschaft, daß selbige die Empfindung vervielfältigen, ohne sie zu schwächen, und dieß ist ein beträchtlicher Vortheil, welchen man bey den Kolonnaden in einem viel stärkern Grade, als bey andern Arten von Verzierungen bemerket. Wir wollen eine allgemeine Vergleichung anstellen; diese wird es deutlicher machen.

Wenn man in einem Garten etwas entfernt von einer langen Reihe Bäume, die dichte an eine mit Arkaden durchbrochene Wand gesetzt sind, spatzieren geht, so wird sich die Stellung der Bäume in Ansehung der Arkaden nicht merklich verändern, und die Seele wird nichts Neues empfinden, wenn man die Augen auch beständig auf die Bäume und die Arkaden geheftet, und einen ziemlichen Weg im Gehen zurückgelegt hat. Hingegen wenn die Bäume von der Mauer entfernt stehen, so entdeckt man im gehen immer eine Veränderung, weil die Bäume in Ansehung der Mauer mit jedem Schritte eine andre Stellung annehmen. Bald theilen sie die Arkaden in zwey gleiche, bald in ungleiche Theile, bald zeigen sie

solche ganz frey, und verbergen nur den Zwischenraum, bald scheint die Mauer, nach dem man sich nähmlich nähert oder entfernt, bis an die Aeste der Bäume oder nur bis an eine gewisse Höhe des Stammes zu gehen. Wenn wir also annehmen, daß die Mauer in beyden Fällen regelmäßig verziert ist, und die Bäume in gleicher Weite von einander entfernt stehen, so wird im ersten Falle die Verzierung unbeweglich scheinen, im andern hingegen, nach dem der Zuschauer seinen Platz verändert, ein gewisses Leben bekommen, und eine abwechselnde Reihe von Prospekten darstellen, die aus der vielfachen Art von Verbindung und Veränderung der Gegenstände entsteht.

Aus diesen entgegengesetzten Wirkungen, welche blos aus der verschiednen Stellung einer Reihe von Bäumen in Ansehung der Mauer mit Arkaden entstehen, kann man sich, wie unsre Absicht war, von dem Kontrast einen deutlichen Begriff machen, welcher zwischen der einförmigen Verzierung einer Mauer mit Pilastern, und der reichen aus einer schönen Kolonnade entstehenden Abwechselung herrscht. Wenn man sich bey den Pilastern in dem Zwischenraume die besten Nischen mit Statuen oder Basreliefs vorstellt, so wird die reiche Verzierung doch in unsern Augen nicht Abwechselung genug hervorbringen, wenn wir uns auch noch so viel Mühe geben, sie aus verschiednen Gesichtspunkten zu betrachten. Wir werden folglich den Gegenstand bald verlassen, weil die Seele sich alles in einem Augenblicke darstellt, und vergebens nach neuen Gegenständen, um sich zu beschäfftigen, suchet. Bey den Kolonnaden hingegen giebt die Pracht der Decken und des Hintergrundes

der Kolonnade, unaufhörlich einen neuen Anblick; sie stellt sich dem Auge unter unzähligen veränderten Gestalten dar, und belohnt den Zuschauer für die Mühe, sie aus mancherley Gesichtspunkten zu betrachten, mit immer neuen Schönheiten.

Um uns einen noch deutlichern Begriff von den verschiednen Wirkungen der Kolonnaden, und von ihrem Vorzuge vor den Verzierungen mit Pilastern zu machen, so wollen wir eines der schönsten Stücke in der Baukunst, die Kolonnade des Louvre zum Exempel nehmen. Wenn wir ihre ganze Länge übersehen, und längst den gegenüberstehenden Häusern hingehen, wenn wir von weitem das Ganze überhaupt betrachten, oder in der Nähe die reichen Decken, die Nischen und Medaillons bewundern, wenn wir einen Augenblick wählen, wo die Sonne die pikantesten Wirkungen hervorbringt, einige Theile in ihrem Glanze darstellt, und durch den Schatten der andern hebt; wie viel reizende Gemälde werden uns nicht der prächtige Hintergrund der Kolonnade, welcher auf unzählige Art mit dem edlen Umrisse der vorstehenden Säulen kontrastirt, und die mancherley Erleuchtungen darstellen? Man wird die reiche Abwechselung dieses Anblicks noch besser empfinden, wenn man die Kolonnade auch von der Seite der Seine betrachtet. Wenn man sich aber noch so viel Mühe giebt, in den Verzierungen der dasigen Pilaster, deren Zwischenraum fast eben so eingetheilt ist als bey der Kolonnade, eine Abwechselung zu finden, so entdeckt man doch keine andre, als eine frostige einförmige Verzierung, welche nicht einmal von den Sonnenstrahlen, die doch sonst allen Dingen in der Natur ein Leben geben, ein andres Ansehen bekömmt.

Der Zuschauer braucht einige Stunden, um die verschiednen Gemälde, welche ihm die Kolonnade des Louvre darstellt, zu betrachten, selbst die Tageszeiten verschaffen ihm neue. Jeder veränderter Stand der Sonne wirft einen andern Schatten der Säulen auf einen besondern Theil des Hintergrundes, und jede veränderte Höhe erhöhet oder erniedriget denselben.

Diese Abwechselung von den mancherley Wirkungen des Lichts bey den Kolonnaden, ist bey einer guten Lage und unter einem schönen Himmelsstriche fast allein hinlänglich, ihr ein schönes Ansehen zu geben. Weil die Sonne den größten Theil des Tages ihre Strahlen darauf wirft, so braucht man nicht erst den aufmerksamen Zuschauer durch reich verzierte Hintergründe zu beschäfftigen. Aber in den Gegenden, wo die Luft größtentheils bedeckt ist, und der Glanz des Sonnenlichts fehlt, muß der Baumeister auf andre Hülfsmittel bedacht seyn, um zu machen, daß man wegen der Abwechselung die Kolonnade immer mit neuem Vergnügen sieht. Dieß erhält er durch Verzierung der Hintergründe, und durch Vermeidung der Einförmigkeit, welche aus den zu sehr auf einerley Art erleuchteten Verzierungen entsteht.

Zu diesen allgemeinen Anmerkungen über die Schönheit der Ansichten, welche die Kolonnaden dem Zuschauer aus verschiednen Gesichtspunkten geben, wollen wir noch einige nützliche Betrachtungen hinzusetzen, nämlich wie sich die Kolonnaden ausnehmen, wenn man sie von weitem oder sehr nahe sieht, oder auch wenn man gar darunter steht.

Wenn man die Wirkung einer Kolonnade überhaupt beurtheilen will, so muß man sich etwas davon entfer-

entfernen, um die ganze Masse derselben zu übersehen. Alsdenn bemerkt man, daß die Veränderung des Standes, die Lage der freystehenden Säulen nicht sonderlich verändert. Bey der Annäherung finden wir aber einen ganz andern Anblick: wir übersehen die Masse nicht mehr, aber die Nähe der Säulen hält uns dafür schadlos; und die Abwechselung der Ansichten, welche der Zuschauer sich durch Veränderung des Platzes selbst verschaffen kann, ist häufiger, geschwinder und merklicher. Tritt man vollends ganz unter die Kolonnade, so hat man wieder lauter neue Aussichten, bey jedem Schritte ändert sich so wohl die Lage der Säulen, als die Gegenstände außerhalb der Kolonnade, es mag sich nun entweder eine Landschaft oder die malerische Lage der Häuser einer Stadt, oder ein prächtiges Stück des Gebäudes von innen zeigen.

Von den beyden letzten Arten der Schönheit, welche der Zuschauer, wenn er nahe bey den Säulen steht, bemerkt, kommt insonderheit die erstaunliche Wirkung der inwendig im Hause angebrachten Kolonnaden her. In den Tempeln oder Kirchen, wenn sie auch noch so groß sind, übersieht der Zuschauer beynahe mit einem Blicke den ganzen Umfang, und weil er sich gemeiniglich in der Nähe von einer Reihe Säulen befindet, und die Hintergründe künstlicher und reicher verziert sind, als bey auswendigen Kolonnaden, so zeigt ihn die geringste Veränderung des Platzes einen neuen merklich unterschiedenen Anblick im Gebäude. Mit einem Worte die Schönheit der Kolonnaden ist so allgemein entschieden, daß man sie dennoch empfinden würde, wenn man auch nur anstatt prächtiger korinthischer Säulen

Stäm-

Stämme, die von der Wurzel bis an die Aeste abgehauen wären, vor sich sähe, wenn sie auch nach Art der Egypter und Chineser gemacht, oder wenn sie wieder aus unordentlich gesetzten gothischen Säulen, oder aus massiv gemauerten viereckigen Pfeilern bestünden.

Es ist wahr, daß die geringere oder stärkere Wirkung der Kolonnade größtentheils davon abhängt, ob in einer Linie viel oder wenig Säulen stehen, ob die Säulenweiten eng oder weit sind, ob sie von der Hinterwand weit abstehen oder nicht, und ob in dem Hintergrunde viel oder wenige Abtheilungen angebracht sind. Die Kolonnaden erfordern, daß man die Hauptpartien inwendig darnach proportionire, nachdem die Form und Entfernung der Pfeiler die Eintheilung giebt. Von dieser Wirkung der Kolonnaden überhaupt, und noch einigen andern Ursachen, die wir jetzt untersuchen wollen, hängt es ab, daß die Theile eines Gebäudes inwendig oft kleiner oder größer scheinen, als sie in der That sind.

Unser Gesicht ist schuld, daß die inwendigen Theile eines Gebäudes oft größer, oder kleiner scheinen, als sie wirklich sind.

Das Gesicht, der vorzüglichste unsrer Sinnen, ist nicht allemal getreu. Wir urtheilen in der Kindheit sehr unvollkommen von der Größe und Gestalt der Dinge. Der Blindgebohrne, dem Chezelden in dem Alter, wo die Kräfte der Augen am stärksten sind, zum Gesichte verhalf, irrte sich anfangs alle Augenblicke, wenn er einen vorkommen-

den

den Gegenstand beurtheilen wollte. Das Gesicht war ihm noch so neu, daß er oft durchs Gefühl den Irrthum der Augen zu verbessern suchte. Wenn wir mit den Jahren uns gewöhnen, auch noch so gut von der Form, Farbe und Größe der Gegenstände zu urtheilen, so sind unsre Urtheile doch oft nicht sicherer, als die von dem Blinden des Chezelden. Wie häufig erfahren wir nicht, daß unsre Augen sich betriegen. Warum scheinen die Sonne und der Mond am Horizonte viel größer, als wenn sie über unserm Kopfe stehen? Warum dünkt uns ein Ort von mittelmäßigem Umfange oft sehr groß zu seyn? Und warum kommt uns ein weitläuftiger Platz oft viel eingeschränkter vor, als er in der That ist?

Wir können uns leicht durch die Erfahrung überzeugen, wie geschwind man dergleichen Fehler begehen kann, es fällt aber nicht so leicht, die Ursache davon anzugeben. Am meisten Wahrscheinlichkeit hat die Muthmaßung, daß dieser Irthum von der falschen Vergleichung einer Sache mit der andern herrührt. Wenn wir die Sonne oder den Mond am Horizonte sehen, so vergleichen wir sie mit den verschiednen Gegenständen, die uns zu gleicher Zeit in die Augen fallen, und weil wir solche für klein halten, so scheinen jene Gestirne groß. Sehen wir sie aber über unserm Kopfe, so fehlet uns die Vergleichung, und die Gestirne scheinen in Ansehung des unermeßlichen Himmels klein. Eine Sache, die unumstößlich beweiset, daß der Irrthum in solchen Fällen nicht sowohl von einem optischen Phänomen, als von unserer Urtheilskraft herrührt, ist, daß, wenn man mit einem Mikrometer in einem Seherohre die Größe des Mondes am Horizonte mißt, solche geringer

scheint,

scheint, als wenn man sie mit eben den Instrumenten im Zenith mißt, welches auch seyn muß, weil er uns im Zenith um einen halben Durchmesser der Erde näher ist.

Die Vergleichung, welche wir also mit den uns vorkommenden Gegenständen anstellen, hat auf die Beurtheilung ihrer Größe einen großen Einfluß. Wir wollen sehen, was sich aus dieser gegründeten Erfahrung, in Ansehung der von außen und inwendig zu verzierenden Gebäude, für Folgerungen ziehen lassen.

Bey den auswendigen Verzierungen eines Gebäudes können dreyerley Ursachen ein verschiednes Urtheil von einem und ebendemselben Umfange zuwege bringen: einmal das Verhältniß der verschiednen Maaßen; zum andern die verschiednen Eintheilungen, und drittens die Vergleichung, welche wir mit den in der Nähe stehenden Dingen, als Häusern, Bäumen, Menschen, Thieren, deren Größe wir ohngefähr wissen, anstellen. Inwendig in verschloßnen Theilen eines Gebäudes sind gemeiniglich nur zwey Dinge, darnach wir die Größe eines Platzes und dessen Maaßen beurtheilen, wir vergleichen nämlich die Maaßen entweder unter sich oder mit andern dabey befindlichen, und wenn nicht von ohngefähr Menschen oder andre Gegenstände, deren Größe uns bekannt ist, dazu kommen, so haben die äußerlichen Gegenstände keinen Einfluß auf unser Urtheil, weil wir keine sehen. Daher begehen wir in Beurtheilung des Umfangs eines inwendigen Theiles oft große Fehler, wenn wir die Maaßen und ihre Eintheilungen unter einander bestimmen wollen, weil wir sie nicht nach äußern Gegenständen schätzen können.

Die Kartheuserkirche in Rom, das dasige Pantheon, die Sophienkirche in Constantinopel scheinen, nach dem Urtheile aller Reisenden, größer als sie in der That sind, und gleichwohl ist ein merkwürdiger Umstand, daß ihr Gewölbe nach Proportion des Umfangs nicht hoch genug, oder welches einerley, daß das Verhältniß der Höhe zur Tiefe zu klein ist. In der Peterskirche in Rom bemerkt man das Gegentheil; sie scheint beym Eintritte nicht von dem ungeheuren Umfange zu seyn, welchen man erst gewahr wird, wenn man sich eine Zeitlang darin aufgehalten und solche genauer betrachtet hat. Ueberhaupt ist das Verhältniß der Höhe aller ihrer Theile zu den Breiten derselben viel beträchtlicher, als in jetztgedachten drey Kirchen. Aus diesen beyden Anmerkungen erhellet, daß man, um einer Kirche inwendig ein großes weitläuftiges Ansehen zu geben, sich in Acht nehmen müsse, die Schiffe und andre Theile in Ansehung der Breite nicht zu hoch zu bauen. Das Verhältniß der Höhe zur Breite darf bey den verschiednen Arten der Verzierungen nicht einerley seyn, wenn der inwendige Raum sehr groß scheinen soll.

Zum Exempel: das Schiff bestünde aus Arkaden, welche auf massiven nach Proportion der Oeffnung sehr breiten Pfeilern ruhen, so müßte man es nicht so hoch führen, als wenn es mit ziemlich weit auseinander gesetzten Säulen verziert wäre. Im ersten Falle wird das Auge durch die starken Pfeiler zwischen den Arkaden eingeschränkt, und vergleicht so zu sagen die wirkliche Breite des Schiffes mit der Höhe; im andern entdeckt das Auge zwischen den geräumigen Säulenweiten den großen Raum der Nebenseiten, und vergleicht den ganzen vor ihm liegenden

Raum

Raum mit der Höhe des Schiffes, und daher scheint ihm die Breite in Ansehung der Höhe viel beträchtlicher. Eben dieser Vergleichung ist es vermuthlich zuzuschreiben, daß der Zuschauer, ohne daran zu denken, die ganze ihm ins Gesicht fallende Breite einer Kirche, mit der ganzen Höhe, die er übersieht, vergleicht; und daß ein Schiff nach gothischer Bauart, seiner großen Höhe ungeachtet, doch nicht so hoch scheinet: denn weil es gemeiniglich auf Säulen von einem in Ansehung ihres Zwischenraumes schwachen Durchmesser ruhet, so übersieht man einen großen Plaß, und vieles von den Nebenseiten. Daher kommt es auch, daß die Kapelle zu Versailles, welche mit Säulen ausgeziert ist, nicht völlig so klein scheint, als sie wirklich ist, und daß sie oben breiter als unten aussieht. Das letzte rührt von der verschiednen Verzierung des obern und untern Theils der Kirche her, und ist abermals ein Beweis unserer angenommenen Erfahrung.

Das Verhältniß der Größe der Theile, als der Säulen, Säulenweiten, massiven Pfeiler, und Arkaden, mit den Maaßen des Schiffes oder der ganzen Kirche überhaupt, würde ohne Zweifel viel dazu beytragen, um den ganzen Raum dem Scheine nach weiter oder enger zu machen; es hält aber schwer diejenigen Verhältnisse der Theile zum Ganzen, welche das weite oder enge Ansehen hervorbringen, nur einigermaßen, geschweige genau, zu bestimmen. Man darf es noch nicht wagen, einige Regeln darüber fest zu setzen, bis die Sache durch mehrere Erfahrung, als wir bisher haben, ausgemacht ist. Die Einrichtung der neuen Kirchen von St. Genevieve und Magdalene, welche fast von einer Größe, und mit

Kolonnen verziert, aber in der inwendigen Anlage sehr unterschieden sind, wird uns nach ihrer Vollendung vielleicht in den Stand setzen, in diesen optischen Erscheinungen, die für die Architektur von Wichtigkeit sind, etwas gewisseres zu bestimmen. Inzwischen wollen wir, bis das Publicum diese Untersuchungen anstellen kann, über die Verzierung dieser beyden Kirchen überhaupt, desgleichen von der Kapelle zu Versailles, welche alle von einer Art sind, einige Anmerkungen machen.

Vierter Abschnitt.

Von der Anlage der französischen Kirchen seit dem Tode Ludwigs XIV. bis auf Erbauung der Kirchen St. Genevieve und St. Magdalene.

Der Zeitraum, welchen wir jetzo vor uns haben, begreift kein ganzes Jahrhundert in sich, er verdient aber unsre Aufmerksamkeit eben so sehr als die vorigen Zeiten. Alles was in demselben von geistlichen Gebäuden, die wegen der innerlichen Einrichtung etwas vorzügliches haben, aufgeführt worden, ist in Frankreich zu suchen. Wir wollen dem Leser keinen allgemeinen Abriß von der großen Menge meist auf einerley Art gebaueten Kirchen, und von deren Einrichtung vorlegen; unser Abriß soll eingeschränkt aber desto merkwürdiger seyn. Wir fahren fort, von der Folge neuer und glücklicher Verbesserungen,

gen, welche geschickte Baumeister bey der Anlage der Kirchen angebracht, zu handeln.

Seit dem Schlusse der Regierung Ludwigs XIV. scheinen die Franzosen eine neue Bahn, in Ansehung der Einrichtung und Verzierung der Kirchen, gebrochen zu haben. Die Kapelle zu Versailles ist der erste Versuch davon. Unten in derselben wählte Mansart jene schwere und frostige Verzierung der Gänge, welche in den meisten neuen Kirchen, nur mit mehr Kunst ausgeführt, anzutreffen sind. Oben hingegen, wo der König nebst dem ganzen Hofe den Gottesdienst abwartete, zeigte er die griechische Architektur in ihrem vollen Glanze. Welche von beyden Arten der Verzierung in Kirchen sollen wir als die beste wählen? Der Unterschied, welchen obgedachter große Baumeister gemacht, beweiset, wie er diese Frage selbst entschieden. Und sie wird noch besser in einem mit durchgängigem Beyfalle aufgenommenen Buche *) bestimmt, welches voll von großen

*) Der Leser wird vermuthlich merken, daß hier die Rede von des Abts Langier Anmerkungen über die Baukunst die Rede ist, welche allerdings großes Lob verdienen, ob es mir gleich vorkommt, daß verschiedne Dinge darin enthalten sind, welche mit den zu Anfang des Buchs angenommenen vortrefflichen Grundsätzen nicht völlig übereinstimmen. Man kann z. E. dasjenige, was er von dem Simplen, dessen man sich in der Baukunst befleißigen soll, sagt, nicht wohl mit den gekuppelten Säulen, und den zwey über einander angebrachten Ordnungen zusammen reimen: denn auf diese Art bekäme man vom Fußboden bis ans Gewölbe vier nothwendig kleine Säulen, anstatt daß man nur eine einzige hinsetzen sollte. Diesen Fehler könnte man dem Verfasser mit mehrerm Rechte vorwerfen, als einige

und richtigen Vorschlägen, zur Verbesserung der Baukunst ist, und die häufigere Einführung der Kolonnaden in den Kirchen zum Zwecke hat. Der König hat auch den nach diesem neuen System angelegten Plan obgedachter beyden Kirchen gebilliget, und das Publicum hat über diese Wahl seine Zufriedenheit bezeuget.

Wir wollen jetzt den wahrscheinlichen Ursprung dieser neuen Art von Verzierung der Kirchen zeigen.

Von der Kapelle zu Versailles.

Vor der Anlage der Kolonnade des Louvre wagte man es noch nicht, in Frankreich die griechischen Säulenordnungen in einem so prächtigen und großen Geschmacke zu gebrauchen. Man sahe die Ausführung derselben als etwas unmögliches an; allein

andre, die ihm in Ansehung der Anlage entwischt sind, und die man einem Gelehrten, der kein Baumeister ist, billig verzeihen muß. Im Journal von Trevoux von 1758 und den folgenden Jahren finden sich einige wichtige, und auch Kleinigkeiten betreffende Briefe von der Form der alten Tempel und unsrer Kirchen. Sie handeln auch von der Sophienkirche, deswegen habe ich oben nichts weiter davon gesagt, als was ich bereits in der Abhandlung von der Geschichte der Baukunst zu Anfange meines Werkes von den Ruinen Griechenlandes, und zwar ehe jene Briefe im Drucke erschienen, geschrieben hatte. Aus eben dem Grunde habe ich auch von der Geschichte der Peterskirche und dem Dom zu Florenz, welche in gedachten Briefen auszugsweise aus dem Bonanni und andern Schriftstellern anzutreffen, in dieser kleinen Schrift nichts weiter beygebracht, als was zu meinem vorgesetzten Plane unumgänglich nöthig war.

allein Ludwig XIV. der alles, was groß war, liebte, gab Befehl darzu, und sie fiel vortrefflich aus. Der König betrog sich in der Hoffnung, die er auf Perraults Genie gesetzt hatte, keinesweges. Dieser glückliche Versuch machte dem Mansart bey seinem ohnehin feurigen Genie Muth: er suchte bey Verzierung der Kapelle zu Versailles einen ganz andern Weg, als bey der Invalidenkirche zu wählen. Er setzte deswegen inwendig, anstatt der plumpen massiven Pfeiler der Arkaden, deren man sich gemeiniglich zur Verzierung der Kirchen zu bedienen pflegte, prächtige wohl proportionirte korinthische Säulen, auf eben so eine majestätische Art, als Perrault sie beym Louvre angebracht hatte. Mansart wagte noch mehr, indem er das hohe Gewölbe der Kapelle, und die ungeheure Last des Daches darauf ruhen ließ. Dieß war zwar der erste Schritt und ein großer Beweis von Genie: inzwischen bleibt doch noch ein großer Unterschied zwischen der Kunst Säulen in einer engen Kapelle, die nur ein länglichtes Viereck ausmacht, anzubringen, und der Kunst von den Kolonnaden ein allgemeines System zur Verzierung der prächtigsten Kirchen zu machen, und solche mit den Kuppeln in der Mitte geschickt zu verbinden. Diese Kunst zeigen uns gegenwärtig ein paar geschickte Baumeister an den beyden neuen Kirchen, welche man anjetzt in Paris aufführt.

Von der Kirche der heiligen Genevieve und der heiligen Magdalene.

Die Grundrisse dieser beyden Kirchen sind so bekannt, daß wir keine genaue Beschreibung davon geben, sondern nur zeigen wollen, wie ihre Baumeister, allem Vermuthen nach, auf diese Art von Verzierung mit Säulen gefallen, was die Kirchen Neues, und was sie mit den bisher gebaueten gemein haben, worin die Schönheit, welche aus der inwendigen Anlage entspringt, besteht, und wie diese Schönheiten von einander verschieden sind.

Wenn man über den Ursprung und Fortgang der Künste Betrachtungen anstellt, so ergiebt sich, daß die Menschen alle Gegenstände, welche sie um sich sehen, nach und nach zu nutzen gewußt. Die alten Egypter entdeckten in ihren Gebirgen die Brüche von Granit und Marmor, und zogen daraus die ungeheuren Stücke zu ihren Werken hervor. Die Ruinen ihrer Gebäude setzen die Reisenden in eben ein solches Erstaunen, als die Obelisken, welche den öffentlichen Plätzen in Rom eine so große Zierde geben.

Wenn der pariſche und andre Arten von Marmor gleich keine solche entsetzliche Stücke, als jene Brüche lieferten, so fehlte es doch den Griechen nicht an andern Hülfsmitteln, ohne daß sie sich sehr auf die Kunst, den Steinen zu den Gewölben die gehörige Form zu geben (coupe des pierres,) legen durften: die Römer brauchten solche eben so wenig, weil sie zu ihren Gewölben den herrlichsten Mörtel hatten. Die Ausarbeitung dieser Kunst war den nor-

dischen Völkern aufbehalten. Die Gothen bedienten sich sehr kleiner Steine; sie führten damit Gebäude von der kühnsten Bauart auf, und brachten also diese Kunst mit vielem Ruhme zu einem sehr hohen Grade der Vollkommenheit. Das Verdienst der gothischen Gebäude wurde, wegen des schlechten Geschmacks, der übrigens in ihrer Bauart herrscht, lange nicht erkannt. Nur seit einiger Zeit hat man es erst eingesehen, und seit wenigen Jahren fängt man an, ihre bewundernswürdigen Anlagen mit allem Fleiße zu untersuchen. Die Gewölbe sind in ihren Kirchen viel höher, und haben einen geringern Druck, als die unsrigen; sie sind auch viel leichter. Das Gewölbe in der Frauenkirche zu Paris hält in der Dicke nur sechs Zoll, da das zu St. Sulpice wohl dreymal so stark ist. Weil nun das Mauerwerk, welches ein Gewölbe träget, nach dessen Schwere und Druck proportionirt seyn muß, so folgt, daß die gothischen Gewölbe keine so starken Pfeiler als die in unsern neuern Kirchen erfordern.

Aus dieser allgemeinen Anmerkung, und aus dem Beyspiele der Kolonnade des Louvre und der Kapelle zu Versailles, haben die Baumeister von St. Genevieve uud St. Magdalene geschlossen, wie groß man mit Sicherheit die geradlinigten Bogen im Architrab der Säulen machen könne, und darnach haben sie das neue System zur Verzierung der Kirchen von innen eingerichtet.

Sie verringerten die gewöhnliche Dicke der Kirchengewölbe so viel möglich; sie berechneten die Schwere und den Druck der neuanzulegenden, und untersuchten, wie man solche mit den leichtesten und

festesten Materialien führen könnte. Sie fanden, daß man die Stärke der tragenden Pfeiler um ein ansehnliches geringer machen könne, und daß man, weil der Druck des Gewölbes in der Kirche nicht durchgängig gleich schwer ist, nur im Mittelpunkte, wo sich die Schiffe kreuzen, einige massive Pfeiler, um den größten Druck auszuhalten, anlegen dürfe. Sie haben solche so schwach als möglich, und so, daß sie die bequeme innere Einrichtung am wenigsten hindern, eingerichtet: und endlich die Hauptabtheilungen durch Reihen von Säulen gemacht, wo sie die griechischen Ordnungen auf das prächtigste anbringen.

Wenn die griechischen Ordnungen gleich in diesen neuen Kirchen mit mehr Kunst, als bisher geschehen, angebracht sind, so ist doch nicht zu läugnen, daß sie hier nicht zum erstenmale inwendig in den Kirchen erscheinen. Die schönsten Tempel der Alten waren inwendig mit Säulen geziert, und die Kolonnaden machten die innern Abtheilungen der Basiliken aus; aber die Art, wie man sie setzte, verdient bemerkt zu werden. Die meisten großen Tempel der Alten, worin man Säulen sahe, waren oben nicht bedeckt, so daß es nicht mehr Mühe kostete dergleichen Kolonnaden inwendig anzulegen, als diejenigen, welche außen stunden. Untersucht man die alten christlichen Basiliken, oder die, welche man noch in Rom findet, so bemerkt man, daß über dem Gebälke der Reihen von Säulen, welche zur Haupteintheilung dienen, perpendikulare Mauern geführt sind, worauf die platten Decken ganz natürlich liegen, und welche folglich keinen Druck eines Gewölbes auszustehen haben. Ferner waren

die

die Gewölbe, welche in den alten Tempeln und Basiliken auf Kolonnaden ruhen, nicht groß, und hatten, wie die Kapelle zu Versailles, blos die Form eines gemeinen Tonnengewölbes.

Die Schwierigkeit, Säulen in den Kirchen überhaupt anzubringen, scheint so groß, daß Anthemius, als er, um die Sophienkirche feuerfest zu bauen, die bisher in den alten Basiliken gewöhnlichen hölzernen Decken vermeiden wollte, die langen Reihen von Säulen, die zur innern Abtheilung dienten, gleichfalls wegließ. Da er aber gleichwohl etwas haben mußte, um die großen Gewölbe darauf zu setzen, so nahm er weiter keine Säulen, als die sich zwischen den großen massiven Pfeilern, die er nicht entbehren konnte, anbringen ließen. **Bramante** bediente sich der Säulen in seinem Projekte zur Peterskirche, aber sie waren ebenfalls nur zwischen den massiven Pfeilern am Ende der drey Schenkel des Kreuzes gesetzt. In der Paulskirche zu London sieht man gar keine freystehenden Säulen, und die unter der Kuppel der Invalidenkirche zu Paris, sind kein nothwendiges Stück der Einrichtung, sondern sie dienen bloß zur Verzierung.

Die einmal angenommene und allmählich zur Vollkommenheit gebrachte Form des Kreuzes bey den Kirchen, und die zum Tragen der in der Mitten befindlichen Kuppel erforderlichen massiven Pfeiler, schienen den Gebrauch der Kolonnaden nicht wohl möglich zu machen, sondern sie vielmehr daraus gänzlich zu verbannen. Nunmehr erscheinen sie aber aufs neue wieder in den geistlichen Gebäuden, und wir können uns gewiß zum voraus eine vortreffliche Wir-

kung davon versprechen. Wir wollen, um dieß zu beweisen, hier das, was wir oben von der Schönheit der Kolonnaden überhaupt gesagt, nicht wiederholen, sondern den Leser nur dahin verweisen, doch aber noch einige neue Anmerkungen darüber machen.

Unter allen freystehenden Körpern, die man in der Architektur zu Verzierungen nutzen kann, lassen die Säulen aus allen Gesichtspunkten den meisten freyen Raum, sind dabey eben so fest, und stehen nicht weiter von einander. Man stelle sich ein Schiff vor, welches an der einen Seite freystehende Pilaster, und an der andern Säulen hat, und wo sowohl diese als jene gleich weit von einander stehen, so wird man zwar, wenn man sich einer Säulenweite und einer Pilasterweite gerade gegenüber stellt, zwischen beyden ohngefähr eben so viel Gegenstände wahrnehmen; stellt man sich aber in der Mitte des Schiffes, und betrachtet zu beyden Seiten die Reihe von Pilastern und Säulen, so wird sich ein großer Unterschied zeigen. Der Raum zwischen den Pilastern und Säulen, nimmt mit der Entfernung zugleich ab, vermöge der Stellung des Zuschauers, der sie von der Seite sieht. Weil aber die Pilaster dem Zuschauer ihre diagonalen anstatt der flachen Seiten zeigen, so nimmt der Zwischenraum viel merklicher ab als bey den Säulen, da es doch besser wäre er würde größer, auf daß man mehr Raum gewönne umher zu sehen. Was hier von Pilastern gesagt ist, findet auch bey den massiven Pfeilern zwischen den Arkaden statt.

Aus dieser Vergleichung der verschiednen freystehenden und zur Verzierung der Schiffe dienlichen Körper, und der zwischen ihnen befindlichen Oeffnungen

nungen erhellet, daß die Säulen unter allen, nicht nur in Ansehung der Form die schönsten, sondern auch die vortheilhaftesten für die Oeffnungen sind, und daß sie eine der größten Zierden, welche die Architektur nur zu geben vermag, verursachen. Wem das, was wir von der trefflichen Abwechselung, welche von den Säulen in Ansehung der innern Anlage entsteht, gesagt haben, und die schöne Wirkung der runden und schlecht verzierten Pfeiler in einigen gothischen Kirchen, noch keinen hinlänglichen Begriff giebt, der kann sich solchen durch die herrliche Kolonnade am Portale der Kirche von St. Sulpice in Paris verschaffen. Wenn man der Länge nach an den Säulen hingeht, und zwar so nahe, als man mit der Zeit inwendig in den Kirchen von St. Genevieve und Sr. Magdalene wird gehen können; so stellt sich ein überaus prächtiger Anblick dar. Man erblickt durch die Säulenweiten die Nischen, die Basreliefs und die zierlichen Decken; mit jedem Schritte scheinen die Verzierungen ihren Platz zu verändern, und eine Menge von verschiednen angenehmen Gemälden hervorzubringen.

Dieß ist nur eine schwache Vorstellung von dem, was uns mit der Zeit das Inwendige obgedachter beyden Kirchen zeigen wird. Man sieht aus den Grundrissen, daß der Zuschauer, auf welchem Platze er sich auch befindet, sie inwendig ganz übersiehet, und die Säulen bey jeglichem Schritte nach und nach die verschiedenen Verzierungen in der Kirche bedecken. Diese Veränderung wird er nicht nur bey den nächsten Säulen, sondern bey allen, die er mit den Augen erreichen kann, wahrnehmen. Wenn nun das Licht überdieses alle Gegenstände erleuchtet und belebet,

bet, so behaupte ich, daß diese Kirche inwendig den reizendsten Anblick haben wird, davon wir uns gegenwärtig nur noch einen schwachen Begriff machen können.

Die Säulen an der Vorderseite dieser Kirche, welche vom Pflaster bis ans Dach gehen, werden vermuthlich in der Ausführung ebenfalls eine glückliche Wirkung thun. Man sieht dergleichen Kolonnaden vor den meisten antiken Tempeln, und ihre Wirkung ist so ausgemacht, daß die besten neuern Baumeister sie anzubringen gesucht haben. Michael Angelo, der größte Baumeister von der Nation, welcher wir die Wiederherstellung der Künste zu danken haben, hatte vor der Peterskirche eine Kolonnade von 14. kolossalischen Säulen an dem Portale von seiner Erfindung, nach welcher gebauet werden sollte, angeleget.

Nachdem wir die gemeinschaftlichen Vortheile der beyden neuen Kirchen in Ansehung der inwendigen Verzierung, desgleichen worin ihre Anlage sich ähnlich ist, angezeigt haben; so erfordert die einmal gewählte Ordnung, daß wir nunmehr auch ihren Unterschied unter sich bemerken. Der hauptsächlichste besteht darin: Die Kirche St. Genevieve macht ein griechisches, St. Magdalene aber ein lateinisches Kreuz; der mittlere Theil der erstern ist der größte von allen inwendigen Abtheilungen, der von St. Magdalene ist nur so breit als das Schiff, aber dafür mit einem geräumigen Platze zu gottesdienstlichen Verrichtungen umgeben. Die vier Schenkel des griechischen Kreuzes von St. Genevieve bekommen vier Kuppeln, die niedriger als die mittelste sind,

und

und dem Gewölbe eine große Zierde geben. St. Magdalene hat dergleichen nicht, aber acht große Bogen über dem rings um den Hauptaltar gehenden Platz. Vor dem Portale von St. Magdalene stehen vier Säulen, welche, so weit als das Schiff breit ist, aus einander stehen, hingegen hat St. Genevieve sechs, welche die ganze Breite der Kirche einnehmen.

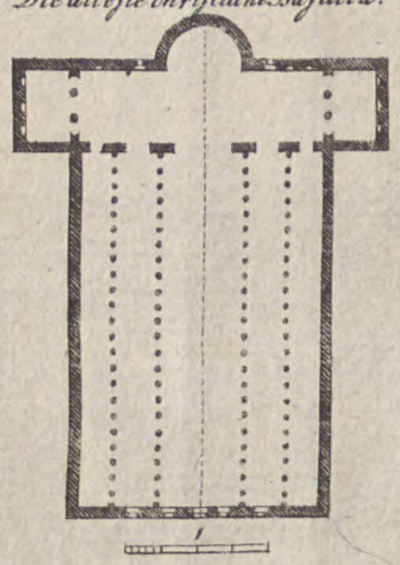
Dieser Unterschied ist wichtiger, als man von ein paar Kirchen, die nach einem System angeordnet sind, und davon die eine einige Jahre später angefangen worden, vermuthen sollte. Sie werden vielleicht Wirkungen thun, die wir uns um so weniger vermuthen können, weil sie neu sind; und vermuthlich wird eine Kirche eine bessere oder schlechtere Wirkung als die andern hervorbringen.

Ich wage kein vortheilhaftes Urtheil weder für die eine noch für die andre, ehe sie ausgearbeitet sind. Das Publicum mag den Ausspruch über ein paar Künstler, die beyde Achtung verdienen, thun. Diese Kirchen erfordern allerdings die ganze Aufmerksamkeit der Kenner. Fällt das angenommene System, Säulen in den Hauptabtheilungen der Kirchen zu gebrauchen, gut aus, wie man Grund hat zu vermuthen, so wird es den Franzosen einen vorzüglichen Rang unter den Nationen, die sich in der Baukunst hervorgethan, verschaffen. Es wird zwar wohl nicht leicht ein Fürst eine Kirche von so unermeßlichem Umfange als St. Peter in Rom aufführen, es ist aber nicht unmöglich eine zu bauen, die jene in der Anlage und Art der Verzierung übertrifft. Auf eben die Art thaten die Griechen es andern Völkern, die vorher gute Baumeister gewesen, zuvor. Sie errichte-

richteten überhaupt keine so weitläuftigen Gebäude, als die Egypter; die Anlage und Verzierung ihrer Tempel war aber so glücklich, daß die Römer sie zum Muster wählten, und wir ahmen noch heutiges Tages ihren Verzierungen nach. Die Bauart und die Verzierungen der Egypter müssen die Liebhaber hingegen blos in einigen seltnen Reisebeschreibungen suchen.

Die gute Gelegenheit von ein paar Kirchen, welche ein Denkmal des königlichen Schutzes sind, den die Baukunst genießt, zu reden, ist nicht die einzige Ursache, ich würde nichts davon erwähnt haben, wenn ich nicht so vortheilhaft davon gedacht hätte. Ich kann aber nicht unterlassen, meinen beyden Kollegen öffentlich zu bezeugen, wie viel Ursachen ich finde, von diesem Kirchenbaue den glücklichsten Erfolg zu hoffen.

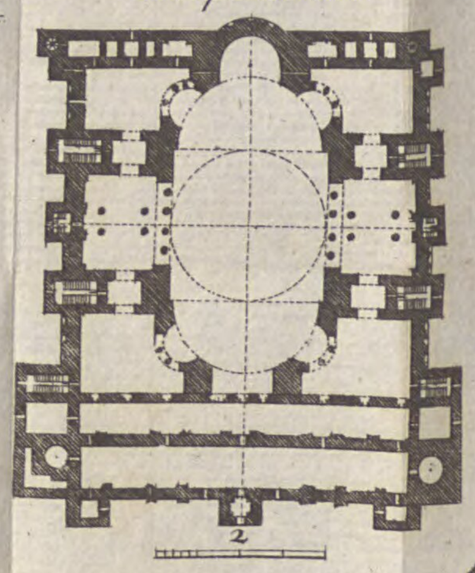
Die älteste christliche Basilica.



1

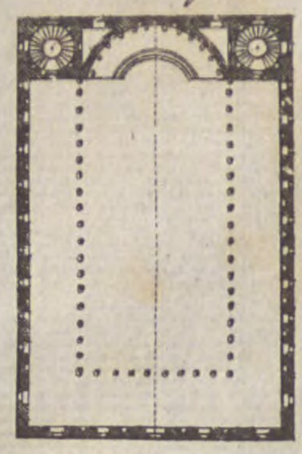
2

Die Sophien Kirche.

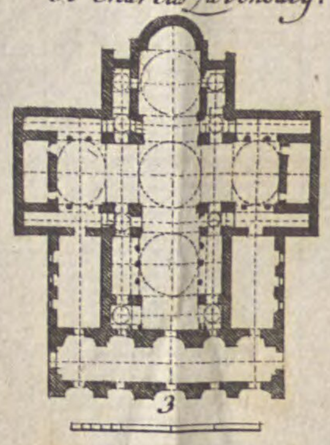


2

Eine alte Basilica.

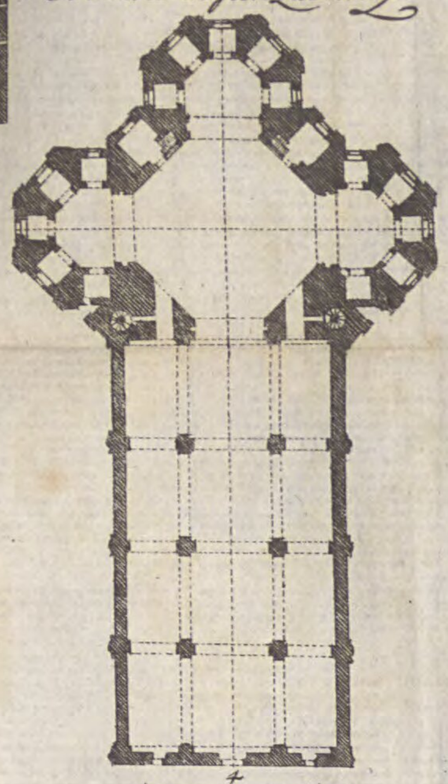


St Marcus zu Venedig.



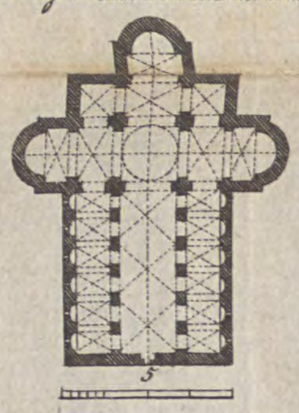
3

St Maria de fiori zu Florenz



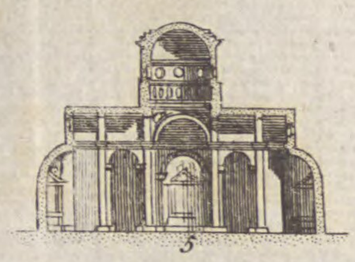
4

Die Augustiner Kirche in Rom.



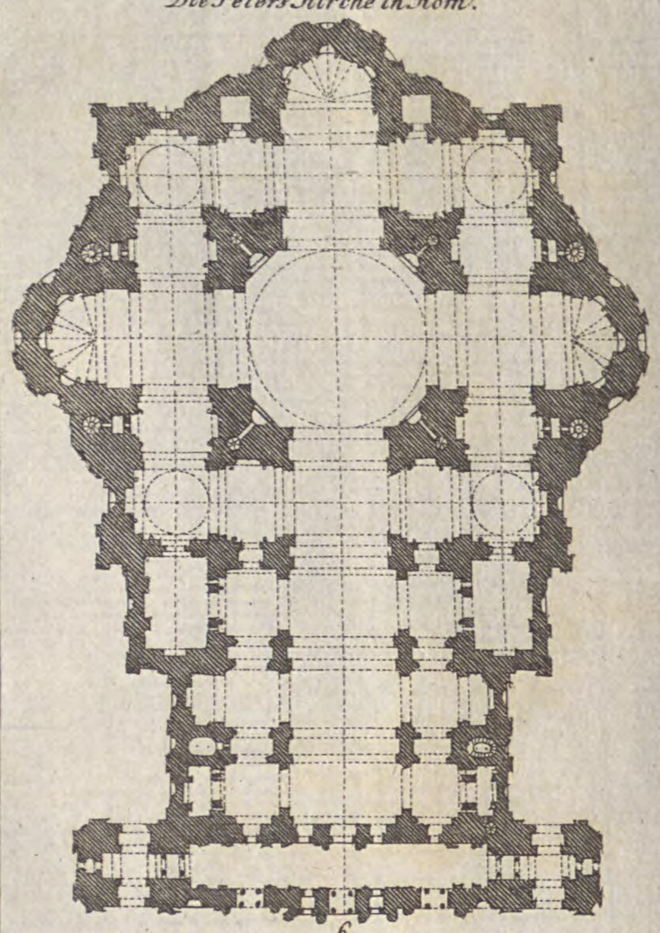
5

4



5

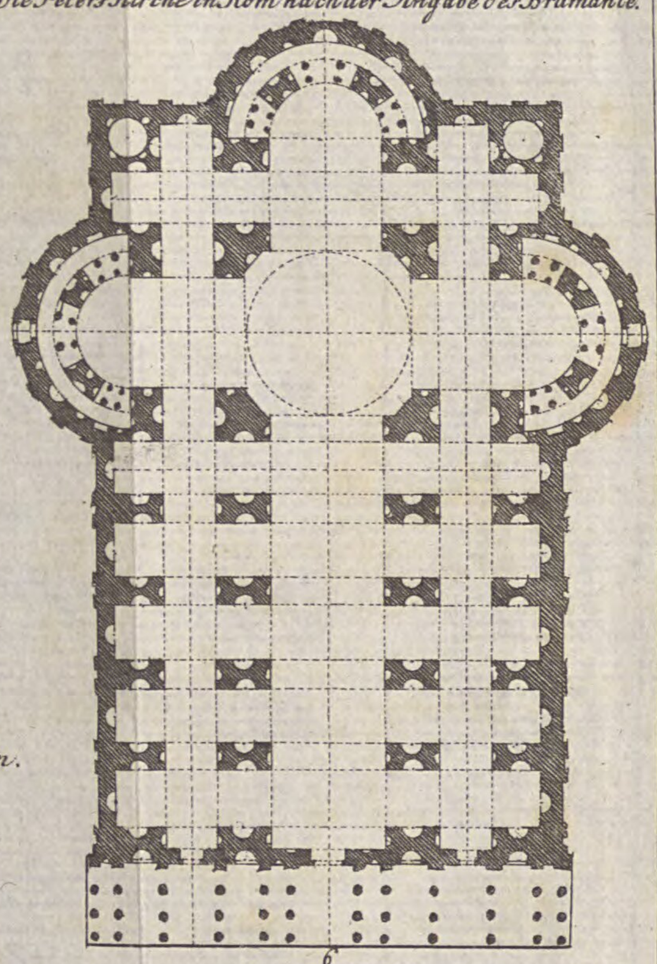
Die Peters Kirche in Rom.



6

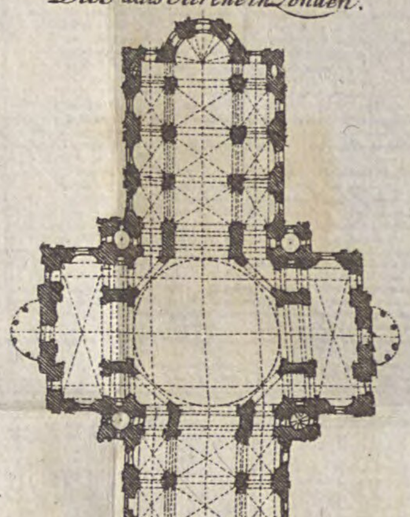
6

Die Peters Kirche in Rom nach der Angabe des Bramante.



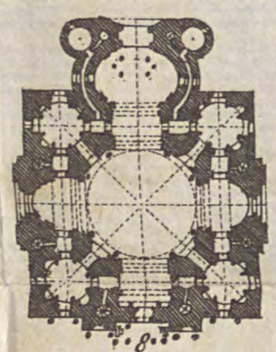
6

Die Pauls Kirche in Londen.



7

Die Kirche der Invaliden zu Paris.

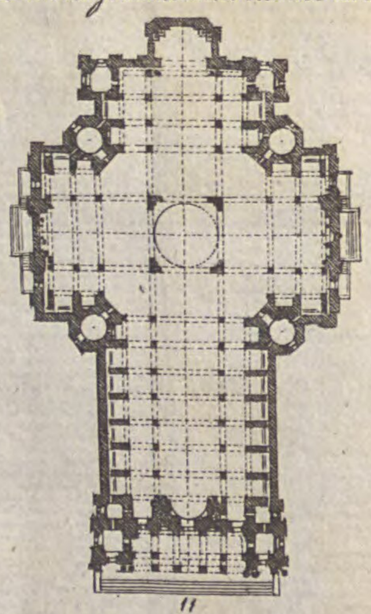


8

Die Kapelle zu Versailles.

9

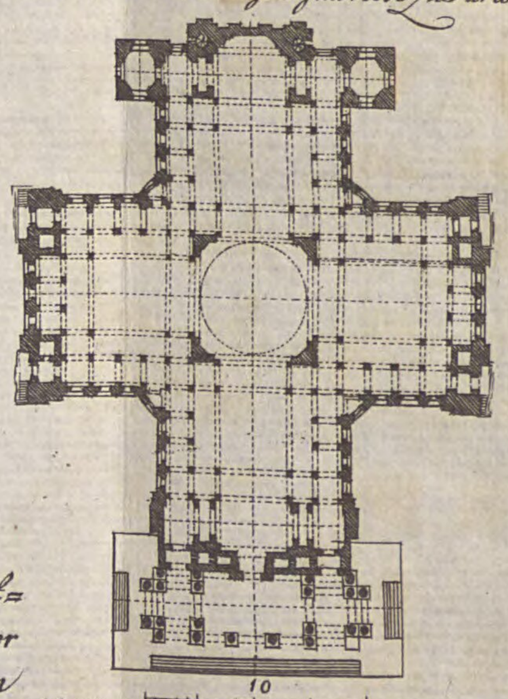
Die Magdalenen Kirche in Paris.



11

französische Toises oder Klafter.

Die Kirche der heiligen Genevieve zu Paris.



10

französische Toises oder Klafter.

Grundrisse der merckwürdigsten Kirchen, welche vom Jahr 326 bis 1764 aufgeführt worden. Die Kirchen sind nach ihrem Alter numerirt: und nach dem unter einer jedem befindlichen Maasstabe von Toisen oder Klaftern von 6 französischen Schuhen ausgemessen.

G. A. Liebe fec. Lipsiae.

Zweyter Anhang.

Vorschlag

zu einem

Comödienhause.

Compendium

in einem

Katechismus

Kindern und Einfältigen

Vorschlag zu einem Comödienhause.

Man ist nicht gesonnen, die Gedanken von einem Comödienhause, wie sie in diesem Werke vorgelegt werden, für ganz neu auszugeben. Zugeschweigen, daß es nichts anders, als das nach unsern Gebräuchen eingerichtete Theater des Palladio ist, so hat auch einer unsrer berühmtesten itzigen Baumeister zwey nach eben dieser Art verfertiget, eines, zu einem Opersaale, und ein kleineres zu einer Privatbühne. Aber diese sinnreichen Erfindungen sind nicht öffentlich bekannt gemacht worden; daher sind auch ihre Vortheile bis itzt unbekannt geblieben.

Man kann nicht läugnen, daß einige eben so treffliche Architekte, diesem Plane ihren Beyfall zu versagen, geschienen haben; aber man kann sicher glauben, daß, wenn sie es versucht hätten, ihm zu folgen, und ihre Einsichten zur Uebersteigung der ersten Schwierigkeiten anzuwenden, die sich dabey fänden, sie ihn vielleicht nicht verworfen hätten.

Man legt ihn gar nicht dar, daß er etwan in Paris könnte ausgeführt werden, es können Verhältnisse seyn, die sich blos auf diese Hauptstadt beziehen, und welchen man sich freylich hier nicht unterworfen hat: Wollten sich aber etwa einige Städte in den Provinzen kleinere Theater, als jenes ist, bauen, so würden diese der Vortheile, welche gegenwärtiger Plan anbiethet, desto mehr fähig seyn. Dem sey wie ihm wolle, man rechnet nicht darauf, die beste unter allen möglichen Erfindungen geliefert zu haben, und man unterwirft gegenwärtigen Vorschlag unter keiner andern Absicht den Einsichten jener vortrefflichen Baumeister, deren sich unsre Zeiten rühmen können, als damit sie ihn, wann er anders annehmlich scheint, beurtheilen, verbessern, und verschönern.

Man wird hier gar nicht von der Vertheilung und den verschiedenen Stücken eines Theaters reden, noch von den so nöthigen Bequemlichkeiten der Aus- und Eingänge, die den unsrigen so oft mangeln; noch weniger von der Art, ein solches Haus zu bauen; alles dieses sind Dinge, die blos für einen Baumeister gehören. Eben so wenig wird man sich mit Anführung der Veränderungen aufhalten, die man mit diesem Hause, das eigentlich blos für die Comödie ist, machen könnte, wenn man dasselbe auf ein Opernhaus einrichten wollte. Hier ist blos die Frage von der innern Gestalt des Hauses, und wie diese beschaffen seyn muß, wenn der größte Theil der Zuschauer alles bequem hören und sehen soll?

Man vermuthet nicht, daß man wegen der Größe der Decke, die 72 Fuß im größern, und 54 im kleinern Durchmesser hat, einige Einwendungen machen werde, sie könnten sich auf nichts als auf die Ersparniß

sparniß gründen, und jedermann wird einsehen, daß, wenn man ein öffentliches Gebäude aufführen will, man alle Unkosten darauf wenden muß, die der Nutzen desselben erfordert. Ein jeder Baumeister, der nur ein wenig in seiner Kunst erfahren ist, weiß, wie das Zimmerwerk anzulegen ist, welches eine Decke von einer solchen Größe halten soll. In Italien sieht man weit größere Säle, und niemand zweifelt an ihrer Festigkeit. Der größte und durchgängig erkannte Fehler unsrer Schauspielhäuser ist ihre gar zu große Tiefe, so, daß die Mittellogen, wo man das Schauspiel am besten sehen sollte, für welche eigentlich das Theaterspiel ist, und wo sich die Verzierungen am besten ausnehmen, zu weit entfernt liegen, als daß man darinnen alles deutlich hören und sehen könnte.

Dieser ovale Plan (erste Figur) welcher sich hier in Ansehung der Bühne nach seinem größern Durchmesser zeigt, rückt die Zuhörer um 20 Fuß näher, als im französischen Comödienhause zu Paris. Die Bank vor den Logen des ersten Ranges, ist hier 6 Fuß näher, als dort wirklich die erste Reihe des Amphitheaters. Nun wird man sich leichtlich überzeugen können, daß, so bald man in dieser Entfernung auf dem Parterre steht, man auch alles vollkommen hört und versteht. Diesen Unterschied sieht man auf der 5ten Platte, wo der Grundriß von dem französischen Comödienhause mit punctirten Linien angegeben ist, damit man die Vergleichung desto leichter anstellen kann. Um die Sache noch mehr ins Licht zu setzen, so fügen wir hinzu, daß, nach diesem neuen Plane, die Mittellogen dem Acteur noch ungefähr 6 Fuß näher sind, als in dem geistlichen

Concerte zu Paris, folglich ist man daselbst noch bequemer, als in diesem Concerte, wo man doch alles sehr gut hört. Man muß bemerken, daß der Vorzug dieser Concertsäle, gegen die Comödienhäuser, zum Theil daher kömmt, weil sich der Acteur gewissermaßen mitten unter den Zuhörern befindet, und hinter ihm weder Theater noch Scenen sind. Mit Hülfe eines Prosceniums wird man eben diesen Vorzug bey diesem neuen Plane antreffen, wo noch überdieß, nicht, wie im geistlichen Concerte, die außerordentliche Höhe des Gewölbes verhindert, alles deutlich zu vernehmen. Zu den großen Vortheilen den Acteur weiter in den Saal selbst gebracht zu haben, wodurch sich seine Stimme in den Scenen nicht verliert, und welches ihn gleichsam mitten unter die Zuschauer stellet, kömmt noch ein zweyter: nämlich, der Saal ist zirkelförmig, nicht tief, und steht fast von allen Seiten gleich weit ab, folglich kann die wellenförmige Bewegung der Stimme, weil sie gleich auffält, kein Echo verursachen, noch einen langen Raum durchstreichen, wodurch die Tonschwebungen gedämpft werden könnten. In den ungeheuren Theatern in Italien bemerkt man, daß in der Mittelloge die Töne, und die Articulation zwar deutlich genug, aber unläugbar, sehr schwach gehört werden: daran ist eben der gar zu große Raum schuld, der nach und nach fast die ganze Kraft der Impulsion schwächt: überdieß wird man noch wahrnehmen, daß in den daran stoßenden Seitenlogen gar nichts, oder doch sehr schlecht gehört wird. Meinem Erachten nach kömmt dieses daher, weil die Stimme dem Acteur gegen über nicht genug Widerstand findet, wohin sie doch am stärksten geht, folglich behält sie nicht Kraft genug, linker und rechter Hand zu wirken.

ken. Nach unserm Plane kann sich die in der Nähe aufgehaltene Bewegung rund umher verbreiten.

Vielleicht wendet man ein, daß, da die Stimme dem Acteur gegen über am stärksten auffält, sie auf die Logen, die ganz auf der Seite liegen, weit schwächer wirken müsse, aber man bemerke, daß sich der größte Theil der Zuschauer fast gegen über befindet, und daß überdieß die Personen auf den Seiten, dennoch näher sind, als in der Mittelloge irgend eines andern Theaters.

Ueberdieß ist es auch noch nicht so ausgemacht, als man denken könnte, daß die Stimme nicht fast eben so gut auf die Seiten als gegen über wirke; allerdings wirkt sie dahin, und zwar sehr stark, so bald sie sich nicht anderwärts verliert, und nicht ein gar zu großes Leeres für sich hin findet. Man kann dieses auf dem neuen Theater in den Tuillerien wahrnehmen, wo man besser als in irgend einem andern hört, der Acteur mag sich entweder gegen die Seite wenden, oder er mag ganz nach dem hintern Theile der Bühne gekehrt seyn. Diese glückliche Wirkung kann man vielen Ursachen zuschreiben, aber die unstreitigste ist, daß, weil die Coulissen nicht sehr tief sind, und die Stimme bald an die Mauer trift, sich dieselbe nicht gleich verliert, und gleichsam durch den ganzen Saal verfließt.

Ueberdieß können alle Mittel, die man nur anwenden kann, den Schall fortzupflanzen, bey dem vorgeschlagnen Comödienhause angebracht werden; die Verschiedenheit seiner Structur von andern, verhindert weder die Ausbreitung noch das Zurückpralten des Tones, wenn nicht die Baumaterialien schuld

sind, und man nicht zu große Oeffnungen läße, durch die er sich verlieren könnte.

Unterdessen sey es mir erlaubt anzumerken, daß die meisten Mittel, den Wiederschall darinnen hervor zu bringen, weil blos von einem Comödienhause die Rede ist, schädlich werden könnten. Alles was man hier verlangen muß, ist, die schwächste Articulation deutlich zu vernehmen, nicht aber die Stärke des Schalles zu vermehren. Man getraut sich so gar hinzu zu fügen, daß die Mühe, die man anwendet, in einem zum Singen bestimmten Saale, den Wiederschall zu erlangen, vielleicht nicht so vortheilhaft ist, als man denkt; zum wenigsten alsdann nicht, wenn man das Vergnügen, eine Stimme, so zärtlich sie auch ist, deutlich zu hören, dem Vergnügen vorzieht, daß aus der vermehrten Wirkung der Harmonie des Orchesters entspringt, unter welcher sich die Stimme gemeiniglich gar zu sehr verliert. Dieser Wiederschall hat allemal etwas vom Echo, und es kann nicht fehlen, daß in den Sachen, die sanft gesungen, oder geschwind ausgesprochen werden müssen, die Deutlichkeit der Stimme nicht darunter leiden sollte. Es ist wahr, in den Tönen, wo die Stimme ihre ganze Kraft anwendet, wird ihre Helligkeit durch das Zurückprallen vermehret, so bald aber die Stimme gemäßigter oder hurtiger gehet, hilft dieses Zurückprallen zu nichts, als vielleicht Unordnungen zu verursachen. Dieses bemerkt man in den Cathedralkirchen; wer nicht sehr nahe ist, hört blos einige Laute, die gewisse Töne zwar hellklingend machen, aber die deutliche Articulation der Wörter geht ganz verlohren.

Man hält sich also für berechtiget, zu glauben, daß es unnöthig ist, diejenigen Erfindungen anzuwenden, wodurch die Verstärkung des Tones gesuchet wird; es ist hinlänglich, wenn ihn nur nichts aufhält, oder seine Schwebung dämpfet. Zum wenigsten scheinet dieses alles zu seyn, was man auf einem Theater verlangen kann, wo alles so natürlich als möglich declamirt werden soll, und wo es wichtiger ist, daß man nichts von dem verliert, was der Acteur sagt, als daß das Ohr von der gewaltsamen Anstrengung, die er gebraucht, um es zu füllen, stark gerühret werde. Man mag einwenden was man will, so ist das natürlichste und sicherste, die Zuschauer so nahe zu bringen, daß sie ohne Mühe die Töne und die Articulationen deutlich hören können.

Erhält man dieses, so kann man der gar zu ungewissen Wirkungen der Zurückprallung entübriget seyn; und dieses schmeichelt man sich, in gegenwärtigem Vorschlage geleistet zu haben.

Ein andrer Fehler unsrer Theater, der sie sehr unbequem macht, ist, daß die meisten Logen nur von der Seite sehen, und daß die Personen auf der hintersten Reihe der Loge, sich in einer gezwungnen Stellung befinden, und oft stehen müssen, wenn sie etwas sehen wollen; und allemal wird ihre Aussicht, von den vielen die Logen absondernden Pfeilern sehr gebrochen; zu der Zeit, wo man die Höflichkeit seiner Bequemlichkeit vorzog, und das Parterre noch seine Freyheit hatte, war dieses die Ursache, warum man das Frauenzimmer nicht hinten sitzen ließ. Selbst die, so am besten gestellet sind, als in der königlichen und nächst folgenden Loge, sind nicht gut gestellet. Sie sind, wegen der zu großen Nähe der

Acteurs, dem Uebelstande ausgesetzet, daß sie das heftige Athemholen hören, welches nothwendig erfolgt, wenn man in einem sehr tiefen Saale auch hinten verstanden seyn will; sie sehen folglich das heftige Arbeiten der Gesichtsmuskeln, daß eine solche Anstrengung erfordert. Es ist wahr, in dem vorgeschlagnen Plane, ist, um die Gewohnheit in den Comödienhäusern beyzubehalten, auch ein Parquet; demnach werden die daselbst befindlichen Personen zwar allemal die allerkleinsten Bewegungen wahrnehmen; allein, da die übrigen Zuschauer so nahe sind; so brauchen sich die Acteurs lange nicht so anzugreifen. Die Nothwendigkeit, in der Ferne gehört zu werden, legt dem Acteur einen Zwang auf, wodurch seine Handlung übertrieben und unnatürlich wird. In diesem neuen Plane haben fast alle Logen den Acteur im Gesichte, weil er beynahe in der Mitte des Saales ist. Man kann ohne den Kopf umzuwenden, alles sehen, die im andern Range sind, so gut wie im ersten, und es ist beynahe gleichgültig, in den ersten oder andern zu gehen. Man kann also sagen, daß eigentlich hier gar keine schlechten Plätze sind, ungeachtet immer noch einer dem andern vorzuziehen ist.

Die unbequemsten Plätze würden etwa auf dem Balcon und in den angemerkten Logen seyn, (B. C. erste Platte) nebst den beyden darauf folgenden, die an das Theater stoßen. Allein selbst die, so an das Theater stößt, ist wirklich besser, als die gegenwärtigen Balcons im französischen Comödienhause in Paris. In diesen letztern sieht man fast allemal die Acteurs nur von hinten, da man sie hingegen in den nur angezeigten Logen, wenigstens, im Profil

sieht.

sieht. Endlich ist es nicht wahrscheinlich, daß Leute, die erst auf den Balcon giengen, nun in die Logen an den beyden Enden des Ovals gehen werden, da so viel bessere Plätze vorhanden sind; ungeachtet man in jenen nicht so übel wäre. Was die anbelangt, die an das Theater stoßen, so wird man wohl nicht läugnen, daß diese allemal gut genug sind, die gewöhnlichen Logen für die Acteurs daraus zu machen.

Es ist nicht zu läugnen, eine Bühne zu bauen, wo jedermann gleich gut gestellet ist, und welche bedeckt, eingeschlossen und so beschaffen seyn soll, daß sie so viel Zuschauer fasset als die unsrige, ist unmöglich. Vielleicht denkt man dieses durch einen regulairen halben Zirkel; zu erlangen, aber nach ein wenig Ueberlegung wird man sehen, daß der halbe Zirkel so viel Logen, blos durch Vergrößerung des Durchmessers, in sich fassen kann: nun würde dieses die Zuschauer entfernen, folglich verschwände einer der wichtigsten Vortheile, auf den man hier gesehen hat: nämlich, daß die Mittelloge (die nach diesem Plane die königliche Loge würde) so nah als möglich heran gerückt, und für das Gehör und Gesicht so bequem als möglich eingerichtet würde. Unser Oval hat alle Vortheile des halben Zirkels, denn man findet, wenn man es näher betrachtet, daß es einer ist, der nur platter zuläuft, um die Logen dem Theater näher zu bringen, und zirkelförmig verlängert ist, damit er sich mit demselben verbinde, und dadurch verhindre, daß die Oeffnung nicht größer werde, als es die Schönheit des Schauspiels erfordert. Man muß ferner bedenken, was für ein schlechtes Ansehen der Plafond haben würde, wenn er ein halber von

einer geraden Linie durchschnittner Zirkel wäre. Hier ist er ein regelmäßiges Oval, wo eine reiche und symmetrische Decoration, gemalte Verzierungen, oder ein mit Figuren geschmückter Himmel angebracht werden können. Obgleich in Gebäuden von dieser Art der Nutzen und die Bequemlichkeit zuerst in Betrachtung kommen müssen, so ist es doch auch sehr vortheilhaft, wenn das Auge von allen Seiten befriediget wird. Einer der wichtigsten Einwürfe, der von denen herrührte, welche es nicht versuchen wollten, den Plan selbst zu entwerfen, und seine scheinbaren Schwierigkeiten aufzulösen, war dieser, daß das ganze Theater zu weitläuftig wäre, und deßwegen im Verhältnisse der Höhe zu breit seyn würde, weil es die gewöhnliche Höhe unsrer Bühnen nicht überschreiten dürfte. Aus der ersten und vierten Platte sieht man, daß durch die Vertheilung des Platzes in drey ungleiche Scenen eine gewisse Anmuth aus dieser überwundnen Schwierigkeit entspringt. Die Hauptscene ist ein wenig kleiner als die in der französischen Comödie, unterdessen ist sie immer noch groß genug. Da sie zwey kleinere zur Seite hat, so macht sie durch diese verzierte Ausbreitung ein prächtigeres Ansehen, und das ohne Vermehrung der gewöhnlichen Unkosten. Hieraus folgt, daß die Zuschauer, welche in der Mitte der königlichen Loge, folglich am vortheilhaftesten Orte stehen, nunmehr nichts sehen, was die Illusion stöhren könnte; denn sie können selbst die Zuschauer nicht sehen, wenn sie nicht das Gesicht umdrehen.

Aus dieser in drey Abschnitte vertheilten Scene, folgt noch ein Vortheil: diejenigen, so in unserm Comödienhause auf den Seiten sind, (und das sind die meisten)

meisten) können allemal das Theater nur von einer Seite sehen, und für diesen Fehler hält sie nichts schadlos; hier sehen zwar die, so auf den Seiten sind, (und das sind die wenigsten) auch nur eine Seite der Hauptscene, aber sie haben an den kleinern, vor ihnen liegenden Nebenscenen, so zu sagen ihre eigene Decoration, die das Auge ergötzt. In unsern Comödienhäusern haben die Personen in der königlichen Loge und auf den Balcons darneben, keinen andern Prospect, als den gegenüber stehenden Balcon, der mit Zuschauern angefüllt ist; dieses streitet wider die Illusion, die man doch in jeder andern Absicht so gern befördern will. In diesem Plane sieht jede Loge, ausgenommen die, so an das Theater stößt, den Acteur so, daß er die Decoration hinter sich hat.

Das Gesetz der Einheit, ein Gesetz, das die Autoren so sehr einschränkt, scheinet auch dadurch leichter befolgt werden zu können, in so ferne, daß diese drey Scenen drey verschiedne Orte anzeigen könnten, und die der vordere Theil der Bühne vereinigen würde.

Die Wahrscheinlichkeit würde dadurch minder offenbar beleidigt. Der Ort, wo die Handlung nach der Strenge vor sich gehen sollte, würde zum wenigsten durch diejenige Decoration des Theaters angezeigt, wo die Acteurs herauskämen. In des Herrn von Voltaire Trauerspiele, Olympia, hat man schon so etwas ähnliches gesehen, welches viel Beyfall gefunden hat.

Manchmal sollen die Vorstellungen aus einigen von einander verschiednen Gebäuden bestehen, als in der Semiramis, wo sich zugleich ein Tempel, ein

Pallast,

Pallast, ein Grab zeigen soll, alles verschiedene Gegenstände, die der Decorateur aus Mangel des Raums blos durch einige allemal zu nahe an einander stehende Flügel trennen muß. Man sieht, wie viel besser er sein Genie auf unserm Theater brauchen könnte. So würde auch die ganze Breite des Hintertheils der Bühne, über die Nebenscenen hinaus, die nicht sehr tief seyn würden, ihm noch weit größere Vortheile verschaffen. Mit Hülfe einiger vorgerückten Flügel könnte er, indem er andere wegließe, im Grunde Prospecte, oder ganze Flügel, die viel breiter wären, anbringen. Nun sind es aber diese ganzen Flügel, wo der Decorateur alle seine Kunst zeiget, und nicht auf den halben Flügeln, die niemals natürlich lassen. Wollte man unterdessen annehmen, daß es manchmal nöthig wäre, daß die ganze Scene einen Ort vorstellte, z. E. einen Wald; nun so würde es sehr leicht seyn, unten aus dem Theater zwey Flügel steigen zu lassen, welche Landschaften vorstellten, und die zwey Säulen, welche die drey Scenen trennen, bedeckten. Es entspränge hieraus ein neuer Vortheil; oft soll man einen Thron, oder sonst etwas im Mittel des Theaters aufstellen; anstatt, daß man dieses ganz hinten thun muß, wo die Acteurs schwer verstanden werden, und überhaupt im Verhältnisse mit den Seitenflügeln wie Riesen aussehen, so setze man hier den Thron, oder was es ist, gleich vorne in die Hauptscene: die Acteurs bleiben hier noch immer in dem Saale, man versteht ihnen also alles, und die Vorstellung behält das gehörige Ebenmaaß, da sie ganz vorne angebracht ist. Das Gefolge der Hauptpersonen kann sich auf beyden Seiten mehr ausbreiten, welches einen prächtigern Anblick geben wird, als jetzt, da einer hinter dem andern steht.

steht. Hierzu kömmt, daß der Decorateur dadurch, weil man den übrigen und gewissermaßen vertieften Theil der Bühne nicht ganz leer zu lassen braucht, da im Vordergrunde, zu allem was vorgeht, Raum genug ist, die Freyheit bekömmt, verschiedne Gegenstände anzubringen, die durch eine glückliche Vertheilung zu malerischen und wahren Wirkungen Anlaß geben, und die ekelhafte Einförmigkeit ganz verbannen, der er sich unterwerfen muß.

In vielen unsrer tragischen und komischen Stücken ist es oft nöthig, daß einige Personen abgehen sollen, ohne von den auftretenden gesehen zu werden; bey einer einfachen Scene kann dieses nicht geschehen, ohne sie entweder ganz leer zu lassen, oder der Nachsicht zu mißbrauchen, die der Zuschauer hat, diesen Fehler zu übersehen. Manchmal sollen sich Acteurs verbergen und horchen, ohne daß sie der Zuschauer aus den Augen verliehre: hier geht es vermittelst der Nebenscenen an; bey einer einfachen hingegen fallen dergleichen Theaterspiele fast allemal übel aus.

Was man am ersten hier einwenden kann, ist, daß die Decoration von dem Acteur entfernter scheinen wird, als man sie bisher zu sehen gewohnt ist; allein dieser Einwurf hebt sich, sobald man überleget, wie wenig dieses mehr, als auf unsern bisherigen Bühnen beträgt.

Der Raum, den in diesem Vorschlage das Proscenium einnimmt, hält 15. Fuß, derjenige aber, den der Acteur unsrer gewöhnlichen Einrichtung nach hinter sich läßt, ist größer als 9 Fuß, und es beleidiget uns nicht: wie kann man glauben, daß 6 Fuß mehr, die man noch dazu verkürzet sieht, einen merk-

lichen

lichen Unterschied machen werden? Wir berufen uns auf die schon angezogene Vorstellung bey der Olympia, wo man diese Entfernung für keinen Fehler ansahe. Zu dem sollte diese Unbequemlichkeit, (wenn es anders eine wäre) allen denjenigen Vortheilen gleichen, die jener Weg, die Bühne zu verzieren, darbietet?

Wir haben gesagt, daß die Verzierungen hierzu nichts mehr kosten werden, denn da diese Theater von dem Zuschauer entfernter sind, so brauchen sie auch weniger Flügel; einer oder zwey werden oft hinreichend seyn, da in dergleichen abgebrochnen Flügeln der Zuschauer ohnedem nichts angenehmes sucht; der Prospect, der sie schließt, bietet ihm das schönste Gemälde dar, nach dem es nähmlich gut ausgeführt ist. Alle drey Scenen können mit sehr wenigen Flügeln und drey hübschen Prospecten, davon zwey nicht groß seyn dürfen, reichlich verziert werden.

Der Platz, der vor der Scene bleibt, wird zu den Ballets groß genug seyn, nur mit dem Unterschiede, daß sie anders anzuordnen sind; sie müssen sich nämlich mehr in die Breite ziehen. Man halte dieses aber ja nicht für eine Unbequemlichkeit; es wird vielmehr der Vortheil daraus entspringen, daß alle Tänzer können gesehen werden, und keiner den andern deckt.

Wir kommen zu der nähern Eintheilung des Platzes für die Zuschauer; man sieht sogleich, daß in diesem Plane weit weniger Logen angegeben sind, als in dem, von dem französischen Comödienhause. Die ersten Ranglogen und die Balcons des letztern fassen 168 Personen, da in unserm Vorschlage auf die näm-

nämlichen Orte nur 132 Personen können gerechnet werden. Allein die Menge der Personen, die hier sowohl in dem allgemeinen Balcone, den man das Amphitheater nennen kann, als auch in dem Parquet Raum haben, ersetzet diesen Verlust reichlich.

Der allgemeine Balcon faßt 123 Personen, das Amphitheater in dem französischen Comödienhause, nach eben diesem Verhältnisse berechnet, nicht mehr als neunzig: So sind auch in dem Parquet nur 144 Sitze, da das unsrige 194 hat.

Dieses zusammengenommen beträgt 47 Plätze, jeden zu 6 Livres Einnahme mehr; derjenigen vielen Personen ungerechnet, die bey Gelegenheit eines neuen Stückes, in den vier breiten Eingängen stehen können, die zwischen den Hauptlogen durchgehen, und auf den großen Balcon führen.

Wir verlieren also nur 22 Plätze in den Logen des zweyten Ranges, denn in dem Comödienhause haben 172, und hier nur 150 Personen Raum.

So ist auch die 3 Reihe Logen bey uns um 12 Plätze kleiner. Allein diesen Abgang ersetzen nicht blos die überzähligen Stellen auf dem Balcon und in dem Parquet, sondern ungefähr noch 100 andre Plätze, die wir im Parterre mehr haben; wie wir bald sehen werden. Folglich könnte dieses Schauspielhaus, der andern Mittel die Einnahme zu vergrößern ungerechnet, die wir in der Folge angeben wollen, ungefähr 200 Livres mehr einbringen, als das, welches wir gegenwärtig haben.

Vielleicht, denket man, wäre es leicht, die Zahl der Logen durch Vergrößerung des Ovals zu vermehren.

mehren. Ja, aber mit Verlust des vortheilhaften Endzwecks, den man hier hauptsächlich zum Grunde leget, nähmlich es so einzurichten, daß die entferntesten Personen keinen so großen Abstand haben, daß sie nicht alles deutlich hören und sehen sollten. Wäre die Frage von einem Opernhause, da könnte man allenfalls, um einige Plätze mehr zu erhalten, die Logen etliche Fuß weiter hinter rücken: weil die Stimme im Singen allemal durchdringender ist, als in der Declamation.

Uebrigens ist gewiß, daß jedes Haus, wenn es zwar nach diesem Plane, aber viel größer erbauet werden sollte, nicht allein vor den gewöhnlichen keinen Vorzug, sondern noch den Fehler haben würde, daß niemand einen rechten guten Platz bekäme. Zudem ist es nicht nöthig, daß unsre Schauspielhäuser viel größer seyn müßten, als sie wirklich sind, wenigstens sollen sie es nicht scheinen. Es geschieht selten, daß der ganze Saal ausgefüllet wird; in den andern Fällen wird ein zu großer Saal ganz leer scheinen.

Der unsrige hat weniger Logen, eine kleine Anzahl von Damen wird also dem Stücke ein gutes Ansehen geben.

Die Sitze des zirkelförmigen Balcons haben keine beschwerlichen Abtheilungen: ein jeder kann sich also hinsetzen, wo er hin will; folglich wird derselbe von einer mittelmäßigen Anzahl Personen ziemlich besetzt scheinen.

Ein Einwurf ist noch übrig, den verschiedne gemacht haben, und den ich, um nichts zu übergehen, billig beybringen muß. Man will behaupten, daß

es

es den Personen in den Logen des ersten Ranges unangenehm seyn würde, zwey Reihen Leute vor sich sitzen zu haben. Es läßt sich aber schwerlich begreifen, warum sie lieber den freyen Blicken des Parterres, als den Blicken derjenigen ausgesetzet seyn wollen, die noch eher ihres gleichen zu seyn scheinen, da sie für ihre Plätze eben so viel bezahlen, und noch über dem, weil sie so nahe sind, ohne die größte Unverschämtheit, die Augen nicht stets auf sie richten können. Ja ich getraue mich zu sagen, daß es für die Damen ein Vergnügen seyn muß, daß sich Leute von ihrer Bekanntschaft, oder an denen sie sonst Antheil nehmen, ohne die Logen erst aufschließen zu lassen, mit ihnen unterhalten, oder sich unter sie stellen können, ohne daß es gezwungen läßt. Ueberhaupt, wie viel giebt es in dem französischen Comödienhause Logen, die jenen angeblichen Vorzug haben, unmittelbar über dem Parterre zu stehen?

Auf jeder Seite sind die zwey ersteren über dem Parquet, und vor den sieben im Grunde laufen alle Reihen des Amphitheaters vorbey.

Wir kommen nunmehro zu dem Parterre. Dasjenige in dem französischen Comödienhause hat ungefähr 840 Fuß in das Gevierte, dieses hier, ungeachtet seiner kleinen Tiefe hat 974, daher für 90 bis 100 Personen mehr Raum ist. Will man ein noch größeres Parterre haben, so könnte man dieses, da es blos unter dem großen Balcon, und nicht unter den Logen wegläuft, weil keine Pfeiler im Wege stehen sollten, noch um 3 Fuß hinter den Pfeiler vertiefen.

Auf einem so großen Bogen beträgt dieses 324 Fuß, folglich für 200 Personen mehr Platz, die immer noch nicht so weit entfernt werden, daß sie nicht gut hören und sehen sollten.

Man wird freylich da nicht am besten stehen; allein bey Gelegenheit einer Neuigkeit ist man mit einem erträglichen Platze zufrieden.

Man könnte die Sache so gar noch weiter treiben, denn man dürfte nur das Parterre um die ganze Tiefe der ersten Logen, das heißt, um 5 Fuß erweitern, alsdann erhielte man anstatt 324, 530 Fuß; folglich hätten noch 300 Personen mehr Raum.

Fragt man vielleicht, wozu ein so großes Parterre nütze, das beynahe 900 Zuschauer in sich fassen kann? Freylich ist es an dem, daß man nicht hoffen kann, daß es allemal besetzet seyn werde; hingegen würde die Gewißheit, stets Platz zu finden, eine Menge Leute ermuntern, in die Comödie zu gehen, die diesem Vergnügen entsagen, so bald die bestimmte Stunde geschlagen hat; das Auge würde auch außerdem nicht beleidiget werden, weil man den leeren Raum unter dem Balcon und den Logen kaum merken würde.

Zu den Vorzügen meines Planes muß ich wirklich denjenigen reizenden Anblick mit zählen, den die im Halbzirkel sitzenden Damen, den Personen im Mittel des Parterres und des Parquets geben werden; und man kann nicht läugnen, daß uns das französische Comödienhaus, das wie ein Gäßgen lang und schmal ist, dieses Anblicks beraubet.

In

In einem so zirkelförmigen Parterre würden die Hin und Herbewegungen nicht so heftig seyn; anstatt, daß derjenige, der in dem Comödienhause am Parquet stehet, bey dem Gedränge im Parterre den Druck von 27 Personen auszuhalten hat, so kommen hier höchstens 15 auf den Mann. Weiter hinten, wird es viel leichter seyn, Ordnung zu beobachten und zu unterhalten: noch mehr; die Wachen stünden an der Mauer: sie verdeckten also nicht den Acteur.

Es giebt noch mehr Mittel, eine größere Menge Zuschauer einzulassen, welches, wenn ein Stück neu, oder der Beyfall außerordentlich ist, den Schauspielern vielen Vortheil bringt, denn nichts ist wohl gewisser, als daß man bey dergleichen Gelegenheiten, allemal lieber einen schlechten Platz, als gar keinen, nimmt. Man weiß, wie einträglich es für die Oper ist, daß in den Logen des ersten Ranges, die kleinen Oeffnungen sind, die man Lunetten nennet, und wie viel Personen sich glücklich schätzen, bey großem Zulaufe in dem Corridor bleiben zu können. Gleichwohl sind diese Lunetten sehr klein, und überhaupt beleidigend, weil sie über dem Kopfe der Person sind, die in der Loge sitzet. Man schlägt hier eine andre Art von Oeffnung vor, die den Personen in den Logen weniger beschwerlich fällt, und durch die man viel mehr Plätze erhält.

Die ersten Logen sind mit Fleiß viel höher, als in unsern gewöhnlichen Schauspielhäusern. Einestheils, giebt diese Erhöhung derjenigen Reihe, in welcher die vornehmsten Personen sind, eine gewisse

Würde; zweytens verschafft sie uns den Vortheil, oben in der Höhe, am Ende jeder Loge, eine Art von Schubbret anzubringen, welches, wie die Glasscheiben in den Wagen, hinunter gelassen, und in der Fuge der Oeffnung verborgen werden kann. Diese Oeffnung braucht nur zwey Drittel der Breite einer Loge, und keine große Höhe zu haben. Vermittelst einer Bank, die man in dem Corridor aufstellt, kann man zwey Reihen Leute placiren; weil sie über einander zu sitzen kommen; und weil die Oeffnungen über dem Kopfe der in der Loge befindlichen Person sind, so würden sie derselben lange nicht so beschwerlich fallen, als die Lunetten.

Dieses mit gemalt erhobner Arbeit verzierte Schubbret bleibt bey gemeinen Stücken zu; allein, bey einem großen Zulaufe, um viel Sitze zu gewinnen, bedient man sich dieses Mittels, freylich nur in Ermangelung eines bessern, das aber gleichwohl den Comödianten von jeden 6 Livres mehr einträgt. Sie werden für eine Menge Leute hinlänglich seyn, die nur etwas Neues sehen wollen, um zuerst ihr Urtheil darüber zu fällen, und übrigens nicht denken, daß eine genauere Untersuchung dazu gehöret, zu entscheiden, ob ein Stück schön oder verwerflich sey. Dieser Vorschlag ist in dem schönen Schauspielhause des Hrn. Soufflot zu Lyon mit Erfolge ausgeführet worden.

Man wird wahrnehmen, daß jede Loge 2 ½ Fuß zurück stehet, je, nach dem sie höher ist. Hierdurch werden die vordersten Reihen, wo die Damen sitzen mehr erleuchtet; sie haben auch kein Bret mehr über

dem

dem Kopfe, an das sie alle Augenblicke anzustoßen scheinen; die Personen im zweyten Range wird man nicht mehr im Dunkeln verlieren, und sie werden, ungeachtet dieser Entfernung, alles noch gut hören, da es bekannt ist, daß die Stimme allemal mehr in die Höhe, als in die Tiefe gehet. Für die Damen wird der Vortheil hieraus erwachsen, daß sie alles sehen, und zugleich von allen Personen, die vorne stehen, gesehen werden können.

Es ist uns nichts mehr übrig, als daß wir von dem Mittel sprechen, das wir sowohl zur Erleuchtung des Theaters als auch der Zuschauer angegeben haben. Man sieht leicht, daß, wollte man die Versammlung blos mit Cronleuchtern erleuchten, zwey an den beyden Enden des Zirkels hinlänglich wären; allein es ist allemal eine große Unbequemlichkeit, zwischen sich und dem Acteur Lichter zu haben, welche blenden. In den zweyten Ranglogen wird dieses noch merklicher, und gleichwohl kommen diese desto mehr in Betrachtung; da sie am stärksten besetzet sind.

Ein zweyter Uebelstand, den das in die Höhe ziehen der Cronleuchter vorne auf dem Theater verursachet, wenn man ihm nicht etwa womit abhilft, ist, daß die Acteurs nur von unten erleuchtet werden, und daß dieses gar nicht dasjenige Licht ist, welches der Decorateur voraussetzet. Noch mehr, die Actrizen, wenn sie den Kopf in die Höhe heben, haben allemal einen Theil des Gesichtes im Schatten, das ihnen eben nicht vortheilhaft ist.

Es würde also unendlich besser seyn, wenn das Hauptlicht von oben einfiele. Dieses habe ich hier vermittelst eines Simses versucht, der in einer gewissen Entfernung unter den Plafond angebracht ist, und der hübsch verzieret werden kann; welches Gelegenheit giebt, auf dem vordern Rande so viel Lichter anzubringen, als man für nöthig hält. (in der 6. Platte ist dieses mit einem stärkern Schatten angegeben.) Derjenige Theil dieses Ovals, der die Zuschauer erleuchten soll, braucht nur eine Reihe Lichter; diejenigen hingegen, die nach dem Theater zugehen, und die es erleuchten sollen, müssen mit gesenkten Wachslichtern besetzet werden; denn diese geben die reinste und schimmerndste Flamme. Der Aufwand würde so groß eben nicht seyn, weil wahrscheinlich 30 Stück Lichter hinreichend sind. *) Glaubt man noch genauer wegzukommen, so bediene man sich der Widerscheinlampen, die zwar den Fehler haben, daß ihre Flamme, wenn sie weit fällt, einen unstäten und zitternden Schein von sich wirft. Hinter die Lichter kann man einen Grund legen, den man aber stets weiß unterhalten muß, doch darf er nicht von weissem polirten Bleche seyn. Diejenigen, welche mit beyden einen Versuch zur Verbesserung des Geleuchtes gemacht haben, wissen, wie schön und wie wenig beschwerlich das Licht ist, welches von einem solchen weissen Grunde zurück fällt, da hingegen

*) Ja, die Hälfte wäre genug, weil man auf den Theil des Simses, der über dem Theater weggehet, und blos zur Erleuchtung der Decoration dienet, nur Inselflichter zu setzen brauchet: blos die innere Seite des Simses, nach dem Acteur zu, muß am stärksten erleuchtet werden.

gen das, welches ein polirter Cörper zurückgiebt, mehr blendet als erleuchtet. Es würde überflüßig seyn zu sagen, daß ein Weg für den Lichtputzer und Ausgänge für den Rauch erforderlich sind. Man befürchte ja nicht, daß das Vordere der Decoration zu wenig erleuchtet seyn würde, weil es etwas entfernter als gewöhnlich ist; überhaupt muß man nicht alles Licht auf die vordere Vorstellungen versparen, wenn man will, daß die Decorationen gut ausfallen sollen. Dieses vordere muß vielmehr im Verhältnisse mit den hintern Decorationen eine gewisse gemilderte Dunkelheit behalten; welches viel beyträgt, daß der Himmel, oder alles was im Grunde ist, mehr hervorsticht. Die Erleuchtung quer vor dem Theater behalte ich bey, nur vertiefe ich sie so, daß sie die Füße des Acteurs nicht mehr verdecket. Es wäre zu wünschen, daß diese Art von Geleuchte ganz wegfiele; vielleicht kann man sie weglassen, wenn man alle die Lichter beybehält, die ich vorgeschlagen habe. Gleichwohl scheint diese erste Art von Geleuchte, nicht allein des Lichts selbst wegen erforderlich, sondern auch weil sie den Acteur blendet, und ihn verhindert, die ganz nahen Personen gewahr zu werden, die ihn vielleicht durch ihr ununterbrochnes Ansehen irre machen könnten.

Sollte man aber die Acteurs noch nicht deutlich genug sehen, so wäre es leicht, an den beyden Enden, die der halbe Circul am Proscenio macht, zwey Fußgestelle anzubringen, auf die man eine Vase oder eine liegende Figur stellte, die an diesem Orte eben nichts wichtiges verdecken würden. Hinter diese Fußgestelle setze man sowohl auf der einen als der andern

dern Seite irdene Lichtnäpfe, die ihren Schein auf die Acteurs werfen, wenn dieselben tiefer hinten stehen.

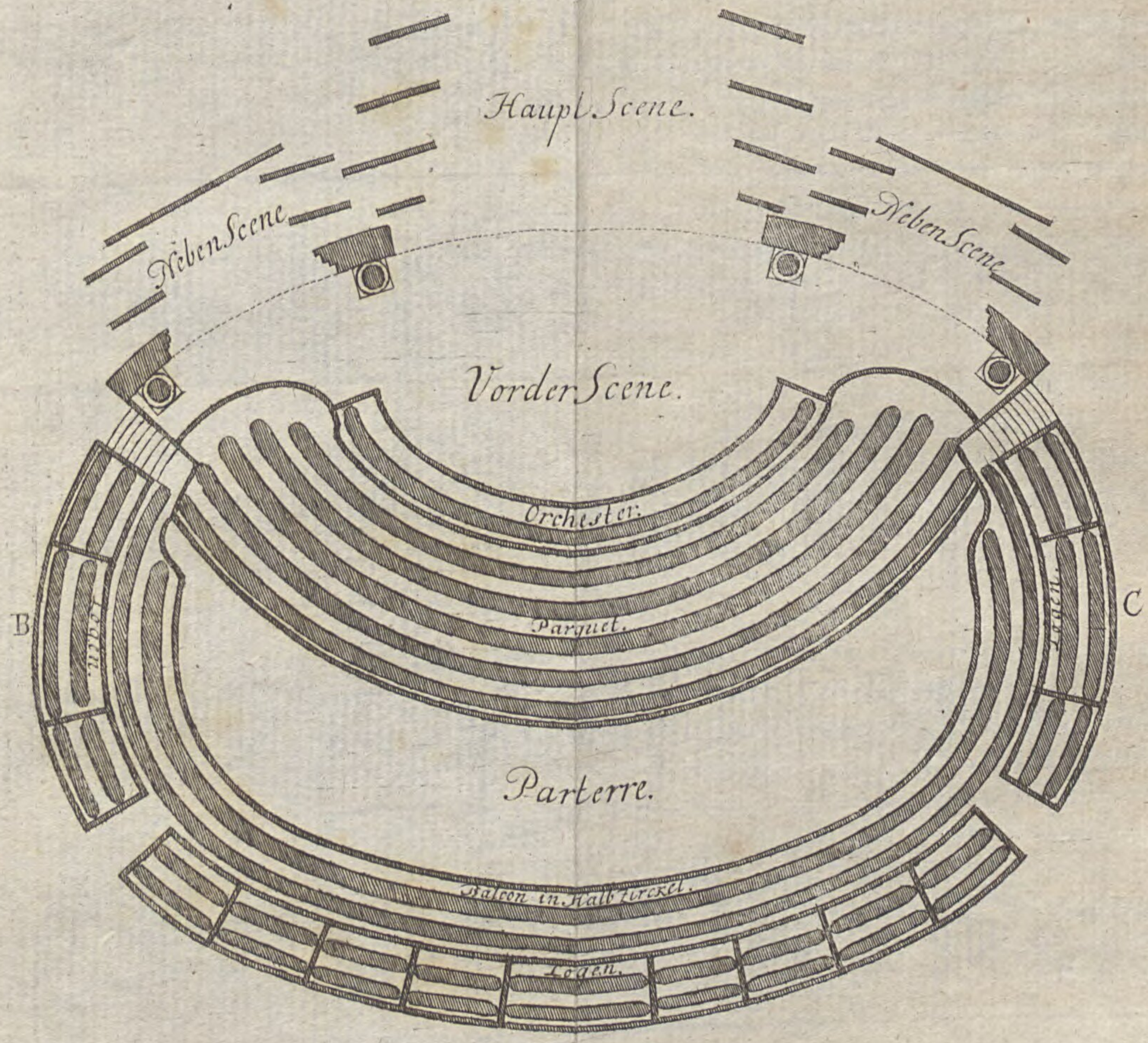
Der wesentliche Vortheil, der aus dieser Art zu erleuchten entspringt, ist dieser, daß man der Lichter nur in so ferne wird gewahr werden, in wieferne man in die Höhe sehen will, und daß sie folglich die Wirkungen der Vorstellung nicht stöhren.

Dieses sey die Erklärung, die man zu geben für nöthig gehalten hat, damit der Sache kundige Personen, bey Untersuchung derselben, das, was gut ist, brauchen, und dasjenige verbessern und vollkommner machen, worinnen man vielleicht geirret hat.

Bayerische Staatsbibliothek München

Blat I.

Entwurf eines Schauspiel Hauses.



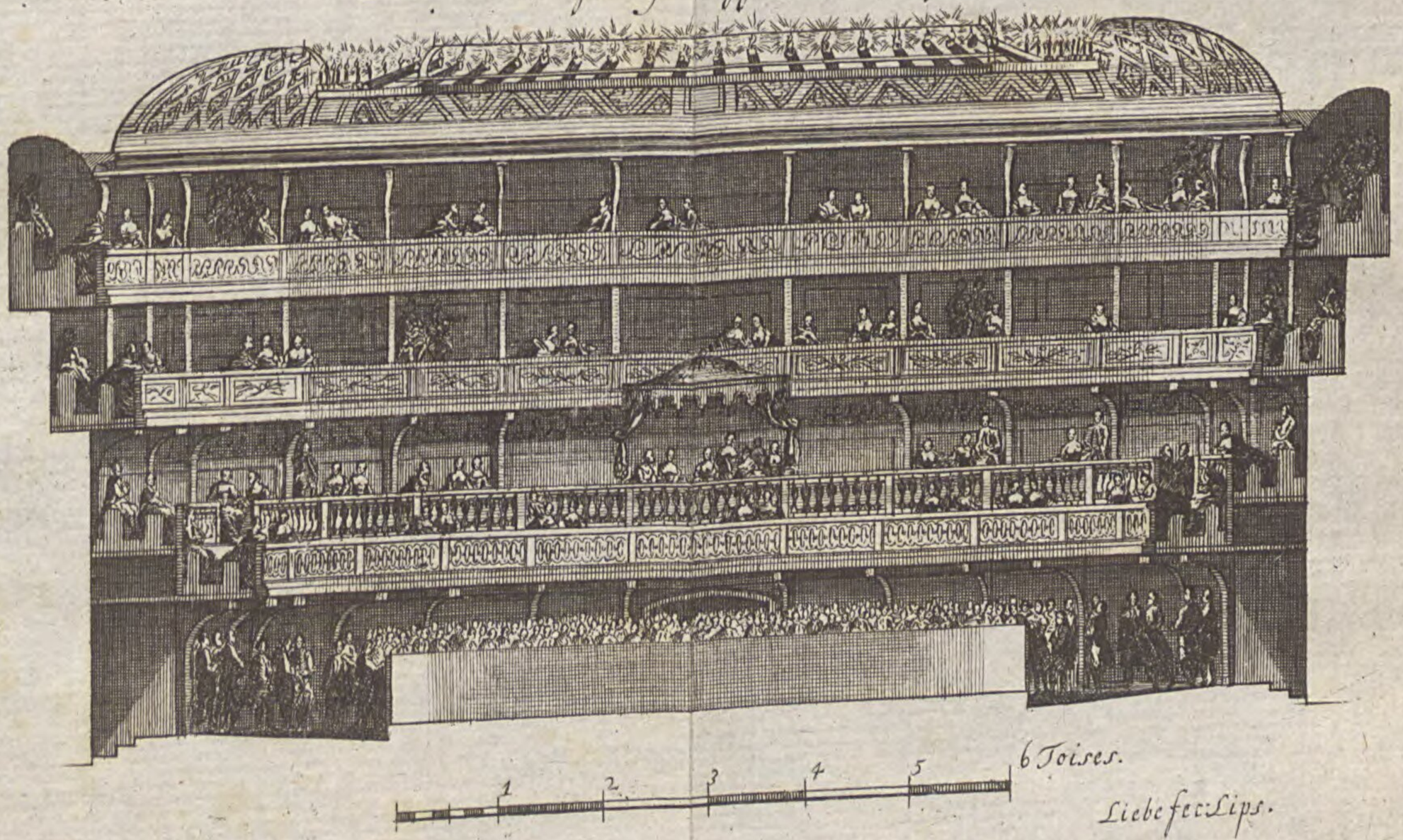
Liebe fec: Lips:

Bayer
labbi ek
Mün

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Blat II

Durchschnitt des Schauspiel-Hauses nach dem grosen Durchmesser.
Die Vertiefung desselben vorstellend.

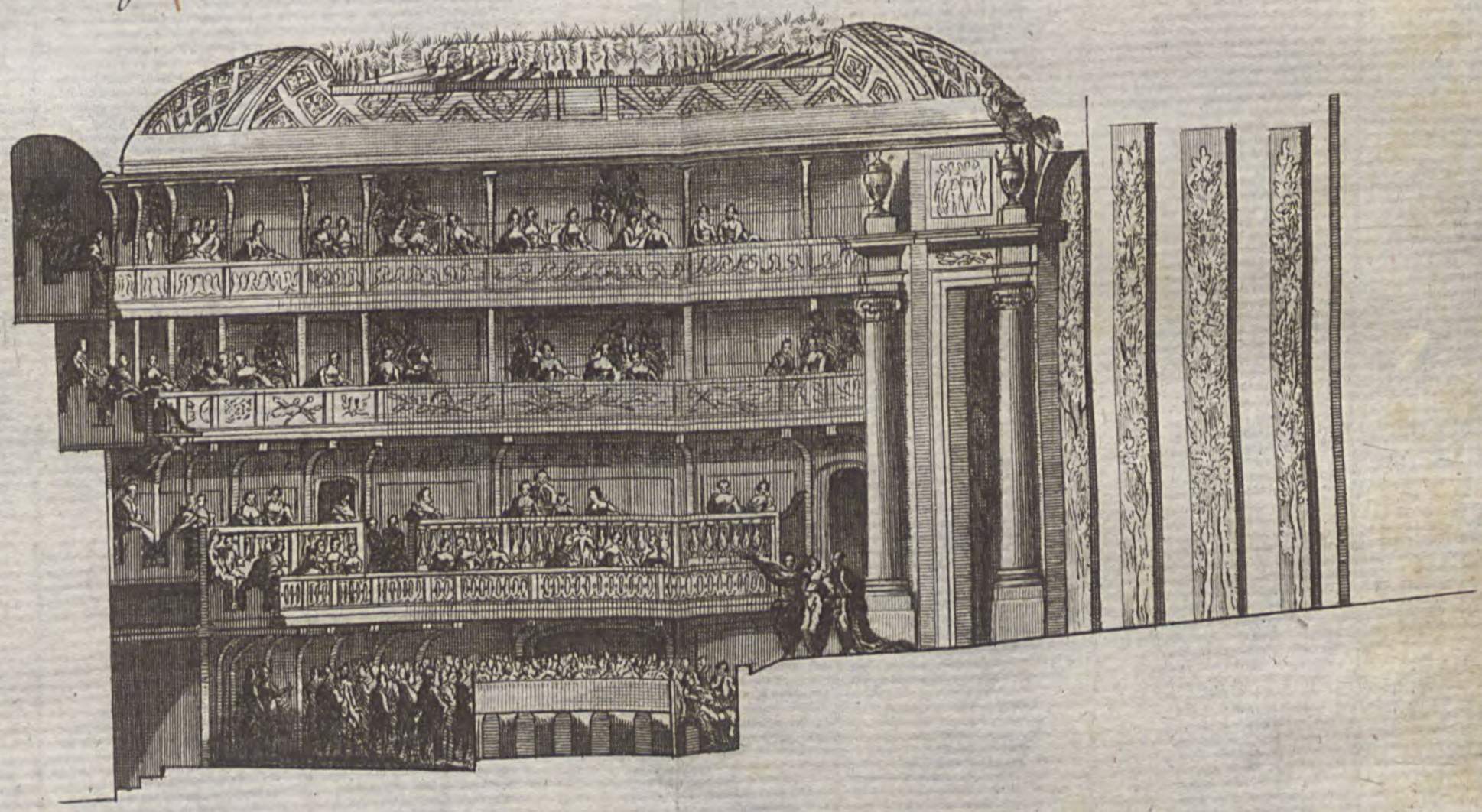


Liebe fec. Lips.

Ba
Staa
M
ek

Blat III.

Durchschnitt des Schauspiel-Hauses nach dem kleinen Durchmesser.



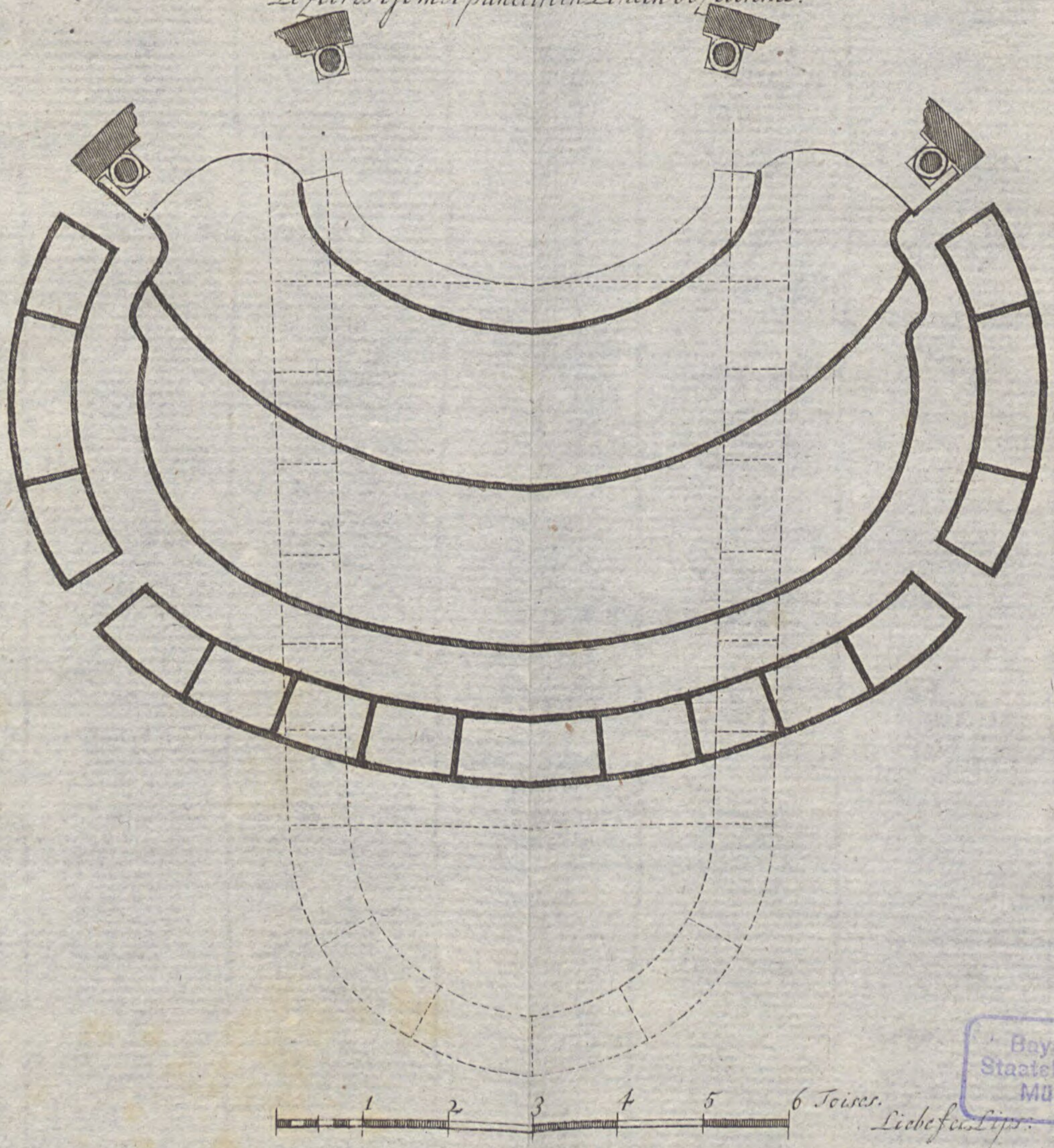
1 2 3 4 5 6 Toises.

Liebe feer Lips:

Bayerische Staatsbibliothek München

Blat V.

Entwurf des Schauspiel Hauses in Vergleichung mit dem frantzösischen.
Lezteres ist mit punctirten Linien bezeichnet.



Bayerische Staatsbibliothek München

Liebefestips.

Blat VI.

Deckenstück des Schauspiel Hauses.
Nebst der Kuppel mit den Lichtern.

Liebe fec: Lips:

Bayerische Staatsbibliothek München

XXX

IX, 83

XII, 84

XII, 86

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Laugier, Marc Antoine,

Des Abts Laugier neue Anmerkungen über die Baukunst Nebst einem zwiefachen Anhange, als des Herrn le Roi Geschichte der Einrichtung und Gestalt der christlichen Kirchen von Kaiser Constantin dem Großen bis auf unsre Zeit; und ein Vorschlag zu einem Comödienhause. Mit Kupfern. Aus dem Franzö

Leipzig 1768

A.civ. 60
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10059430-3
VD18 10572384